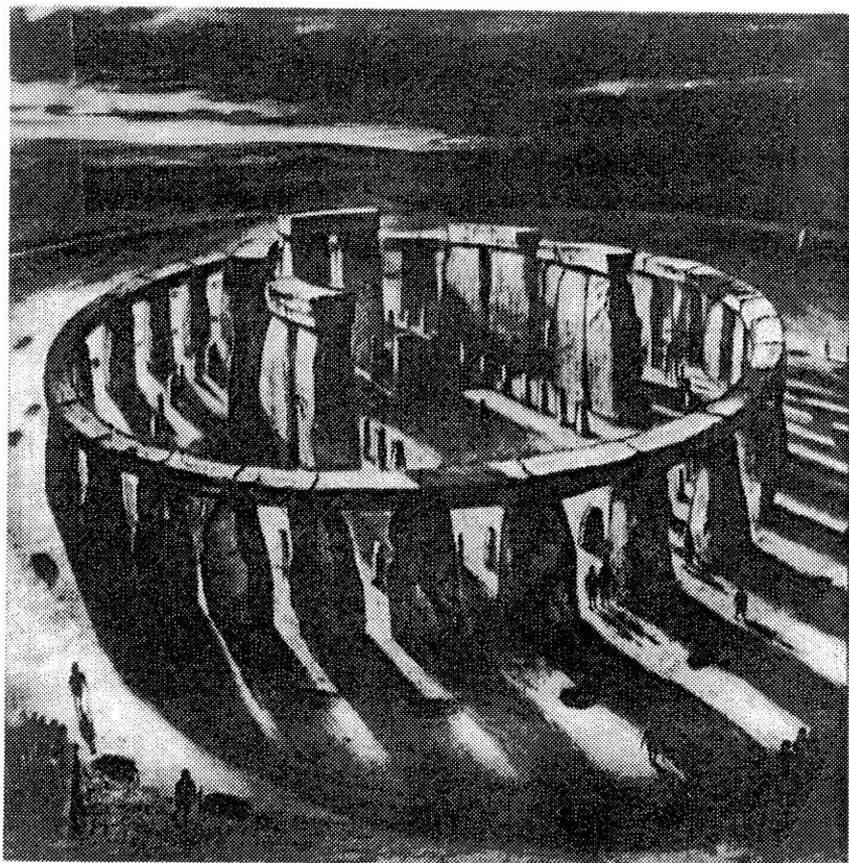


Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

1/2004



Jahrg. 16, Heft 1, April 2004



ISSN 0947-7233

Titelbild: Stonehenge, ein englischer Rekonstruktionsversuch [Felix Paturi: Zeugen der Vorzeit; Düsseldorf, Abb. 123]

Impressum:

Zeitensprünge *Interdisziplinäres Bulletin*

(*vormals „Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart“*)

Mantis Verlag Dr. Heribert Illig
D-82166 Gräfelfing, Lenbachstraße 2a

Tel. 089 / 87 88 06
Fax: / 87 139 139
mantisillig@gmx.de

ISSN 0947-7233

Edition und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig

Contributing Editor: Prof. Dr. phil. Dr. rer. pol. Gunnar Heinsohn
Raphael-Lemkin-Institut für Xenophobie- und Genozidforschung
28344 Bremen, Universität FB 11, Postfach 330440

Tel. 0421/2183154 Fax: 0421/2182089 gheins@uni-bremen.de

Home-page, eingerichtet von Günter Lelarge

www.mantis-verlag.de

dort auch das **Autorenregister** der *Zeitensprünge*

ww.chrono-rekonstruktion.de für das derzeit entstehende **Stichwortverzeichnis**

Druckerei: Difo-Druck GmbH, 96052 Bamberg, Laubanger 15

Bezugsbedingungen:

Nach Einzahlung von 35,- € auf das Verlagskonto (außerhalb Deutschlands bitte 40,- € bar oder als Scheck senden) werden bei Erscheinen die drei Hefte des Jahresabonnements 2004 verschickt.

Alle früheren Hefte können einzeln nachgeliefert werden (€-Preise je nach Umfang zwischen 5,- und 12,-). **Jahrgänge:** 1989 = 17,50; 1990-1991 je 20,- ; 1992-1994 je 22,50,- ; 1995 = 27,50; 1996 = 30,- ; 1997-1998 = 32,50; 1999-2000 = 35,- ; 2001-2002 = 37,50 ; 2003 = 32,- . Porto im Preis enthalten.

Copyright ©: Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto: Heribert Illig Verlag 137 238-809 (zwingende Kontobezeichnung), Postbank München (BLZ 700 100 80)

EU-Überweisungen: IBAN: DE21 7001 0080 0137 2388 09 BIC: PBNKDEFF

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jg. 16, Heft 1
April 2004

Editorial

Der Winter ist und bleibt die beste Jahreszeit für die Forschung. Mit Wohlgefallen habe ich diese Ausgabe der *Zeitensprünge* wachsen und gedeihen sehen; es waren sogar zwei Artikel dem nächsten Heft zuzuschlagen. Allerdings: Die jetzt vorliegenden 250 Seiten müssen ultimativ die obere Grenze markieren, da ein noch größerer Umfang endgültig unter die Rubrik 'Buch' fallen und eine grundsätzlich andere Redaktion erfordern würde. Jedoch: Bisher bin ich immer konzilient mit jeder genannten Obergrenze umgegangen – jede Grenzziehung wurde überboten, sicher nicht zu Lasten der LeserInnen, sofern diese nicht generell das Lesen als Last erachten.

Die Zahl der Jahrestreffen wird deswegen aber nicht mitgesteigert: Wenn sich nicht ein brandheißes Thema einstellen sollte, bleibt es bei dem praktizierten Eineinhalbjahresrhythmus, womit das nächste Treffen am Himmel-fahrtswochenende 2005 stattfinden soll.

Gelegentlich taucht die Frage auf, wieso im Heft Artikel abgedruckt werden, die ohne jede Hinterfragung der Chronologie geschrieben worden sind. Natürlich sind die *Zeitensprünge* prinzipiell chronologiekritisch konzipiert. Aber sie haben nicht nur verschiedene Schwerpunkte – etwa Vorzeit, Antike, Hellenismus, Frühmittelalter –, sondern beliebig viele 'Ausläufer' in andere Gebiete. Weiter liegen für alle genannten Zeiträume nur mehr oder weniger gut begründete Vorschläge vor, die keineswegs von allen mitgetragen werden. Hinzu kommt, dass so manches einschlägige Buch gar nicht mehr greifbar ist, also auch nicht mehr vorausgesetzt werden kann. Der Herausgeber denkt da naheliegenderweise an *Die veraltete Vorzeit* und an *Chronologie und Katastrophismus*. Die beiden Titel sollen heuer bzw. nächstes Jahr wieder ins Programm genommen werden. Doch zuvor wird das posthume Werk von Specht K. *Heidrich* erscheinen, das einen neuen Ansatz zur Verzahnung von Mykenern, Minoern, Hethitern und Ägypten bringt, indem es die griechischen Sagen ebenso wie die historischen Dokumente auf ihren Realitätsbezug abklopft. So bleibt eines klar: Die Leser der *Zeitensprünge* sind in der Lage, mit unterschiedlichen Chronologien umzugehen – ein Vorteil, der so manch einem Spezialisten verwehrt ist. Beste Grüße

H. C. J. J. J. J.
24.

Rawlinsons fünf Reiche

Andreas Birken

Der Historiker George Rawlinson (1812–1902) war der jüngere Bruder des berühmten Orientalisten – Assyriologen, Soldaten, Diplomaten und Politikers – Henry Rawlinson (1810–1895), eines der Entzifferer der Keilschrift. Seine Schriften hatten keine so bleibende Wirkung wie die Eduard Meyers, und er ist in modernen Nachschlagewerken nicht mehr vertreten. Wissenschaftsgeschichtlich ist er aber von großem Interesse, weil er sein Hauptwerk unmittelbar vor Meyer veröffentlichte und dieser zunächst auf ihm aufbaute. Der Titel lautet: *The Five Great Monarchies of the Ancient Eastern World*. Das dreibändige Werk behandelt die Geschichte des Alten Orients ohne Ägypten und erschien erstmals 1862. Die zweite Auflage folgte 1870, die dritte 1873 und die vierte 1879 [in der Folge zitiert als *Monarchies* nach der 3. Auflage], hatte also durchaus Erfolg. 1873 kam Parthien als sechste und 1876 Neupersien als siebte Monarchie hinzu; 1881 veröffentlichte er eine Geschichte Ägyptens.

Sein Hauptwerk entstand also nach Entzifferung der Keilschrift, aber vor der Entdeckung der Hethiter. George war kein Feldforscher wie sein Bruder Henry, aber er verkörperte das Gelehrtenwissen seiner Zeit, das auf der Bibel und der humanistischen Bildung fußte. Er versuchte, die Überlieferung der antiken Autoren mit den neuen Erkenntnissen der Assyriologie zu verbinden.

Rawlinson kannte außer Ägypten folgende fünf Reiche: 1. Chaldäa, 2. Assyrien, 3. Medien, 4. Babylonien und 5. Persien. Neben diesen wusste er nur noch von Elam (Susa). Die Elamiter waren für ihn Vorgänger der Meder. Seine Chronologie beruht auf Berossos, dem babylonischen Gegenstück zum Ägypter Manetho, so wie dieser von den antiken Autoren überliefert ist. Desse erste Dynastie von 86 Königen, die 34.060 Jahre regiert haben sollen, schiebt er als mythologisch zur Seite und kommt nach Ergänzung der Lücken in der Überlieferung zu folgender Tabelle historischer Dynastien:

Dynasty	Years	B.C.
I. of ? Chaldaean kings	?	– 2286
II. of 6 Median kings	234	2286 – 2052
III. of 11 (?) kings	48	2052 – 2004
IV. of 49 Chaldaeam kings	458	2004 – 1546
V. of 9 Arabian kings	245	1546 – 1301
Reign of Pul (Chaldaean king)	28	775 – 747
VII. of 13 ? kings	122	747 – 625
VIII. of 6 Babylonian kings	87	625 – 538 [Monarchies I.151]

Dazu sagt Rawlinson [*Monarchies* I.152; Übersetzung hier und im Weiteren A.B.]:

„Ob die Chronologie völlig verlässlich ist, ist eine andere Frage. Das Zeugnis sowohl der klassischen Autoren als der Monumente zeigt, dass exakte Chronologie ein Gegenstand war, dem die Babylonier und Assyrer große Aufmerksamkeit widmeten. Der ‘Kanon des Ptolemäus’, der eine genaue babylonische Rechnung der Zeit von 747 bis 331 v. Chr. enthielt, wird allgemein für ein sehr authentisches Dokument gehalten, auf das wir uns vollständig verlassen können. Der ‘Assyrische Kanon’ [von seinem Bruder Henry entdeckt], der die Regierungsjahre der assyrischen Könige von 911 bis 660 v. Chr. angibt, scheint ebenso vertrauenswürdig zu sein. Wie weit zurück die genauen Aufzeichnungen reichten, ist unmöglich zu sagen.“

Das erste Reich

Rawlinson beginnt sein Geschichte im Jahre -2286 mit dem biblischen Nimrod (Berossos nennt keine Königsnamen) als erstem chaldäischem König. Die acht medischen Könige der 2. Dynastie hält er für arische Herrscher aus Elam, die zeitweise über Chaldäa die Oberherrschaft ausübten. Deren erster soll Zoroaster (Zarathustra = Kudur-Nakhunta) gewesen sein [*Monarchies* I. 160]. Zu dieser Dynastie gehörte auch Kudur-Lagamer, ein Zeitgenosse Abrahams, der – so scheint es – im -22. Jh. das erste Großreich der Geschichte gründete [*Monarchies* I. 176 f.]:

„Kudur-Lagamer, der elamitische Fürst, der, mehr als 20 Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung, nachdem er sein Herrschaftsgebiet über Babylonien und die angrenzenden Länder ausgedehnt hatte, mit einer Armee über 1200 Meilen von der Küste des Persischen Golfs zum Toten Meer marschierte und Palästina und Syrien zwölf Jahre unterworfen hielt und so Eroberungen vollbrachte, die aus dieser Gegend erst zur Zeit Nebukadnezars fünfzehn- oder sechzehnhundert Jahre später wiederholt wurden, hat Anrecht darauf, als eine der bemerkenswertesten Personen der Weltgeschichte angesehen zu werden – er war gleichsam der Vorläufer und Prototyp all der großen orientalischen Eroberer, die von Zeit zu Zeit aus unterschiedlichen Bestandteilen riesige Reiche in Asien schufen, die nach längerer oder kürzerer Zeit wieder verfielen.“

Die hier genannten Königsnamen gehören aus heutiger Sicht zur elamitischen Dynastie der Sukhalmakhiden, die im 19.–16. Jh. angesiedelt werden. Über die 3. Dynastie weiß Rawlinson nichts zu sagen. Von der 4. Dynastie kennt er acht bis zehn Namen, darunter Ismi-Dagon (1850–30) und Naram-Sin, aber keinen Sargon! Dieser taucht erstmals im Zusammenhang mit der assyrischen Geschichte in einer Anmerkung auf. Sie lautet [*Monarchies* II.141]

„Er [der Name Sargon] wurde auch von einem alten chaldäischen Monarchen getragen, der an zwei oder drei Orten genannt ist, dessen Zeit aber nicht festgestellt werden kann. In Bezug auf diesen König wird der assyrische Sargon manchmal Sarukina-arku, der spätere Sargon genannt.“

Der Name Ischmedagan (I. und II.) wird heute alt- und mittelassyrischen Königen des -17./16. Jhs. zugewiesen, Naramsin sowohl einem Altakkader (-22. Jh.) als auch einem Altassyrer (-18. Jh.). Interessant ist die 5. Dynastie, die arabische, die von Khammurabi (1546–20) begründet wurde. Dieser gilt als Erfinder der künstlichen Bewässerung, seine Gesetze waren noch nicht entdeckt. Zur arabischen Dynastie werden auch die Könige gerechnet, die spätere Historiker als Kassiten bezeichneten. Ab -1440 gibt es dann die ersten Synchronismen mit den Altassyren: Kara-in-das (heute Kara-indash, ca. 1420–1400) war ein Zeitgenosse von Asshur-bel-nisi-su (heute Assurbel-nishêshu, ca. 1409– 02). Rawlison hebt dann noch Kurri-galzu, den Erbauer der Stadt Dur-Kurri-galzu, hervor und lässt das chaldäische Reich im Jahre -1300 mit der Eroberung durch den Assyrer Tiglath-Nin (heute Tukulti-ninurta I. = Ninos, ca. 1240–05) zu Ende gehen [Königstabelle in *Monarchies* I.171].

Das zweite Reich

Für die assyrische Geschichte stützt sich Rawlinson auf Berossos, Herodot, Ktesias, Ptolemäus und den von seinem Bruder Henry 1862 veröffentlichten Kanon von Königen für die Zeit von -911 bis -660. Er kennt demnach keinen altassyrischen Sargon I. und keinen Naramsin. Er beginnt mit einigen eher mythischen Königen [Tabelle der Könige in *Monarchies* II.49] und sieht ein frühes Assyrienreich ab etwa -1440 (mit dem schon genannten Asshur-bel-bisi-su), das mit Salmanassar I. endet. Sein Sohn Tiglath-Nin (Ninos) begründet um -1300 das (nach Herodot) 526 Jahre bestehende Großreich der Assyrer. Chronologische Sicherheit beginnt mit dem Jahre -930. Rawlinson begründet das so [Monarchies II.49]:

„Die Könige von Asshur-dayan II. bis Vul-lush III. sind als direkt aufeinander folgend erwiesen durch die Monumente von Kileh-Sherghat und Nimrud. Die letzten neun Regierungen sind im Assyrischen angegeben. Der Kanon ist die einzige Autorität für die drei letzten. Die Daten der ganzen Folge sind aus dem Kanon des Ptolemäus gewonnen durch Rückrechnung vom Jahre 680 v. Chr., seinem Datum für den Regierungsantritt des Esarhaddon (Asaridanus). Man kann sie auch durch das Datum der großen Finsternis festlegen.“

Ab -745 folgt das Spätreich (gemäß Herodot und Berossos), das -625 endet. Dazu sagt er [*Monarchies* II.49]:

„Die Jahre dieser Könige, von Esar-haddon aufwärts, sind dem Assyrischen Kanon entnommen. Sie stimmen genau mit dem Kanon des Ptolemäus überein.“

Wie aber wurde das Datum für Ninos gewonnen? Hierüber erfahren wir interessante Details [*Monarchien* II.50]:

„Das Datum, das dem Regierungsantritt dieses Königs zugewiesen wird, 1300 v. Chr., das so nahe mit dem Datum des Berossos für den Beginn seiner 526 Jahre übereinstimmt, wurde von den Monumenten in folgender Weise gewonnen. Zuerst stellt Sennacherib in einer Inschrift, die in oder um sein zehntes Jahr entstanden ist (was um 694 v. Chr. war), fest, dass er aus Babylon bestimmte Götterbilder zurückgewonnen habe, die der König Merodach-iddin-akhi von Babylon dorthin gebracht hatte. Dieser hatte sie in seinem Krieg mit König Tighlat-Pileser von Assyrien 418 Jahre zuvor in die Hand bekommen.“

Daraus berechnet Rawlinson den Regierungsantritt des Tiglath-Pileser auf ca. -1130, nimmt für die sechs vorangehenden Könige durchschnittliche Regierungszeiten von 20 Jahren an, setzt 50 Jahre an für die Unterbrechung zwischen Tiglathi-Nin und Bel-kudur-uzur und kommt so auf $1130 + 120 + 50 = -1300$ für den Regierungsantritt des „ersten Tiglathi-Nin, der Babylon eroberte“. Mit anderen Worten: Die ganze Konstruktion ruht auf der Großen Assyrischen Sonnenfinsternis und der Behauptung eines assyrischen Königs, eine jahrhundertelange Ahnenreihe zu haben. Die wichtigsten Könige des assyrischen Großreichs sind für Rawlinson neben Tiglathi-Nin I. Tiglath-Pileser I., Asshur-izir-pal (heute Assurnasirpal II., 883–859), Shalmaneser II. (heute Salmanassar III. 858–824). Die Namen der Großreichskönige ab 930 lauten

bei Rawlinson	heute
Ashur-dayan II. (930–911)	Assurdân II.
Vul-lush II. (911–889)	Adad-nerari II.
Tiglathi-Nin II. (889–883)	Tukulti-Ninurta II.
Asshur-izir-pal (883–858)	Assurnasirpal II.
Shalmaneser II. (858–823)	Salmanassar III.
Shamas-Vul II. (828–810)	Shamshiadad V.
Vul-lush III. (810–781)	Adad-nerari III. mit Semiramis
Shalmaneser III. (781–771)	Salmanassar IV.
Asshur-dayan III. (771–753)	Assurdân III.
Asshur-lush (753–745)	Assur-nerari V.

Tiglath-Pileser II. (heute III.) begründete -745 eine neue Dynastie und das Spätreich der Assyrer. Ihm folgte Shalmaneser IV. (heute V.), der vermutlich – so Rawlinson – sein Sohn war. Dann kam ein neuer Usurpator: Sargon. Er

ist der erste seines Namens in Assyrien. Dieser Name war ungewöhnlich für einen assyrischen König, weil er keinen religiösen Bezug hatte.

„Sargon, oder Sar-gina, wie der einheimische Name zu lesen ist, bedeutet der ‘fest’ oder ‘wohl eingesetzte König’ [...] und wurde zuvor von mindestens einer Privatperson in Assyrien getragen.“ [Monarchies II.140 f.]

Im Jahre -709 wurde Sargon auch König von Babylon. Im Kanon des Ptolemäus hieß er Arceanus, woran Rawlinson anfangs Zweifel hatte [Monarchies II.149, Anm. 1]:

„Ich habe die Gleichsetzung bislang bezweifelt, weil der Anfangsbuchstabe S eines assyrischen Namens sonst nirgends nur durch einen Spiritus [so dass er also mit einem Vokal beginnt] ersetzt wird. Aber die Entdeckung, dass Sargon genau in dem Jahr den Titel eines Königs von Babylon annahm, das Ptolemäus zum ersten des Arceanus machte, 709 v. Chr., überzeugt mich, dass ich geirrt habe.“

Irgendwelche Geheimnisse, Sagen oder Besonderheiten weiß Rawlinson über Sargon nicht zu berichten. Er war ein großer Kriegsheld, der alle Länder bis hin nach Äthiopien unterwarf und die neue Residenz Dur-Sargina erbaute, obwohl nicht recht ersichtlich sei, warum [Monarchies II.153]. Der berühmteste der spätassyrischen Könige war jedenfalls sein Sohn Sennacherib, der „König von Assyrien, Babylon, Ägypten, Meroe und Äthiopien“. Ob der Niedergang des Reiches schon zu Lebzeiten von Sennacheribs Enkel Asshur-bani-pal begann oder erst nach dessen Tod, war unklar [Monarchies II.219ff.]:

„Man hat allgemein angenommen, daß Asshur-bani-pal um 648 oder 647 v. Chr. gestorben ist, in welchem Falle er bis zum Ende seines Lebens ein reicher und mächtiger König geblieben wäre. Aber jüngste Entdeckungen machen es wahrscheinlich, dass seine Regierungszeit viel länger war – dass er in der Tat mit dem Cinneladanus des Kanons des Ptolemäus identifiziert werden muss, der 647 bis 626 den Thron Babylons innehatte. Wenn das so ist, müssen wir den Beginn des Niederganges Assyriens in die späten Jahre von Asshur-bani-pals Regierung setzen“.

Diese erneute Diskussion um Namen zeigt, dass es bis dahin keine Überlieferung oder Hypothese für eine eindeutige Zuordnung der Sargoniden zu bestimmten Namen der Liste des Ptolemäus gab. Zur Zeit sieht die herrschende Lehre zwar Assurbanipals Tod im Jahre -627, aber Cinneladanus wird mit dem Babylonier Kandalanu (648–627) gleichgesetzt. Den Schluss des 2. Buches [Monarchies II.250] bildet eine Aufstellung der verschiedenen in der Wissenschaft gebrauchten Schreibweisen assyrischer Königsnamen, aus der hervorgeht, dass Sir Henrys Kanon offenbar doch nicht das letzte Wort gewesen war, denn zehn Jahre nach seiner Veröffentlichung waren noch erheblich mehr Könige bekannt. Allein die Zahl der Salmanassars war von

zwei auf vier oder gar fünf angestiegen. Die Aufblähung der Geschichte war in vollem Gange.

Die Ereignisgeschichte nimmt in Rawlinsons Werk entsprechend der Forschungslage keinen all zu großen Raum ein. Dafür berichtet er ausführlich über Landschaft, Klima, Handwerk, Kunst und Religion. Das assyrische Kapitel „Manners and Customs“ [Monarchies 1.406 ff.] handelt angemessener Weise überwiegend von der Kriegsführung. Eine der zahlreichen Abbildungen zeigt die verschiedenen Helmformen (s. S. 10) [Monarchies 1.442]. Nach den Funden zu urteilen, seien die Helme der Assyrer meist aus Eisen gewesen, sagt er. Einige Typen sehen für uns recht griechisch aus.

Das dritte Reich

Die Meder bereiteten Rawlinson einiges Kopfzerbrechen. Zwar war dank der antiken Überlieferung klar, dass die Meder vor den Persern im Orient geherrscht haben, aber es gab Unstimmigkeiten. Die babylonischen Mederkönige des Berossos konnten – wie wir gesehen haben – als Elamiter identifiziert werden. Aber was war mit den Madai des Alten Testaments? Sie sind im 10. Kapitel des 1. Buches Mose genannt, einer Schrift, die nicht später als -1500 entstanden sein soll. Und waren die Matieni und Sauromates des Herodot ebenfalls Meder? Dann gab es auch noch die Maedi in Thrakien sowie Medea und Andromeda. Rawlinson ließ keinen Gleichklang aus, um den Medern auf die Spur zu kommen. Auch die griechischen Autoren erwiesen sich als wenig erhellend. Dass Ktesias ein Aufschneider war und aus reiner Wichtigtuerei die Zahl der Herodotschen Mederkönige verdoppelte hatte, war klar. Rawlinson entschied sich gegen die ‘lange Chronologie’ des Ktesias und für die ‘kurze’ des Herodot [Monarchies II.378].

Aber auch der von ihm so geschätzte Herodot schien im Falle der Meder zu irren. Denn sein Bericht stand in striktem Gegensatz zur Aussage der assyrischen Texte und Inschriften [Monarchies II.380]:

„So wie des Ktesias Aufstand der Meder unter Arbaces und die Eroberung von Ninive zeitlich fast genau zusammenfällt mit den ersten bekannten Streifzügen Assyriens im Land der Meder, so fällt auch Herodots Aufstand dieses Volkes und der Beginn ihres Königtums unter Defoces fast genau auf die Zeit, als es seine Unabhängigkeit ganz und gar verloren hatte (228 Jahre vor der Schlacht von Marathon = 708). Da es keinen Grund gibt, Herodot als parteiisch zugunsten der Meder oder irgend eines absichtlichen Abgehens von der Wahrheit zu verdächtigen, müssen wir davon ausgehen, dass er von seinen Informanten getäuscht worden ist, die vermutlich Meder oder Perser waren. Diese lügnerischen Patrioten hatten wenig Schwierigkeiten, dem simplen Halikarnasser ihre Lügengeschichte

1



2



3



4



5



6



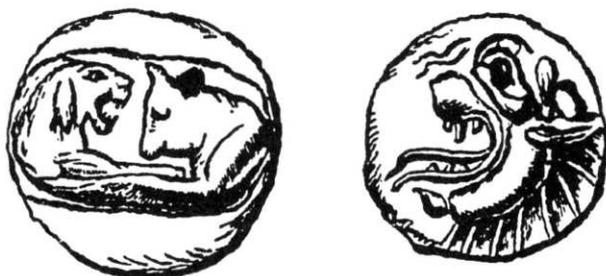
Assyrische Helmformen [Rawlinson, Monarchies, I. 442]

anzudienen. Wobei sie zugleich das Alter ihres Reiches erhöhten und seine Schande mit dem Glanz erfundener Siege verdeckten.”

Der Historiker Rawlinson entschied sich hier also gegen die griechischen Autoren und für die Keilschrifttexte. Uns heute erscheint diese Entscheidung allerdings nicht mehr ganz so selbstverständlich, denn die Verlautbarungen der assyrischen Könige dienten nicht der Geschichtsschreibung, sondern der Verherrlichung der eigenen Person und der Rechtfertigung vor den Göttern. Leo Oppenheim [1964, 143 f.] hat das so formuliert:

„Jedenfalls müssen wir uns stets vor Augen halten, dass sogar strikt historiographische Dokumente literarische Erzeugnisse sind und dass sie – absichtlich oder nicht – die Fakten aus bestimmten politischen und künstlerischen Gründen manipulieren. Sogar die wenigen Texte, die anscheinend zuverlässiger sind als andere, deren Zweck hauptsächlich literarisch ist, richten sich nach bestehenden ideologischen Erfordernissen. Kurz, fast alle diese Texte sind so vorsätzlich unbekümmert um die ‘Wahrheit’ wie alle anderen ‘historischen Texte’ des Alten Orients.”

Im Zusammenhang mit der medischen Geschichte berichtet Rawlinson auch über die Lyder, die die Geldmünze erfunden haben und dabei beachtlichen Geschmack bewiesen [*Monarchies* II.407].



Bezüglich der berühmten Thales-Sonnenfinsternis, die die Schlacht zwischen Medern und Lydern beendete, sagt er [*Monarchies* II.411 Anm. 1]:

„Wenn das wahre Datum der Finsternis 610 v. Chr. ist, würde sie in die Regierungszeit Nabopalassars fallen, die von 625 bis 604 v. Chr. reichte. Wenn es die Finsternis von 603, 597, 585 oder 583 v. Chr. war, würde Nabopolassar schon tot gewesen sein und Nebuchadnezzar wäre König von Babylon gewesen.”

Das heißt, Rawlinson sah für dieses Ereignis, das heute auf 585 datiert wird, einen Spielraum von immerhin 27 Jahren! Der bei den Friedensverhandlungen beteiligte Fürst von Babylon, den Herodot Labynetos nannte, identifiziert er – je nach Sonnenfinsternis – mit Nabopalassar oder Nebuchadnezzar.

Das vierte Reich

Beim vierten Reich, Babylonien, handelt es sich um das, was heute Neubabylonisches oder Chaldäer-Reich genannt und heute wie damals auf 626–539 datiert wird. Die Zeit seit dem Untergang des ersten Chaldäer-Reiches im Jahre -1300 wird von Rawlinson nur kursorisch behandelt. Babylon sei zunächst direkt von den Assyrerkönigen regiert worden und dann mehr und mehr selbstständig geworden. Der erste König, den Rawlinson aus dieser Periode kannte, war Nebuchadnezzar, 1150–1130 (heute Nebukadnezar I., 1125–1104). Er und seine Nachfolger führten Krieg gegen die Assyrer [*Monarchies* III.35 f.].

„Dem Jahrhundert, in dem diese Kriege zwischen Assyrien und Babylonien stattfanden, das der Periode der späten Richter in Israel entspricht, folgt eine dunkle Zwischenzeit, während der nur wenig über die beiden Reiche bekannt ist.“

Rawlinson kannte im -12. Jh. insgesamt drei babylonische Könige, einen im -10. und drei im -9. Jh., Und erst für das -8. Jh. wird die Geschichte etwas klarer. Ins Jahr -775 setzt er einen König Pul als Zeitgenossen des Assyrers Asshur-Dayan III., war aber nicht ganz sicher, ob der ein König von Babylonien oder von Assyrien war. Er wird heute mit dem Assyrerkönig Tiglatpileser III. gleichgesetzt, der 729–727 Babylon regierte. Immerhin schien er ein bedeutender Herrscher gewesen zu sein, der sein Heer bis nach Syrien und Palästina führte. -747 soll Nabonassar König von Babylon geworden sein und erneut dessen Unabhängigkeit erkämpft haben. Dieser wird heute vor Pul eingeordnet und auf -748/34 datiert. Rawlinson ordnet in diese Zeit Semiramis als Herrscherin von Babylon ein, die entweder die Frau oder die Mutter Nabonassars gewesen sei. Er tut dies aber nur zögernd, denn immerhin hatte es zuvor schon in Assyrien eine Semiramis gegeben. Von den folgenden Königen bis zur Eroberung Babylons durch Sargon kennt er meist nur die griechisch-römischen Namen nach Ptolemäus. Es waren dies [*Monarchies* III. 43]

- 733 Nadius
- 731 Chinzinus und Porus
- 726 Elulaeus
- 721 Merodach-Baladan.

Auch die auf Sargon (Arceanus) folgenden assyrischen Vizekönige nennt er meist mit lateinischen Namen:

- 709 Arceanus (Sargon)
- 704 - Interregnum -
- 703 Hagisa und Merodach-Baladan
- 702 Belibus (viceroy)

- 699 Assaranadius (viceroy)
- 696 (?) Susub
- 693 Regibelus (viceroy)
- 692 Mesesimordachus (viceroy)
- 688 - Interregnum -
- 680 Esarhaddon
- 667 Saos-duchinus (viceroy)
- 647 Cinneladanus (or Asshur bani-pal)
- 626 Nebo-sum.iskun (?)
- 625 Nabopolassar (Assyrian Empire destroyed).

Nabopolassar, den Begründer des Neubabylonischen Reiches, hielt Rawlinson für einen hochrangigen assyrischen Adligen [*Monarchies* III.45]

„Nabopolassar hatte Befehl, sich nach Babylon zu begeben, zu dessen Vizekönig er vermutlich ernannt worden war, und die südliche Hauptstadt gegen Rebellen zu verteidigen. Wir können annehmen, dass er diesem Befehl insofern gefolgt ist, als er in Babylon einzog und sein Amt antrat, aber bald darauf scheint er sich entschlossen zu haben, seinen Souverän zu verraten und für sich selbst ein unabhängiges Königreich aus den Trümmern der assyrischen Macht zu schaffen.“

Der Name „Chaldäer“ taucht in diesem Zusammenhang jedenfalls nicht auf. Er ist für das erste der fünf Reiche reserviert. Und [*Monarchies* III.46]:

„Die über die Zeit Nabopolassars überlieferten Nachrichten sind spärlich. Aufgrund des Kanons des Ptolemäus scheint es, dass er seine Thronbesteigung auf 625 v. Chr. datiert hat., und dass seine Regierung 21 Jahre dauerte, von 625 bis 604 v. Chr.. Während des größten Teils dieser Periode ist die Geschichte Babylons ein leeres Blatt.“

Der wichtigste Herrscher des vierten Reiches war natürlich Nebuchadnezzar. Aber [*Monarchies* III.50 f.]:

„Wir haben keinen vollständigen oder auch nur allgemeinen Bericht über Nebuchadnezzars Kriege. Unsere wichtigste, oder fast einzige Information über sie haben wir von den jüdischen Autoren [Anm. 1: Wie Jeremiah, Ezeziel, die Verfasser der Bücher der Könige und Chroniken, und Josephus]. Also wurden nur die Kriege, die jene Autoren interessierten, in anderen Worten jene, die sich in Palästina oder in der unmittelbaren Nachbarschaft abspielten, dem Leser dargestellt. Wenn Nebuchadnezzar Streit mit den Persern, den Arabern, den Medern oder den Stämmen des Zagros hatte, was nicht unwahrscheinlich ist, so wissen wir nichts über deren Ablauf und Ausgang. Bis historisches Material entdeckt wird, das sich auf seine Zeit bezieht, müssen wir mit einem sehr teilweisen Wissen über [...] die äußere Geschichte Babyloniens unter seiner Regierung zufrieden sein.“

Das babylonische Reich endet mit den Usurpatoren Neriglissar (Nergal-sar-uzur) und Nabonidus. Über die bei Herodot genannte Königin Nitocris stellt Rawlinson folgende Vermutungen an [Monarchies III.66, Anm. 1]:

„1. Dass es solch eine Person gegeben hat; 2. Dass sie eine ägyptische Prinzessin, oder jedenfalls ägyptischer Abkunft war; 3. Dass sie die Frau oder Mutter eines der späten babylonischen Könige war und in gewisser Weise als Mitregentin betrachtet wurde. Mein eigener Eindruck ist, dass sie eine Tochter Nebuchadnezzars war, geboren von einer ägyptischen Mutter, und nacheinander Neriglissar und Nabonidus heiratete, die beide zum Teil aus ihrem Recht regierten. Ich betrachte sie als die Mutter Belsazzars, den Herodot mit seinem Vater Nabonidus verwechselt.“

Wie dem auch sei, jedenfalls endete Nabonidus nach dem Sieg des Cyrus „in Carmania“ – als Verbannter oder als Satrap!

Das fünfte Reich

Die Geschichte des Perserreiches beginnt bei Rawlinson mit dem Sieg des Cyrus über den Mederkönig Astyages im Jahre 558 [Monarchies III.364], so wie es auch heute noch gelehrt wird. Auf Cyrus folgten

- 529 Cambyses;
- 522 der Pseudo-Smerdis;
- 521 Darius;
- 486 Xerxes;
- 465 Artaxerxes;
- 425 Xerxes II.;
- 424 Ochus, der bei Thronbesteigung den Namen Darius annahm und den die Griechen Darius Nothus nannten;
- 405 Arsaces/Artaxerxes genannt Mnemon;
- 350 Ochus (nur im Register Artaxerxes III. genannt); schließlich
- 336 Codomannus, der den Namen Darius annahm.

Im Kapitel über die persische Religion findet sich eine interessante Abhandlung über die religiöse Symbolik der Perser [Monarchies III.351 f.]:

„Der Geist der Zendavesta weist Götzenverehrung gänzlich zurück, und wir können Herodots Feststellung voll zustimmen, dass Götterbilder den Persern unbekannt waren. Trotzdem lehnten sie einen gewissen Gebrauch symbolischer Darstellungen ihrer Götter nicht ab, noch hatten sie Bedenken, von götzenverehrenden Völkern deren religiösen Symbolismus zu übernehmen. Der geflügelte Kreis, mit oder ohne Hinzufügung einer menschlichen Gestalt, der in Assyrien das Emblem des assyrischen Hauptgottes Assur war, wurde bei den Persern die übliche Darstellung des

Obersten Gottes, Ormazd, und wurde als solche an den auffallendsten Stellen ihrer Felsengräber und ihrer Gebäude angebracht. Auch hat man nicht nur die allgemeine Idee eines Emblems übernommen, sondern man folgte auch in den Details dem assyrischen Vorbild – mit einer Ausnahme. Die menschliche Figur des assyrischen Originals trug eine eng sitzende Tunika mit kurzen Ärmeln, was das normale Kostüm in Assyrien war, und hatte auf seinem Kopf die Hörnerkappe, die einen Gott oder Genius kennzeichnete. Im persischen Gegenstück wurde dieses Kostüm durch die medische Robe und eine Tiara ersetzt, manchmal durch die dem König eigentümliche, manchmal durch die, welche die Hofbeamten zur medischen Robe trugen. Mithra, oder die Sonne, wird in der persischen Plastik durch einen Scheibe oder einen Bogen dargestellt, der nicht vier Strahlen hat wie der assyrische, sondern ganz schlicht und einfach ist.”

Man sieht, ohne die Hethiter und ohne Einmischung der Ägypter (die „Helmzier“ des Genius von Pasargadae nennt er allerdings rein ägyptisch) war schon für Rawlinson die enge Beziehung zwischen persischen und assyrischen Göttersymbolik offensichtlich, wenn er auch anders als Heinsohn [1996, 170 ff.] die assyrische als die ältere betrachtete.

Wir wollen schließen mit der Beschreibung der Mineralvorkommen des Persischen Reiches, die sich im Kapitel *Climate and Productions* findet und zeigt, dass wir uns nun wirklich in der Eisenzeit befinden [*Monarchies* III.158f.]: „Die Mineralschätze des Reiches waren vielfältig und reichlich. Es wurde schon gesagt, dass das eigentliche Persien, wenn wir Carmania [die Provinz Kerman] einschließen, Minen von Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Mennige, Arsensulfid und Salz besaß und auch Vorkommen von Bitumen, Naphta, Schwefel und wahrscheinlich Blei. Ferner sagen uns die antiken Schriftsteller, dass Drangiana oder Sarangia [im heutigen Afghanistan] das seltene und wertvolle Mineral Zinn lieferte, ohne das Kupfer nicht zu Bronze gehärtet werden kann; dass Armenien Schmirgel lieferte, der so notwendig für die Bearbeitung und das Polieren von Edelsteinen ist, dass die Berge und Minen des Reiches fast alle Arten von nützlichen und wertvollen Steinen lieferten, und dass es so kaum ein in der Antike bekanntes oder für die Lebensbedürfnisse benötigtes Mineral gab, über das der Großkönig nicht verfügte, ohne dass er sich an andere als seine Untertanen zu wenden hatte. Es sei auch darauf hingewiesen, dass die wichtigeren im Überfluss vorhanden waren, da man sie an vielen Orten und sehr reichlich fand. Gold wurde von den Gebirgen und Wüsten Tibets und Indiens geliefert, von den Flüssen Lydiens und vermutlich von anderen Orten, wo es heute noch gefunden wird, wie in Armenien, Kabul und der Umgebung von Meshhed. Silber, welches das allgemeine Tauschmittel in Persien

war, muss besonders reichlich vorhanden gewesen sein. Es wurde vermutlich nicht nur von den Kerman-Minen, sondern auch von jenen Armeniens, Kleinasiens und des Elburs geliefert. Kupfer gab es in großen Mengen auf Zypern ebenso wie in Carmanien, und man hat es wohl auch in Armenien gewonnen, wie das heute in großem Umfang geschieht. Eisen, in der Tat das wertvollste aller Metalle, gab es auf persischem Boden in Form von riesigen Brocken, in Klümpchen und als Erz. Blei war in Baktrien, Armenien, Kerman und vielen Teilen Afghanistans verfügbar, Schwefelsulfid in Baktrien, Kerman und dem Hazara-Land, Antimon in Armenien, Afghanistan und Medien, Hornblende, Quarz, Talkstein und Asbest an mehreren Orten des Taurus."

Nachtrag

In Rawlinsons 1881 erstmals veröffentlichten Geschichte Ägyptens haben sich die orientalischen Reiche entsprechend der herrschenden Lehre vervielfacht, und so können die Ägypter Krieg gegen die bislang unbekannteren Hethiter führen. *Ancient Egypt* beginnt nach bewährtem Muster mit einer Landesbeschreibung. Dabei kann Rawlinson die uns interessierenden Metallvorkommen in einem halben Absatz abhandeln [*Egypt* 15]

„Ein Teil der östlichen Wüste hat Metallvorkommen. Gold findet man sogar heute noch in geringen Mengen, und es scheint im Altertum reichlicher gewesen zu sein. Kupfer, Eisen und Blei hat man in neuerer Zeit ebenfalls gefunden, und eine Eisen-Mine weist Spuren von antikem Abbau auf."

Was aber mehr auffällt als die Kargheit an Metallen, ist das fast völlige Fehlen von Chronologie. *Ancient Egypt* ist ein Geschichtsbuch nahezu ohne Jahreszahlen. Die Abfolge der Dynastien folgt dem Schema Manethos, aber ohne zeitliche Festlegung. Auf Seite 192 erfahren wir immerhin, dass Tuthmosis III. um -1500 v. Chr. lebte (heute konvent. 1479–1425), was zeigt, dass Rawlinson eine 'lange' Chronologie bevorzugte. Präziser wird er erst auf Seite 284, wo er den Tod Ramses' III. auf ca. -1280 datiert (konvent. 1152/51) und die 20. Dynastie bis -1100 herrschen lässt. Erst mit der Eroberung Unterägyptens durch den Äthiopier Schabako um -725 kommt Rawlinson auf festen Boden [*Egypt* 324].

Rawlinsons Zurückhaltung in Sachen Chronologie mag damit zusammenhängen, dass für ihn die Bibel das eigentliche und zuverlässigste Geschichtsbuch war, er sich aber nicht in der Lage sah, die biblischen Berichte mit den ägyptischen Quellen zweifelsfrei zu synchronisieren. 1885 veröffentlichte er ein 431 Seiten starkes Buch unter dem Titel *Egypt and Babylon, from Scripture and Profane Sources*, in dem er die Aussagen der Bibel mit denen der

Quellen des Altertums und der antiken Autoren verglich. So interpretierte er die Aussage von 1. Mose 10, 6-10,

„Chus aber zeugte den Nimrod. Der fing an ein gewaltiger Herr zu sein auf Erden, und war ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn [...] Und am Anfang seines Reiches war Babel, Erech, Akkad und Chalne im Lande Sinear“,

wie folgt [*Egypt* 4 f.]:

„Vier Tatsachen werden über Babylonien in dieser Passage berichtet: 1. Dass es in sehr früher Zeit ein beständiges Regiment unter einem König wurde; 2. Dass es außer Babylon mindestens drei weitere große Städte umfasste – Erech, Accad, Calneh; 3. Dass unter den ersten Herrschern ein großer Eroberer-König namens Nimrod war; und 4. Dass dieser Monarch, und daher vermutlich sein Volk, aus Kusch stammte – d. h. kuschitisch oder äthiopisch war. Die erste dieser Tatsachen wird von Berosus, von Diodorus Siculus und den Denkmälern bestätigt. Berosus versicherte, dass in Babylon bald nach der Flut ein Reich errichtet wurde, was er als ein wirkliches Ereignis betrachtet, und zählte 208 Könige ab Evehous, dem ersten König, bis Pul, dem Vorgänger Tiglath-Pileasers. Diodorus glaubte, dass Babylon von Semimaris, der Gemahlin von Ninus zur einer Zeit erbaut worden ist, die gemäß seiner Chronologie auf 2200 v. Chr. fällt. Die Denkmäler liefern zwischen 80 und 90 Namen von Königen vor Tiglath-Pileser und führen durch Zahlenangaben zurück bis 2286 v. Chr., während die Stratigraphie der Funde [‘superposition of the remains’] die Forscher an ein noch höheres Alter glauben lässt. Ein frühbabylonisches Reich, bislang aufgrund von Ctesias abgelehnt, wird nun von den Historikern generell zugestanden; denn die Forschungen von Sir Henry Rawlinson, Mr. George Smith, Professor Sayce, Mr. Pinches und anderen haben die früher bestrittene Tatsache ausreichend bestätigt.“

Damit wurde also dank der Bibel und Bruder Henry das altbabylonische Reich etabliert. Das früheste Datum für Ägypten gewinnt Rawlinson aus dem Bericht in 1. Mose 12, 10-20 über den Aufenthalt Abrahams in Ägypten. Seine Interpretation [*Egypt* 201]:

„Der frühe Zeitpunkt dieses Berichts macht ihn besonders interessant. Ob wir das Datum von Abrahams Besuch mit Usher für ca. 1920 v. Chr. ansetzen oder mit anderen 160 Jahre früher, so scheint es jedenfalls nahezu sicher, dass er in die Zeit des Alten Reiches gehört, das der Hyksos-Invasion voranging und zu diesem weit entfernten Datum die ursprüngliche ägyptische Kultur entwickelte.“

Aber festlegen kann er sich hier nicht [*Egypt* 221]:

„Es wird heute von keinem angesehenen Historiker mehr in Frage gestellt, dass das ägyptische Reich auf einen Zeitpunkt vor dem Jahr 2000 v. Chr.

zurückgeht, während es sogar Autoren gibt, die es bis auf 5004 v. Chr. zurück führen.“

Einen besonderen Stellenwert hat für Rawlinson wie für viele andere bis hin zu Velikovsky das Datum des Exodus, des Auszugs der Kinder Israels aus Ägypten. Er schließt sich der Mehrheitsmeinung an [*Egypt* 264]

„Manethos Überlieferung [...], die den Exodus gegen Ende der 19. Dynastie ansetzt, scheint unsere Zustimmung zu verdienen und wurde in der Tat von der großen Mehrheit der modernen Ägyptologen akzeptiert.“

Deshalb war für Rawlinson Menephtah I, der Sohn und Nachfolger von Ramses II., dessen Tod er um -1300 ansetzt, der Pharao des Exodus. Merenptah wird heute konventionell auf 1213–1203 datiert.

Literatur

Engel, Helmut (1979): Die Vorfahren Israels in Ägypten, Forschungsgeschichtlicher Überblick über die Darstellung seit Richard Lepsius (1849), Frankfurt a. M.

Heinsohn, Gunnar (1996): Assyrenkönige gleich Perserherrscher, Gräfelting

Heinsohn, Gunnar / Illig, Heribert (1997): Wann lebten die Pharaonen, Gräfelting

Oppenheim, A. Leo (1964): Ancient Mesopotamia, Portrait of a Dead Civilization, Chicago · London

Rawlinson, George (1873): The Five Great Monarchies of the Ancient Eastern World; the History of Chaldaea, Assyria, Babylon, Media, and Persia, 3 Bände, London

- (1893): Ancient Egypt, London

- (1885): Egypt and Babylon, from Scripture and Profane Sources, London

Dr. Andreas Birken, 22399 Hamburg, Kreienkoppel 3

George Rawlinson - continuatus

Heribert Illig

Es wäre nicht unbedingt die feine englische Art, den Artikel eines Mitstreiters einfach fortzusetzen. Die Erlaubnis dazu kann sich nur daraus ableiten, dass bereits vor 18 Jahren eine kleine Arbeit die sensationelle Chronologie des späten George Rawlinson dargestellt hat, die nahezu unbekannt geblieben ist [Illig 1986]. Das zugehörige Buch ist auf dem Kontinent kaum vorrätig und noch weniger gelesen. Auch mir wäre es unbekannt, hätte es nicht Bernhard Deutinger in der *Bayerischen Staatsbibliothek* entdeckt – deren Exemplar von 1900 steht dort weiterhin in fast druckfrischem Zustand, ist es doch erst von mir aufgeschnitten worden...

Man würde das Werk auch gar nicht vermissen, da es von der *British Encyclopedia* [1911], für die Rawlinson immerhin den Artikel über Herodot geschrieben hat, neun Jahre nach seinem Tod bei der Aufzählung seiner Werke schlicht übergangen worden ist. Es handelt sich um *Ancient History*, 1887 veröffentlicht und 1900 in einer überarbeiteten Fassung als eines der ganz großen Geschichtswerke neu gedruckt, doch sogleich vergessen. Eine von mir nicht mehr greifbare Kollegenkritik lautete schlicht "wertlos". Dabei handelt es sich um eine höchst ambitionierte Universalgeschichte des Altertums. Ihr Untertitel von 1900 zählt auf:

"Von den frühesten Zeiten bis zum Fall des westlichen Imperiums; umfassend die Geschichte von Chaldäa, Assyrien, Medien, Babylonien, Lydien, Phönizien, Syrien, Judäa, Ägypten, Karthago, Persien, Griechenland, Makedonien, Parthien und Rom."

Es bekam seinen Platz unter "the world's great classics". Sein Herausgeber W.F. McDowell sprach davon, dass Rawlinson Handbuch nichts Vergleichbares in englischer Sprache habe und dass Herodots Leser bislang ein Handbuch wie das von Heeren gebraucht hätten; nunmehr werde dieses durch das von George Rawlinson ersetzt [Rawlinson 1900, viii, ix]. Immerhin stammten Arnold Herrmann Ludwig Heerens "*Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt: africanische Völker, Carthager, Aethioper, Ägypter*" bereits aus dem Jahr 1793, auch wenn sie 1815 stark ausgeweitet und umgeschrieben worden sind.

Wenn Rawlinsons scheinbar epochales Werk gleichwohl ignoriert und dem Vergessen anheim gegeben worden ist, muss das triftige Gründe haben. Zwei sind leicht erkennbar: Zum einen kann Rawlinson noch keine politische Geschichte Ägyptens schreiben: Die Darstellung von den Hyksos über 18.

und 19. bis zum Abstieg während der 20. Dynastie findet auf einer einzigen Seite [1900, 61] statt. Zum anderen: Nur sechs Jahre nach seiner *Egypt History* legte Rawlinson eine nunmehr komplette Chronologie vor, die sich von seinen ansatzweisen Wurzeln vollständig gelöst hat. (Da ich allein die Zweitaufgabe von 1900 in Händen hielt, kann ich nur vermuten, dass diese Chronologie bereits in der Erstauflage von 1887 enthalten war. Es wäre jedoch plausibler, dass erst die überarbeitete Neuauflage diese revolutionäre Chronologie enthielt – andernfalls wäre sie wohl mangels Akzeptanz gar nicht erst in Druck gegangen. Um auf nachprüfbarem Grund zu bleiben, spreche ich im Weiteren von Rawlinsons Chronologie aus dem Jahr 1900.)

War Rawlinsons 1881 noch ganz in den akzeptierten Grenzen seines Faches geblieben, übte er doch bereits Kritik an der damals vertretenen Chronologie. Er bemängelt eingangs des zweiten Bandes, dass seine Kollegen den Beginn der ersten Dynastie zwischen -5703 und -2717 ansetzen [1881, II.2], dass die beschrifteten Monumente keine brauchbare Chronologie liefern [ebd., 4] und dass die alten Quellen nicht hinreichend präzise sind. So beanstandet er an der allemal vollständigsten Quelle,

“(1) dass Manethos allgemeines Schema so unterschiedlich berichtet wird, dass es für uns tatsächlich unbekannt ist; (2) dass seine Details, häufig von den Monumenten widerlegt, unglaubwürdig sind; und (3) dass die Methode des Schema, das allgemeine Konstruktionsprinzip so fehlerhaft war, dass wir, selbst wenn wir es in seiner Gesamtheit vorliegen hätten, daraus keine exakte oder befriedigende Chronologie ableiten könnten” [1881, II.9; Übersetzung hier und im Folg. durch HI].

Die mit zunehmendem Alter der Dynastien immer größere Unsicherheit hat er klar aufgezeigt. So gibt er nur bis zur 18. Dynastie zurück überhaupt Zeitgrenzen an [1881, II.vii-x], die wir hier den aktuell gelehrt gegenüberstellen [Beckerath 1997, 189-192]:

Dynastie	Rawlinson	v. Beckerath
26.	650– 527	664– 527
25.	750– 650	746– 664
24.-22.	975– 750	946– 722
21.	1100– 975	1070– 946
20.	1280–1100	1186–1070
19.	1400–1280	1292–1186
18.	1600–1400	1550–1292

Es ist gut zu erkennen, dass die Zahlen im -1. Jtsd. dicht beisammen liegen und erst davor langsam auseinander driften. Hielt Rawlinson die 26. Dyn. zeitlich für gesichert, nimmt ab der 24. Dyn. – sie dauert 6 oder auch 44 Jahre – “die Unsicherheit größere Dimensionen an” [1881, II.13]. Die Dauer von

20. und 21. Dyn. schwankt zwischen 265 und 308 Jahren; die von Manetho vorgegebenen rund 200 Jahre sind wegen der Monumente auf ungefähr 160 Jahre zu reduzieren. Die 18., so konfus berichtete Dynastie hat bei Manetho ungefähr 350, bei Africanus ca. 250, bei Josephus eher noch weniger Jahre. Rawlinsons Zeitgenossen schwankten in ihrem Ansatz zwischen 180 und 300 Jahren, wobei 200 präferiert werden. Zu Beginn des Neuen Reichs liegen die Grenzen der Unsicherheit bei etwas weniger als zwei Jahrhunderten [ebd., 15].

Davor verzichtete Rawlinson auf jede zeitliche Festlegung, wurden doch die drei Hykos-Dynastien von den antiken Gewährsleuten mit 103, 511 oder sogar 953 Jahren angegeben. Hier gab es einfach keine Basis für eine Chronologie, zumal von den Hyksos damals überhaupt keine Monumente bekannt waren.

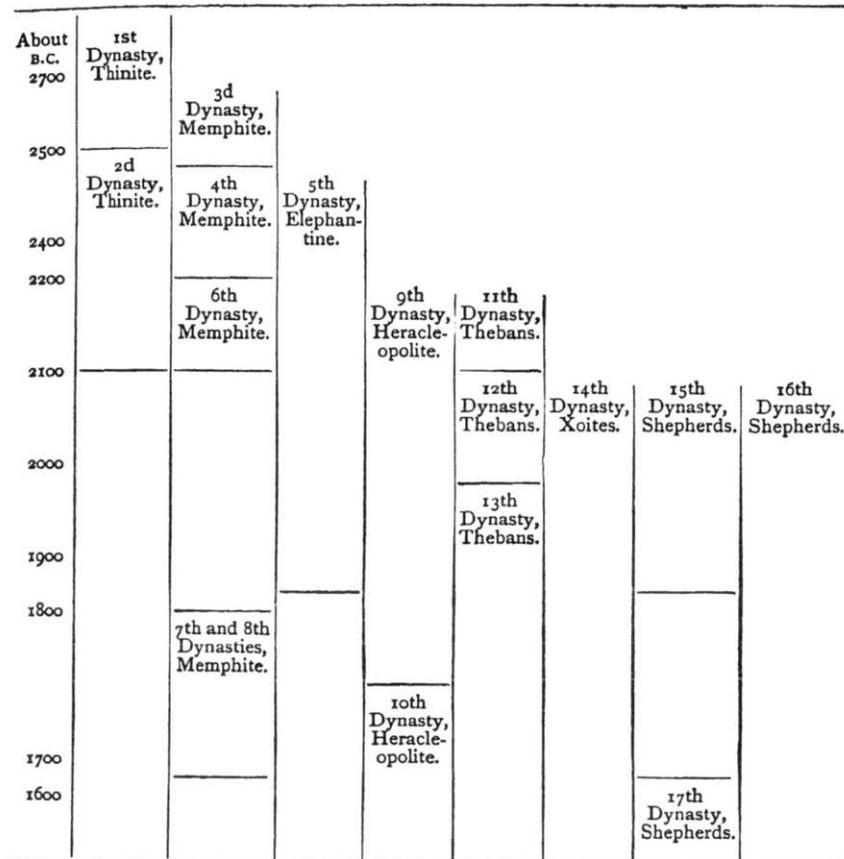
Auffälligerweise wurden 1881 noch die 15., 16. und 17. Dynastie als Mittleres Reich bezeichnet, die Dynastien 1 bis 14 dagegen als Altes Reich. Heute werden die Hyksos auf die 15. und 16. Dynastie beschränkt und als Zweite Zwischenzeit eingeordnet, während 11. bis 13. Dynastie das Mittlere Reich bilden.

Rawlinsons 'Jahrhundert-Chronologie' von 1900 ist entstanden, weil der Ägyptologe eine Schwachstelle der Überlieferung neu interpretiert:

"Die Schwierigkeit, die wahre Chronologie des frühen Ägypten, festzulegen, erwächst aus der Unsicherheit, bis zu welchem Ausmaß Manethos Dynastien zeitgleich sind. Die Monumente beweisen eine gewisse Gleichzeitigkeit. Aber die Unterstellung ist unvernünftig, sie würden das Thema ausschöpfen oder mehr als eine Praxis anzeigen. Das Ausmaß muss bestimmt werden, teils durch Prüfung unserer Dokumente, teils durch vernünftige Annahmen.

Eine sorgfältige Prüfung der Namen und Zahlen in Manethos Listen und eine mühsame Erforschung der Monumente hat die besten englischen Ägyptologen zum Entwurf oder zur Übernahme nachstehenden Schemas geführt. Es gibt am besten die tatsächlichen Positionen wieder, in denen Manethos erste siebzehn Dynastien zueinander stehen" [Rawlinson 1900, 54].

Erstmals mit der 18. Dyn. wäre Ägypten überhaupt geeint gewesen. Obendrein konnte Rawlinson jetzt auch Jahreszahlen ab Beginn der Hochkultur im Niltal nennen. Nun lag für ihn der Beginn des Alten Reiches bei ungefähr -2700. Bald nach -2200 hätten sich fünf verschiedene Herrscherhäuser herausgebildet, darunter die in This und Memphis; kurz nach -2100 sogar sechs: in Elephantine, Heracleopolis, Theben, Xoïs und Auaris, wobei die parallellaufenden Hyksosdynastien ohne Hauptstadt bleiben. Im -17. Jh. gab es noch vier, im -16. Jh. noch zwei Herrscher: die von Heracleopolis und die Hyksos in Auaris. Dann erst setzt die Zentralherrschaft von Theben ein.



Rawlinsons Schema der Paralleldynastien [1900, 55]

FIRST DYNASTY (THINITE).			THIRD DYNASTY (MEMPHITE).		
Kings.	Years.		Kings.	Years.	
	Euseb.	Afric.		Euseb.	Afric.
1. Menes	60	62	1. Necherophes . . . . .	..	28
2. Athothis (his son) . . .	27	57	2. Tosorthrus . . . . .	..	29
3. Kenkenes (his son) . .	39	31	3. Tyreis . . . . .	..	7
4. Uenephes (his son) . .	42	23	4. Mesochris . . . . .	..	17
5. Usaphædus (his son)	20	20	5. Suphis . . . . .	..	16
6. Miebidus (his son) . .	26	26	6. Tosertasis . . . . .	..	19
7. Semempses (his son).	18	18	7. Aches . . . . .	..	42
8. Bieneches (his son) . .	26	26	8. Sephuris . . . . .	..	30
			9. Kerperhes . . . . .	..	26
	258	263		298	214

CONTEMPORARY DYNASTIES FROM ABOUT B.C. 2440 TO 2220.

BRANCH DYNASTY. II. THINITE.	CHIEF OR STEM DYNASTY. IV. MEMPHITE.	BRANCH DYNASTY. V. ELE- PHANTINE.
Yrs.	Yrs.	Yrs.
1. Boëthus or Bochus 38	1. Soris 29	1. Usercheres (Osir- kef) 28
2. Kœechus (Ke-ke- ou) 39	2. Suphis I. } 66	2. Sephres (Shafré) . . 13
3. Binothis 47	3. Suphis II. (broth- er) } 66	3. Nephercheres (Nofr-ir-ke-re) . . 20
4. Tlas 17	4. Mencheres (son of Suphis I.) 63	4. Sisires (Osir-n-ré) . 7
5. Sethenes 41	5. Ratoises 25	5. Cheres 20
6. Chæres 17	6. Bicheris 22	6. Rathures 44
7. Nephercheres 25	7. Sebercheres 7	7. Mencheres 9
8. Sesochris 48	8. Thamphthis 9	8. Tancheres 44
9. Cheneres 30		9. Onnus (U-nas) . . . 33
302	221	218

Zeitgleiche Dynastien laut Rawlinson [1900, 56, 58]

CONTEMPORARY DYNASTIES FROM ABOUT B.C. 2220 TO 2080.

II. THINITE.	VI. MEMPHITE.	V. ELEPHANTINE.	IX. HERACLEOPOLITE.	XI. THEBAN.
(Continuing under the last three kings.)	Yrs.	(Continuing.)	Achthoes (Muntopt I. Series of Enentefs. Muntopt II.).	Sixteen kings. 17. Ammenemes (Amun-m-hé).
	1. Othoës 30 2. Phios. 53 3. Methosuphis. 7 4. Phiops (Pept)..... 100 5. Menthesuphis..... 1 6. Nitocris (Neit akret) 12 <hr/> 143			

CONTEMPORARY DYNASTIES FROM ABOUT B.C. 2080 TO 1900.

V. ELEPHANTINE.	IX. HERACLEOPOLITE.	XII. THEBAN.	XIV. XOITE.	XV. SHEPHERDS.	XVI. SHEPHERDS.
(Continuing till about B.C. 1850.)	(Continuing.)	Yrs.	Seventy-six kings in 484 years.	Yrs.	Thirty kings in 518 years.
		1. Sesonchosis, son of Ammenemes (Sesortasen I.)..... 46 2. Ammenemes II. (Amun-m-hé II.).. 38 3. Sesostris (Sesortasen II.)..... 48 4. [La]mares (Amun-m-hé III.)..... 8 5. Ameres..... 8 6. Ammenemes III. (Amun-m-hé IV.).. 8 7. Skemiophris (his sister) 4 <hr/> 160 XIII. THEBAN.		1. Salatis... 19 2. Bnon.... 44 3. Apachnas 36 4. Apophis. 61 5. Jannas... 50 6. Asses.... 49 <hr/> 259	

Zeitgleiche Dynastien laut Rawlinson [1900, 59 f]

Die Kritik an der damals wie heute herrschenden Lehre geht noch weiter. Rawlinson zweifelt, ob die Herrschernamen in Manethos erster und dritter Dynastie überhaupt historisch sind [1900, 55]. So stehe Menes wohl für einen Gründerheros, wie Manes der Lyder, Manis der Phryger, Minos der Kreter, Menu der Indianer, Mannus der Germanen. Ähnlich unwahrscheinlich für eine reale Person sei Menes' Regierungslänge von allemal 60 Jahren. Das gelte ebenso für die durchschnittliche Regierungsdauer von 32 Jahren in dieser ersten Dynastie. Erst mit den parallel laufenden 2. und 4. Dyn. fühlt sich Rawlinson auf sicherem historischen Grund [ebd., 56], weil es aus deren Zeit Monumente mit Inschriften gibt. Bei Diskussion der 4. Dynastie, die für ihn gegen -2450 in Memphis einsetzt, stellt der mutige Mann klar:

“Noch immer sind die vergleichsweise niedrigen Datierungen der englischen Ägyptologen in jeder Hinsicht den höheren Datierungen der deutschen vorzuziehen” [1900, 57].

So hören wir von zwei gegnerischen ägyptologischen Schulen, deren Kampf jedoch nicht greifbar wird. Rawlinson nennt nicht einmal die Namen jener “besten englischen Ägyptologen” [ebd., 54; siehe oben], die sich zur manethonischen Parallelität durchgerungen hätten. Ebenso wenig kann bislang nachvollzogen werden, wie sich die deutsche gegen jene englische Schule durchgesetzt hat. Fast könnte man mutmaßen, Rawlinson habe hier im pluralis maiestatis gesprochen und eisiges Schweigen seiner Kollegen provoziert.

Klar ist nur, dass Rawlinson sehr niedrige Datierungen vorgeschlagen hat. Doch wieso liegen seine Jahreszahlen relativ nahe an den heutigen, obwohl er doch so viele Dynastien vor der 18. Dyn. parallel setzt? Das liegt an den Hyksos, insbesondere an deren 16. Dyn. Für sie stehen bei Rawlinson jene 518 Jahre, die Manetho laut Africanus genannt hat. Parallel dazu stehen die sechs großen Hyksos der 15. Dyn., die allein 259 Jahre zugesprochen bekommen.

Jürgen von Beckerath [189] setzt heute für die gesamte Hyksoszeit lediglich 109 Jahre an, verkörpert durch die sechs großen Hyksos Salitis, Beon, Apachnas, Chajan, Apophis und Chamudi, zu denen die 16. Dyn. als Hyksos-Vasallen genauso parallel läuft wie die 17. Dyn. Was also Rawlinson *vor* den Hyksos an Jahren ‘einspart’, verliert er *bei* den Hyksos wieder. Ihm geht es umgekehrt wie Velikovsky: Der hat *nach* den Hyksos Dynastien um bis zu 800 Jahre verjüngt, doch den *Zeitansatz vor* den Hyksos unverändert gelassen, um an der biblischen Chronologie nichts korrigieren zu müssen. Zum Ausgleich für diese dramatischen Veränderungen – z.B. Ramses III. ins persische -4. Jh. – ließ Velikovsky [217] die Hyksos “über vierhundert Jahre” regieren. (Weil Heinsohn und ich diesen Rettungsversuch nicht mitgemacht haben, öffnete sich uns [1990] der Weg zu einer weiteren, überaus drastischen Zeitkürzung.)

Die Sicht einer nur 109-jährigen Hyksos-Zeit, wie sie heute vertreten wird,

vereitelt den Versuch, Rawlinsons Parallelführungen in das moderne Schema zu integrieren. Denn Rawlinson stellte den 518 Jahren der 16. Dyn. nicht nur die 259 Jahren der großen Hyksos zur Seite, sondern zeitgleich auch die 160 Jahre jener 12. Dyn., die heute den Kern des Mittleren Reiches bildet. Da ihr heute sogar 182 Jahre, allen Hyksos zusammen jedoch nur 109 Jahre eingeräumt werden, wären aus heutiger Sicht die Hyksos eine Episode innerhalb des Mittleren Reiches, nicht mehr die 12. Dyn. eine Episode innerhalb der Hyksos-Zeit.

Wie man unschwer sieht, ist bei ägyptologischen Lehrstuhlinhabern fast alles möglich. Sie haben die Epochen des Alten Ägypten fast nach Lust und Laune gestaucht oder gestreckt. Wenn jedoch ein Außenseiter sich Ähnliches erlaubt, dann fallen sie entweder über ihn her oder überziehen ihn mit einer damnatio memoriae. Sie sollten deshalb ein Bett, allerdings das Prokrustes-Bett im Wappen führen. (Bekanntlich war Prokrustes ein Wegelagerer der griechischen Frühzeit, der friedliche Zeitgenossen seinen zu großen oder zu kleinen Betten anpasste, was die dermaßen Drangsalieren mit dem Leben bezahlten. Der Unhold wurde schließlich von Theseus erledigt.)

Wir wollen nun vergleichen, inwieweit sich Heinsohns und meine Ansichten über die mögliche Gleichzeitigkeit von Dynastien vergleichen lassen mit Rawlinsons Ansichten. 1990 haben wir Schichten und 'Dynastien' miteinander synchronisiert [Heinsohn/Illig 1999, 457].

- Mittlere Schicht: die spätere 4., 6., mittlere 12., späte 18., frühe 19., 21., frühe 25. und späte 26. Dynastie.

- Die älteste Schicht: 1., 3., frühe 4., 11. und frühe 12., 15., 16., 17. und frühe 18. Dynastie.

Dieses aus Handwerksevolutionen gewonnene Resultat widerspricht Rawlinson über weite Strecken, bestätigt dieser doch nur zwei Gleichzeitigkeiten: die von 1. und 3. Dyn., worauf die 4. Dyn. bei ihm erst folgt – und die von 11. und 15. Dyn., wobei für ihn die Dynastien von Neuem Reich und Spätzeit erst danach folgen.

Als ich 1998 den neunfachen Beginn der Eisenzeit innerhalb der Dynastienabfolge feststellte, rückten 25. und 26. Dyn. noch näher an die mittelbronzezeitliche Schichtgruppe heran, an deren Ende die Eisenproduktion einsetzt.

So zeigt sich: Rawlinsons Szenario und das von Heinsohn und mir vertretene lassen sich fast nirgends zur Deckung bringen, nicht besser als Rawlinson und die heutige Lehre. Aber es verblüfft, dass bereits um 1900 so weitgehende Parallelführungen vorgeschlagen werden konnten. Davor wie danach galt für die ägyptischen Dynastien des Manetho fast durchwegs: Aufstellung im Gänsemarsch!

Literatur

- Beckerath, Jürgen von (1997): Chronologie des pharaonischen Ägypten. Die Zeitbestimmung der ägyptischen Geschichte von der Vorzeit bis 332 v. Chr.; Mainz
- British Encyclopedia (1911): Stichwort "George Rawlinson", s.
http://54.1911encyclopedia.org/R/RA/RAWLINSON_GEORGE.htm
- Heinsohn, Gunnar / Illig, Heribert (²1997): Wann lebten die Pharaonen?; Gräfelting (1990, Frankfurt/M.)
- Illig, Heribert (1998): "Neunfacher oder einmaliger Eisenzeit-Beginn? Hartsteinbearbeitung in Ägypten"; in: Zeiteinsparungen 10 (2) 181-197
- (1986): Ägyptens Dynastienfolge vor 80 Jahren; in: GRMNG-Bulletin 3 (5) 5 f.
- Rawlinson, George (1900): Ancient History. From the earliest times to the fall of the Western Empire; comprising the history of Chaldaea, Assyria, Media, Babylonia, Lydia, Phoenicia, Syria, Judaea, Egypt, Carthage, Persia, Greece, Macedonia, Parthia, and Rome; New York
- (1898): A memoir of Major-General Sir Henry Creswicke Rawlinson; New York
 - (1889): History of Phoenicia; London
 - (1887): Moses. His Life and Times;
 - (1887): Ancient history. A sketch of universal history. In three volumes; London
 - (1885): Egypt and Babylon from scripture and profane sources; London
 - (1881): History of ancient Egypt. 2 Bände; London
 - (1876): The seventh great oriental monarchy or the geography, history, and antiquities of the Sassanian or new Persian Empire; London
 - (1872): The sixth great oriental monarchy or the geography, history, and antiquities of Parthia; New York
 - (1862-67): The five great monarchies of the Ancient Eastern World; or the history, geography, and antiquities of Chaldaea, Assyria, Babylon, Media, and Persia; London
 - (1858): The history of Herodotus; London
- Velikovsky, Immanuel (1978): Die Seevölker; Frankfurt/Main

Ein Pharao verliert seinen Entdecker

Eine Richtigstellung durch Meinhard Hoffmann

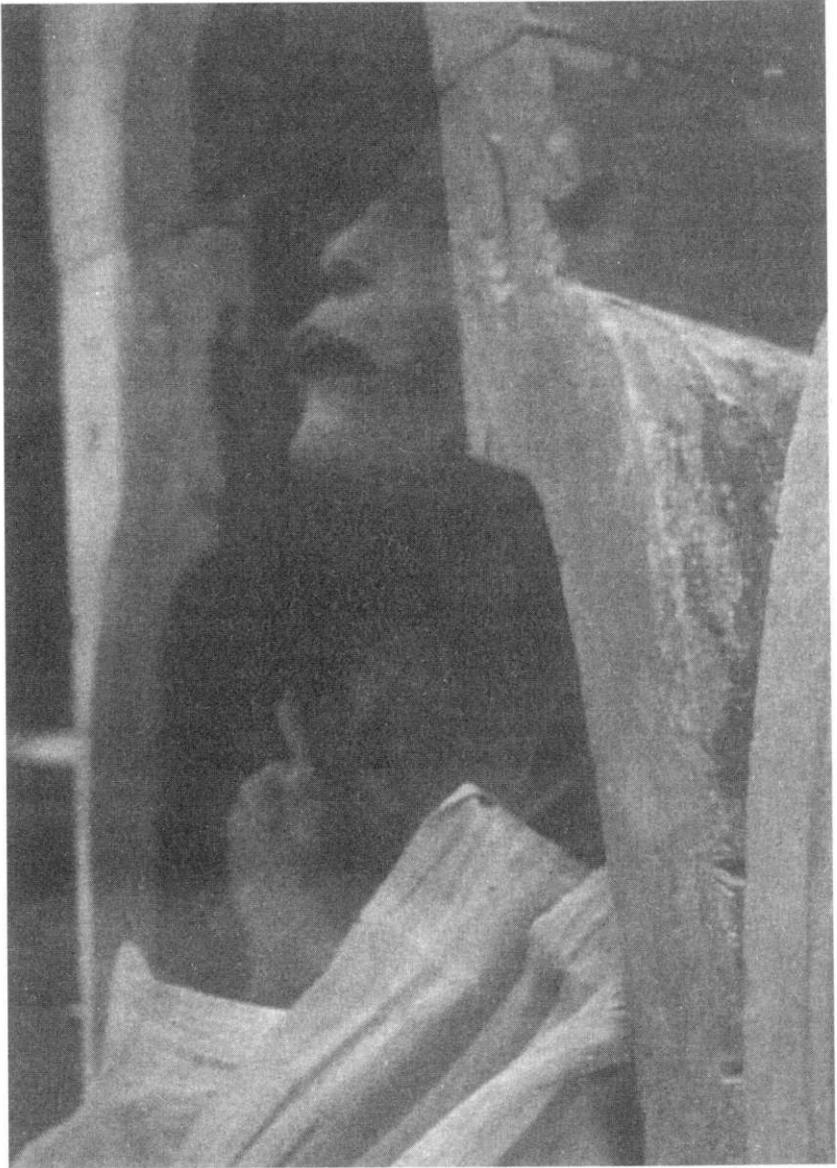
Wenn eine Königsmumie in einem Grab oder Versteck im Tal der Könige in Ägypten gefunden wird, ist das unzweifelhaft eine Weltsensation. Im 20. Jh. fand das nur einmal statt: 1922 wurde unter weltweiter Anteilnahme Tutanchamun in seinem fast unversehrten Grab entdeckt. Dass aber rund sechzig Jahre später ein Tourist, ein Laie, noch nicht einmal ein Hobby-Archäologe, in einem Kuriositätenkabinett unterhalb der Niagarafälle die Mumie Ramses' I. entdeckte und 1985 auch provisorisch identifizierte, grenzt eigentlich schon an ein Wunder. Zumal mehr als zwei Millionen Menschen die gleiche Chance hatten, ist doch die Mumie bereits seit 1861 in Kanada und in den USA öffentlich zur Schau gestellt worden.

Unter der Überschrift "Rückkehr des Pharaos. Ramses I. wird nach Ägypten transportiert" erschien in der *Antiken Welt* [2003] eine Kurznotiz, fast das einzige deutsche Presseecho über ein singuläres Geschehen.

"Nach fast 150 Jahren ist die Mumie des Pharaos Ramses I. (1292–1290 v. Chr.) nun in seine Heimat Ägypten zurückgekehrt. Der einbalsamierte Leichnam war zuletzt im «Michael C. Carlos Museum» für ägyptische Kunst in Atlanta/USA untergebracht und wird nach der Rückgabe an Ägypten zunächst sechs Wochen lang im Ägyptischen Museum in Kairo gezeigt, bevor er für eine Ausstellung über die «Krieger-Könige» der 18. und 19. Dynastie in das oberägyptische Luxor transportiert wird.

Der Königsmumie wurde in Kairo ein feierlicher Empfang bereitet; vor etwa hundert Gästen öffnete der Chef der Altertümmerverwaltung, Zahi Hawass, die Truhe mit dem Leichnam. Allerdings räumte Hawass ein, es gäbe keine hundertprozentigen Beweise, daß es sich bei dem einbalsamierten Körper tatsächlich um den Begründer der 19. Dynastie handele. Die Art der Konservierung und der Körperhaltung ließen aber mit Sicherheit auf eine königliche Mumie schließen.

Über Umwege war die Mumie nach Atlanta gekommen. Im 19. Jh. soll sie von einer ägyptischen Familie an einen Händler verkauft worden sein. Seit 1871 befand sie sich zuerst in Kanada, später in den USA. 1980 identifizierte der deutsche Archäologe Arne Eggebrecht den Leichnam als den ägyptischen König. Ende der 1990er Jahre wurde die Mumie dann an das «Michael C. Carlos Museum» in Atlanta verkauft, welches den Pharao, nach Aussage der Museumsdirektorin, nun an Ägypten verschenkte."



Die ursprünglich, bis 1985 allein sichtbare Hand der Pharaonenmumie
[Aufnahme Meinhard Hoffmann]

Wieso hat die deutsche Presse im Unterschied zur übrigen Welt dieses Ereignis fast durchwegs ignoriert, obwohl ein deutscher Professor als Identifikator genannt wurde? Und wieso ist der tatsächliche Entdecker vollständig verdrängt worden? Ich setze zur Aufklärung meine beiden Aufsätze aus den *Zeitensprüngen* [2001; 2002] fort.

Dort habe ich berichtet, dass ich der fraglichen Mumie 1966 das erste Mal in einem Kuriositätenkabinett an den Niagarafällen begegnet bin, doch ohne sie zunächst zu beachten. Ein Hinweisschild, wonach neben ihr die Gattin Echnatons liege, beflügelte meine Phantasie. Als ich 1979 erneut das 'Museum' betrat, wusste ich um die spezifische Armhaltung königlicher Mumien und machte rund 120 Aufnahmen durch das spiegelnde Glas des über die verschiedenen Mumien gestülpten, durchsichtigen Sarkophages. Bei der Auswertung daheim entdeckte meine Frau schließlich, dass nicht die ausgewiesene Mumie, sondern eine andere die königliche Handhaltung zeigte; der übrige Arm war verdeckt, der rechte gar nicht zu sehen. Bei einer Schattenrissprojektion zeigte sich, dass das Profil dieser Mumie dem der berühmten Nofretete-Büste exakt entsprach. Mit der 'Entdeckung von Nofretete' trat ich am 26. 2. 1985 im *heute journal* des ZDF vor die Öffentlichkeit. Der Sender finanzierte dann zwei Forschungsreisen – doch das Ergebnis war negativ. Was hatte sich damals zugetragen?

1985 waren Günter Alt vom ZDF wie Dr. Arne Eggebrecht geradezu gierig darauf, als Entdecker von Nofretete in die Geschichtsbücher einzugehen. Deshalb wurde damals folgendes Rollenspiel für die Kamera geschrieben: Meine Frau und ich kommen als Touristen ins Niagara-Museum und 'entdecken' die Nofretete-Mumie.

Alt und Eggebrecht sind bis dahin schon eine Stunde 'vor Ort'. In dieser 'Vorlaufzeit' wollte Eggebrecht unbedingt in den gläsernen Sarkophag hinein. Mr. Sherman, der Besitzer und Direktor des *Niagara Falls Museums*, versicherte Günter Alt glaubwürdig, dass seit mindestens 35 Jahren niemand mehr den verschlossenen Glassarkophag betreten hatte und somit noch alles an seinem Platz lag, wie ich es 1966 zum ersten Mal gesehen und 1979 fotografiert hatte. Sherman hatte sogar den Schlüssel verlegt und musste ihn erst einmal suchen, fand ihn jedoch glücklicherweise und konnte daraufhin den Sarkophag öffnen.

Ohne auch nur eine einzige Aufnahme oder Filmsequenz vor Öffnung des Glas-Sarkophages gemacht zu haben, stürzten sich Alt und Eggebrecht vor meinem Eintreffen auf die Mumie. Das Leichentuch verhüllte deren Körper bis zu den Schultern, so dass nur die linke Hand zu sehen war; sie ließ den über der Brust angewinkelten linken Arm erahnen. In Abwesenheit des Direktors entfernte Alt das Leichentuch der Mumie und erstarrte: Die Mumie war



Die Pharaonenmumie, seit 1985 mit aufgedeckten Armen
[Aufnahme Meinhard Hoffmann]

nackt und unübersehbar ein Mann mit über der Brust gekreuzten Armen – Nofretete konnte es nicht sein. Doch nun wurde die Filmszene mit mir vorbereitet: der Glassarkophag neuerlich geschlossen, die Mumie wieder zugeeckt – nicht aber ihr Oberkörper! Durch diese Nachlässigkeit wurde die originäre Entdeckungsgeschichte entscheidend verfälscht. Ein Wissenschaftler und ein erfahrener Filmregisseur verändern in einem Dokumentarfilm die Auffindungssituation so dramatisch, dass die eigentliche Entdeckungsgeschichte ad absurdum geführt wird. Deshalb trete ich im Film vor eine Mumie mit über der nackten Brust gekreuzten Arme, die prominent aus dem Sarg herausragen.

Im harten Schnitt wird nach dieser Sequenz eine Tafel gezeigt und von Alt kommentiert, die zu einem anderen Sarg und einer anderen Mumie gehört, nämlich zu der als Nofretete ausgewiesenen, die zu diesem Zeitpunkt noch in ihrem ursprünglichen Arrangement zu sehen war. Warum hätte ich 19 Jahre lang nach einem Kriterium suchen sollen, mit dem ich eine Pharaonengemahlin erkennen könnte, wenn ich doch vor einer männlichen Mumie stand? Niemand hat verbürgerweise mindestens 35 Jahre lang diese Mumie so zu Gesicht bekommen. So wurde mein Auftreten zur Lachnummer, die mich aus der Entdeckungsgeschichte hinauskatapultierte: Zu Auftakt von Günter Alts Film *„Eine Mumie packt aus“* trete ich in Rückblende vor eine Mumie, die ich weder 1966 noch 1979 zur Kenntnis genommen habe, die mir erst am 10. 2. 1985 auf meinen 1979 gemachten Dias aufgefallen ist. Dank ihres Profils, der Hand und dem Museumshinweis auf die Frau von Echnaton war damals der Schluss auf Nofretete zwingend.

Dieses Bild ging um die ganze Welt und suggerierte allen, die diesen Film sahen, eine Entdeckersituation, die es nie gegeben hat. In Toronto bekommt Gail Gibson als *President of the Society of Study of Egyptian Antiquities* diesen Film zu sehen und schreibt in Ihrem Beitrag für *KMT* [2001]:

“Unglücklicherweise benötigte die Film-Mannschaft, die jenseits des Ozeans Nofretete finden wollte, weder ein Röntgengerät noch irgend eine wissenschaftliche Prüfung, um zu beweisen, dass ‘Septhnestp’, der schwarze Körper mit über der Brust gekreuzten Armen und dem eleganten Gesicht nicht Echnatons Königin war. Das Anheben ihres Leichentuchs enthüllte einen männlichen Körper.”

Gaile Gibson geht also offenbar davon aus, dass ich bereits 1966 eine Mumie mit über der Brust gekreuzten Armen für Nofretete gehalten habe. In diesem Artikel ist auch ein Bild zu sehen, auf dem ich mit Eggebrecht vor den Särgen im Niagara Falls Museum zu sehen bin. Auch hier wird mir meine Identität geraubt, weil der zugehörige Bildtext von Dr. Eggebrecht und dem Mumien-spezialisten Dr. Pahl spricht.

Zahi Havass machte es sich noch einfacher, sagte er doch in einem Interview in Bezug auf Ramses I.: "Wie kann man ihn nur für Nofretete gehalten haben?" Er ignoriert, dass diese Mumie *nicht* mit pharaonisch gekreuzten Armen im Museum gelegen hat – sonst wäre sie seit Jahrzehnten als Pharao erkannt. Meine richtige Interpretation ihrer damals allein sichtbaren Handhaltung ist ihm unbekannt.

In seinem Filmbeitrag zu *Abenteuer Wissen* vom 29. 5. 2002 bringt Wolfram Giese noch mehr durcheinander: Statt 1985 verlegt er die erste Reise ins Niagara Falls Museum auf 1987, was gravierende Rechtsfolgen für meine Urhebererschaft als Entdecker der Ramses Mumie hat. Denn 1986 hat die Ägyptologin Gail Gibson – sie hätte das Museum von Toronto aus wöchentlich besuchen können – das Raritätenkabinett zum ersten Mal betreten und 'Ramses entdeckt'. Von ihr stammt auch der Ausdruck "Ramses for Luck". Doch wenn das ZDF-Team gemeinsam mit mir erst 1987 dort gewesen wäre, hätte Gibson 1986 keine mit über der nackten Brust gekreuzten Armen, also keine Mumie mit pharaonischer Armhaltung sehen können. Gibson wird heute in der angelsächsischen Welt als die Entdeckerin der Ramses-Mumie 'gehandelt' und mit Ehren überhäuft.

Weiter wird in der Giese-Story vom Mai 2002 wiederum die Aufnahme mit mir vor dem gläsernen Sarkophag und der aufgedeckten Männermumie gezeigt und suggeriert, ich wäre so unwissend gewesen, einen Pharao für Nofretete zu halten. Anschließend vergaß das hochprofessionelle Studio des ZDF sein Können: Ganze Filmsequenzen werden spiegelbildlich verdreht, so dass man nicht mehr weiß, was nun eigentlich die linke Hand ist und wie man sich die Mumifizierungstechnik nach Vertauschen von Oben und Unten vorstellen soll. Z.B. findet sich der Einschnitt zur Eingeweideentnahme auf der rechten Bauchseite der Mumie und nicht auf der linken, wie es sich gehörte.

Mit dieser kurzen, stümperhaften Filmsequenz wurde mehr Schaden angerichtet, als rechtlich vertretbar ist. Das ZDF hat mich durch verfälschtes Bildmaterial und Tatsachen entstellende Texte um den Ruhm gebracht, in einem Raritätenkabinett in Niagara Falls eine Pharaonenmumie entdeckt zu haben, die einzige je außerhalb Ägyptens gefundene. Dem entspricht das völlige Desinteresse des ZDF am weiteren Geschehen. Erst durch mich erfuhr es im Juni 2000, dass andere Wissenschaftler auch dank C14-Messungen die Mumie nun als Pharao des Neuen Reiches sahen, was ihm keine Meldung wert war. Im Juni 2002 meldeten alle wichtigen Tageszeitungen der Welt: "Der Pharao von Niagara Falls ist Ramses I." Doch die deutsche Presse und das ZDF schwiegen. Im Oktober 2003 wurde die Mumie mit königlichen Ehren in Kairo empfangen – das ZDF nahm keine Notiz davon, obwohl es eigentlich diese Entdeckung finanziert hatte.

Dr. Wolfgang Pahl liefert in seinem Internet-Beitrag "Mumie NFM 5 - ein ägyptischer Pharao?" ebenfalls eine Vorgeschichte, in der ich wiederum eine Mumie mit über der Brust gekreuzten Armen für Nofretete halte. Er muss es besser wissen, bezieht sich sein erstes Gutachten auf meine Dias von 1979, die noch keine Mumie mit verschränkten Armen zeigen können.

Zurück in das Jahr 1985. Nach unserer Rückkehr von den Niagarafällen verfasste Dr. Eggebrecht einen ersten Bericht, in dem er die Entdeckung einer Pharaonenmumie nicht ausschloss. Innerhalb weniger Monate wurde eine zweite Expedition organisiert, mit Eggebrecht und dem Mumien-Spezialisten Dr. med. Wolfgang Pahl. Eile war geboten, lag doch jetzt der potenzielle Pharao mit seinen über der Brust gekreuzten Armen für jedermann sichtbar in seinem unscheinbaren Holzсар und konnte nun von jedem Studenten als alt-ägyptischer Herrscher erkannt werden. Ich wurde zu dieser zweiten Reise nicht mehr eingeladen. Das ZDF verzichtete auf meine weitere Mitarbeit, wohl weil Nofretete als Ergebnis unserer Untersuchungen anlässlich unserer ersten Reise zum Pharao mutiert war, eine gute Gelegenheit, unser Vertragsverhältnis als beendet zu betrachten, den Pharao für sich zu reklamieren und dadurch mein Honorar nebst meinen erheblichen finanziellen Vorleistungen einfach zu streichen. Ich wurde über diese zweite Reise nicht einmal unterrichtet und erfuhr nur durch einen Zufall davon. Eine kaum noch zu überbietende Ignoranz.

Zwar hatte ich dem ZDF nicht die Mumie der Nofretete geliefert, dafür aber einen potenziellen Pharao. Welche Bedeutung dieser Fund tatsächlich hat, ist heute durch hochkarätige Wissenschaftler und die besten Spezialisten der Welt zweifelsfrei erwiesen. Viele Entdeckungen beruhten in ihrem Ursprung auf einem Irrtum, ja sie wären ohne ihn niemals zum Tragen gekommen. Dies gilt auch für die Entdeckungsgeschichte des Pharao von Niagara Falls.

Von allen Beteiligten scheine nur ich aus meinem 'Fehler' gelernt zu haben: Noch von Toronto aus ließ ich mir am 13. 3. 1985 durch einen Frankfurter Notar beglaubigen, dass es sich bei der aufgedeckten Mumie nicht um Nofretete, sondern um einen Pharao, vermutlich um Eje oder Ramses I. handele. Denn es war zu gewärtigen, dass bald immer mehr 'Entdecker' einer Weltsensation auf den Plan treten würden. Das ZDF, das diese Situation aus den genannten Gründen verschuldet hatte, tat bisher nichts, mich zu rehabilitieren; so wird mir nach Lage der Dinge am Ende nur der Rechtsweg bleiben. Da meine Urheberschaft eindeutig durch Urkunden und eigenes Bildmaterial belegt werden kann, denke ich nicht daran, auf sie zu verzichten.

Die beiden Forscher, Pahl und (der mittlerweile leider verstorbene) Arne Eggebrecht haben das ihre dazu beigetragen. Eggebrecht ließ sich von Pahl

überzeugen, irgendeine ptolemäerzeitliche Mumie untersucht zu haben. Pahl kam in seinem Abschlussgutachten vom 15. 12. 1985 [S. 32] zu dem Schluss:

“Hinsichtlich des im Mittelpunkt der Untersuchungen stehenden Objektes, der Mumie NFM 5, hat das Projekt zu einer klaren Aussage geführt: Die Frage ob es sich bei dieser um die eines noch unentdeckten Pharaos aus dem Neuen Reich Ägyptens handeln könnte, musste eindeutig verneint werden.”

Dem schloss sich Eggebrecht in seinem zweiten Gutachten vom Herbst 1985 [S. 2] an:

“Die Mumie gehört auf Grund der auch im Abschlussgutachten von W. Pahl gemachten Aussagen ganz sicher nicht ins Neue Reich, sondern ist nach denen durch die Röntgenanalysen entdeckten Packungen im Innern des Körpers in die Ptolemäerzeit zu datieren.”

Damit scheiden beide Wissenschaftler als Entdecker der Pharaonen-Mumie von Niagara Falls aus. Trotzdem wird Prof. Dr. Eggebrecht immer noch – siehe oben, *Antike Welt* – als Entdecker gehandelt. So auch Giese am 29. 10. 2002 in einer e-mail an Dr. Lacovara, Kurator am Emory Museum in Atlanta USA. Er schrieb: “I have contact to the german Egyptologist Prof. Dr. Arne Eggebrecht who discovered the mummy in the 1985s in the Niagara Falls Museum.” Tatsächlich hat er zusammen mit Pahl damals die Entdeckung des Pharaos verhindert.

In Atlanta sind ca. 1,5 Mio. \$ für die Erforschung der Mumie ausgegeben worden, doch sie haben praktisch nichts zu ihrer Identifizierung beigetragen. Angesichts dessen arbeite ich ungeachtet all dieser “Irrungen und Wirrungen” daran, die Identität der Pharaonenmumien der 18. und 19. Dynastie mit den Mitteln der forensischen Medizin aufzuklären.

Literatur

- AW (2003): “Rückkehr des Pharaos. Ramses I. wird nach Ägypten transportiert”; in: *Antike Welt* 34 (6) 644
- Gibson, Gail (2000): “Names matter”; in: *KMT* 11 (4), Winter 2000-2001
- Hoffmann, Meinhard (2001): “Pharaonisches Geblüt in Amerika. ‘Meine Mumie im Keller’”; in: *ZS* 13 (1) 356-382
- (2002): Ein Irrtum gebiert eine Wahrheit. Im Gespräch mit Heribert Illig”; in: *ZS* 14 (4) 608-618

Meinhard Hoffmann, 63486 Bruchköbel, Scheelbergstr. 18

Säulen der Vergangenheit

Eine Ginenthal-Rezension von Gunnar Heinsohn

Als Charles Ginenthal im Jahre 1993 seine Zeitschrift *The Velikovskian* gründete, waren auch ihm Wohlgesinnte über diesen Namen nicht glücklich. Das klang doch arg bewegt, schien nahe bei Eiferern zu stehen, die ihre Postillen *Der Darwinist*, *Der Marxist* oder *Der Freudianer* hätten nennen können. Die Sorge, dass im *Velikovskian* die Werke Immanuel Velikovsky beweihräuchert oder gar heilig gesprochen werden könnten, hat sich nicht bewahrheitet. Gewiss wurden in Ginenthals Zeitschrift Velikovskys Kernpositionen über die falsche Chronologie des Altertums und das Einwirken erdweiter Katastrophen auf den Lauf der Geschichte niemals geräumt. Um die positive Ausgestaltung der Chronologie sowie um die Art und das Ausmaß der Katastrophen ist jedoch von Anfang an heftig gestritten worden. Von Dogmatismus war dabei wenig zu spüren. Ginenthals Verteidigung des Namens damit, dass man ohnehin als Velikovsky-Sektierer verunglimpft werde und sich doch nicht verstecken könne, hat gewiss immer etwas für sich gehabt.

In Form der Nummern eins bis drei des VI. Bandes seines unregelmäßig erscheinenden Magazins hat Ginenthal Ende 2003 auf 580 Seiten eine Summe in Sachen Chronologie und Katastrophismus gezogen. In "Säulen der Vergangenheit" (*Pillars of the Past*) werden siebzehn Kapitel präsentiert, die so gut wie alle großen Diskussionen der 1980er und 1990er Jahre Revue passieren lassen (Bestelladresse: 65-35 108th Street, Forest Hills, New York 11375, USA).

Die Chronologievorstellungen der Ägyptologen, die Prinzipien der Stratigraphie, die Anachronismen in der Entwicklung von Materialien, Werkzeugen und Legierungen, die Änderungen des Klimas und die ominösen dunklen Zeitalter werden jeweils aus mehreren Blickwinkeln noch einmal durchgenommen. Kenner der deutschsprachigen Literatur zu eben diesen Komplexen bekommen eher eine Auffrischung zu vielen Details geboten als eine schon zureichende Alternative für die hierzulande verfügbaren Titel. Aus diesen wiederum hätte Ginenthals Buch noch etliches gewinnen können.

Dafür bekommen auch deutsche Interessenten etwas zu lesen, was noch keiner offeriert hat. Ginenthal liefert nämlich nicht nur eine Einführung in die Kontroversen zwischen den Rekonstruktoren der Geschichte und der herrschenden Lehre, sondern auch und vor allem präsentiert er eine Darstellung der vielfältigen Diskussionen und selbst Feindschaften innerhalb des revidierenden Lagers. Der Autor hat das Buch deshalb wie einen Krimi in eineinhalb

Tagen herunter gelesen. Allein was dort aus bisher nicht publizierten E-mails – auch über einen selbst – ans Licht gezogen wird, lässt gelegentlich die Nackenhaare in Habachtstellung gehen. Nicht minder aufregend sind die – wiederum den Autor betreffenden – Kapitel zu „skythischen Prinzen in den Königsgräbern von Ur“ [Kap. 13] sowie zu Mesopotamiens Stratigraphien und Geisterreichen [Kap. 8, 9]. Dort hat Ginenthal nicht nur die damaligen Debatten referiert, sondern durch zusätzliche eigene Beweisführungen bisher nur rudimentär gefasste Argumente wirklich rund gemacht. Seine Ausführungen zu den Parallelen zwischen skythischen Häuptlingsbegräbnissen und den so genannten Königsgäbern von Ur wirken dabei wie ein eigenständiges kleines Meisterwerk.

Ähnliches muss man dem Kampf um die angebliche Zeitlücke von 700 Jahren zwischen Alttakkadern und Mitanni am Beispiel der deutschen Ausgrabungen in Tell Munbaqa (Syrien) konzederieren. Dort hat – beim expliziten Versuch, den Autor zu widerlegen – schon 1988 der geologische Befund die vom Autor behauptete Kontinuität zwischen Alttakkadern und Mitanni bestätigen müssen. Der Grabungsleiter hat dann auf dem geduldigen Papier der Grabungsberichte Keramikfunde aus anderen Stellen des Tells einfach zwischen die alttakkadische (bisher bis -2200) und die mitannische Zeit (bisher ab -1500) geschoben. Dennoch hat die beteiligte Geologin nicht aufgegeben und im Jahre 1995 ihre Ergebnisse publiziert. Seitdem steht der wissenschaftliche Befund gegen die dogmatische Chronologieverteidigung unwiderlegt im Raum.

Beim Durchkämmen der Auseinandersetzungen innerhalb der Gruppe der Revidierer kann Ginenthal oft wie ein Schiedsrichter agieren. Er weiß, dass er sich zwischen ohnehin verfeimten Außenseitern zu entscheiden hat und durch bloße Parteinahme für die eine oder andere Seite nichts gewinnen kann. Es geht ihm um die Bestimmung der stringenteren Positionen. Dabei kümmert es ihn nicht, dass die in der herrschenden Lehre auch nicht besser wegkommen als die von ihm verworfenen. Deshalb glaubt er fast sicher sein zu können, dass sein Buch hier und heute ungelesen bleibt. Er will eine Bilanz hinterlassen für eine vielleicht später einmal einsetzende Offenheit.

Seine imponierende Mühe um Objektivität nötigt Ginenthal, die Differenzen zwischen den Autoren deutlich zu machen, deren Positionen ihn am ehesten überzeugen. Am wichtigsten ist das natürlich für die Arbeit von Lynn Rose auf der einen und von Heinsohn und Illig auf der anderen Seite. Mit astronomischer Retrokalkulation von heute in die Vergangenheit hat Rose in *Sun, Moon and Sothis* [1999] ja etwas ganz Erstaunliches erreicht. Er hat die stratigraphische Identifizierung des Martu Hammurabi (bisher 2100–1700) mit dem Marder Darius I. (-6. Jh.) aus rein astronomischen Gründen akzeptiert. Er hat die 12. Dynastie Ägyptens (bisher 1981–1785) direkt vor Alexan-

der dem Großen im -4. Jh. enden lassen und damit astronomisch dasselbe Ergebnis gewonnen, das 1990 in *Wann lebten die Pharaonen?* stratigraphisch und materialanalytisch begründet worden ist. Hier erhebt sich eine Frage nach der Methodenkonsistenz, da Rose seine Retrokalkulationen unter Einschluss der 300 frühmittelalterlichen Jahre betrieben hat, die Illig und dann auch der Autor gerade zur Disposition stellen.

Ginenthal pflegt durchweg einen temperamentvollen Stil. Wenn er eine sachliche Erörterung abgeschlossen hat, fügt er eine Einschätzung der Tricks und Charaktere der beteiligten Kontrahenten an. Dabei geht er niemals ad hominem, sondern versucht – mit saftigen Zitaten aus der methodologischen Literatur über die Techniken wissenschaftlichen Blockierens – eine Typisierung der jeweils vorgeführten kleineren oder größeren Lumpereien. In diesen Passagen gelingen dem New Yorker Lehrer Belehrung und Amüsement seiner Leser in einem Atemzug.

Prof. Dr. Dr. Gunnar Heinsohn, Adresse s. Impressum

Das Reinheitsdekret des Jakobus und der Apostel in Qumran (Redatierungen zum NT III)

Peter Winzeler

Abstract: Über das Jerusalemer Apostelkonzil und die drei Missionreisen des Paulus herrschen in der Literatur unversöhnliche Ansichten (s. Einleitung). Auf Grund der Qumranrollen und seines makkabäischen Datenvergleiches der Essenergemeinde kommt der Autor zu neuen Erkenntnissen, mit denen Lukas und Paulus rehabilitiert werden können. Das so gen. Jakobusdekret stimmt mit der Urfassung des Reinheitsdekretes MMT überein und geht auf die erste Begegnung Sauls mit Petrus und dem Herrenbruder Jakobus (Sabbatjahr 35/36) zurück, bevor dieser starb. Das zweite Apostelschreiben geht auf ein Konzil anlässlich der Hungersnot des Sabbatjahres 42/43 zurück, wo Paulus mit Agabus (Abgarus von Edessa) zusammentraf, was die Endfassung des Ketzermanifestes 4QMMT belegt. Die Periode des Gajus Caligula wird sachidentisch mit Alexander Balas. Die ephesinischen Aufenthalte, wo Paulus auf die legendäre Thekla traf (historisch: Thea Kleopatra III.), stimmen mit Balas und seinem "Hauptmann Tryphon" überein und findet in der revidierten Chronologie der Paulusbriefe eine unerwartete Bestätigung.

Ein Vergleich mit der autobiografischen Kompositionstechnik Heimito von Doderers will zeigen, wie Lukas sowohl als Verfasser der Wir-Berichte (Hauptmann Cornelius) wie als Alter Ego des Statthalters Felix (Tryphon) wie als Endredaktor gesehen werden kann, der „nach 28 Jahren“ vermutlich in Rom schreibt. Auch wenn die Kalenderwirren der alexandrinischen Ära, des essenischen Sonnenjahres (364 Tage) und des babylonisch-jüdischen Mondjahres (354 Tage) nicht astronomisch exakt bereinigt werden können, sieht der Autor seine Grundthese bestätigt, dass die moderne Zeitrechnung der 1. Julianischen Dynastie in Lukas keine Stütze hat. Josefus Flavius liefert unersetzliche Informationen. Doch deren chronologische Einordnung gleicht eher dem Berner Zytglogge-Turm (Zeitglockenturm), wo zu verschiedenen Stundenschlägen der behandelten Epoche stets wieder die selben Personen in und aus der Reihe tanzen.

In der Literatur wird gemeinhin als glaubwürdig angenommen, dass Saul nach seinem Damaskus- oder Arabia-Aufenthalt in Jerusalem (35) nur *Kephas* aufgesucht und „außer *Jakobus*“ keinen der Apostel gesehen habe – „Gott weiß, ich lüge nicht“ [Gal 1,18-20]. Um so klarer wurde in radikalen Kritiken

gesehen, dass das *Jerusalem Apostelkonzil* „nach 14 Jahren“ (49/47) und das eilends nach Antiochia überbrachte *Aposteldekret* soviel Ungereimtes aufweisen und von Lukas [Apg 15] und Paulus [Gal 2] so konträr dargestellt werden, dass eine Harmonisierung von Fakten und Deutungen unmöglich erscheint und in der binären Logik der kritischen Wahrheitsfindung und Quellscheidung uns nur ein *Entweder-oder* verbleibt [s. Lüdemann, Kap.2; **gefettete Daten**, 68f]. Auch wenn christliche Theologen aus dieser crux ein Kreuz Christi machen, sind wir an Nietzsche erinnert: „Es gibt keine Tatsachen, nur Interpretationen.“

Ganz vereinsamt vertrat Dieter Georgi ein Harmonieprinzip, wonach Paulus vom Aposteldekret ex post Kenntnis nahm, da es „erst später und ohne meine Zustimmung entstanden“ sei [Lüdemann 46], was längst nicht alle Probleme lösen würde. Aufgrund des Wir-Berichtes des Lukas konnte der völlig ahnungslose Paulus den Konzilsbeschluss erst zur Kenntnis nehmen, als er Ende der dritten Missionsreise (61/2 oder 54) den Herrenbruder Jakobus aufsuchte und mit „Trophimus aus Ephesus“ den Tempelbezirk betrat [Apg 21,18.25.29] – was Tumulte auslöste, die Oberst Lysias mit der Kohorte unterband! Der Dissens betrifft also nicht allein das Datum der Konferenz, das Lukas ca. drei Jahre vor Gallio in Achaja (51/52) ansetzt [Apg 18,12]. Offen ist auch, ob der dunkle Arabienaufenthalt (drei Jahre) nach dem Damaskuserlebnis (32) oder vor diesem (38) anzusetzen sei. Weiter:

- seit wann der „kleine“ Heidensekretär dem großen Bruder Barnabas den Vorrang streitig macht [Apg 9/13/15 contra Gal 1/2]: 34, 38 oder 48?
- die „innere Chronologie“ der Paulusbriefe (Lüdemanns Kriterium!),
- der Primat der Petrusgemeinde in Rom (vorkonzilisch?) und das Claudiusedik (41), das lukianisch (nach Gallio: 49) nach dem Apostelkonzil ergeht.

Besonders stoßend lässt Lukas die Kollekte unerwähnt, die Titus oblag [2Kor 8; Gal 2,1-3], ebenso deren Empfang durch den Herrenbruder oder dessen Martyrium in den Tumulten 62, das auch Paulus nie erwähnt! So kommt es, dass jede Partei im größten Ingrimme bestreitet, was die andere für historische Tatsache hält – oder als lügenhafte Fälschung abweist, was die Gegenpartei für längst erwiesen hält. *Entweder lügt Paulus oder Lukas ist sein Fälscher – tertium non datur.*

Den Zweifel am marcionitisch „gefälschten Paulus“ haben seit Evanson (1770) die „radikalen Holländer“ genährt [mit Detering 57.64f]. Gerd Lüdemann – auf den Spuren des Ferdinand C. Baur [28f] – bezieht radikal die Position des verketzerten Paulus, auch wenn er seine „innere“ Chronologie am lukianischen Statthalter Gallio aufhängt. Aus neuer **Qumransicht** hat Robert Eisenman Paulus der infamen Lüge bezichtigt, nämlich des „Lügenmannes“ des Habakukpeschers [WAC Nr. 4: 1QpHab 10,9], der Schuld trage am Martyrium des Gerechten Lehrers und „Oberhauptes“ Jakobus, weshalb Lukas seine Untaten

im Martyrium des „Stephanus“ zu vertuschen suche [Eisenman 1998, 209-218 u. passim]. Ekkehard Stegemann [149f.240] wendet dagegen ein, dass „MMT“ vom Gerechten Lehrer an *Jonathan Apphus* als den „Frevelpriester“ adressiert worden sei (-152, im Jahr 160 der Seleukidenära?), als dieser den babylonischen Mondkalender einführte, der seither im Judentum nie mehr verändert worden sei. Die „Kittäer“ hätten in allen zuvor entstandenen Kommentaren „die Seleukiden und Ptolemäer“ und erstmals im Nahumpescher die Römer bezeichnet, als *Aristobul* (Rivale Hyrkans) in römische Geiselhaft kam (-63) [ebd., 183; konform WAC Nr. 25]. Dieser Schematismus wurde vom Autor bezweifelt. Da u. a. auch schon Demetrius aus römischer Geiselhaft freikam (151S) und da auch Paulus eine Gefolgschaft Aristobuls in römischer Geiselhaft grüßen lässt [Röm 16,10], muss auf alle Fälle eine jüngere Kalenderreform des „Stephanus“ (Jonathan Hannas) angenommen werden (revid. 160 Alexanderära = 36 n. Chr.) [s. Redatierungen I].

Ebenso entschieden gab Barbara Thiering dem äußerst Qumran-kundigen „Lukaspescher“ den Vorzug, indem sie Saul eine „Mitarbeit“ am Habakukpescher unterstellt (im Sabbatjahr 36) [Thiering 1996, 168; *kursive Daten*]. Saul verfolgte die „Gemeinde des neuen Bundes“ der Damaskusschrift [Apg 9,2], einer Gruppe von „Hebräern“, die aus ihrem *Jeruschalajim* (im Plural: Qumran) nach Damaskus auswandern, als sie auf Gajus ihren Treueeid schworen (37), während die Hellenisten nach Caesarea ziehen, so dass das Damaskuserlebnis auf 40 falle, wo Saul die Ordensregel der Diaspora-Essener annimmt [Apg 9]. In Qumran fänden „im dritten Jahr“ (42/43) und „im vierzehnten Jahr“ (44) zwei Konzilien statt [Gal 1/2 = Apg 9,26/11,30], im Konzil von *Jerusalem* (sing.) erringe die „westliche Partei“ Roms den Sieg über den Osten (46), bis die Samaritaner-Partei das Claudiusedikt erwirke 49 [s. detail. Chron. 342-356].

Damit würden sich, schwer entwirrbar, drei Konzilien überlappen. Eisenman und Thiering haben den Vorzug, dass sie das weltpolitische Geschehen mitbetrachten, so auch herodianische Parteien in Rom und essenische Ordensmitgliedschaften, auf welche die Aposteldekrete wie Zement oder Dynamit einwirken. In diesem verminten Gelände suchte der Autor ein unabhängiges Territorium oder *tertium comparationis* in der makkabäischen Griechenära der Essenergemeinde und fand dafür – außer bei Thomas Völker, dem sich manche Anregung verdankt – wenig Unterstützung. Sofern denn „alle Versuche, irgendwelche neutestamentlichen Figuren in der Qumranliteratur entdecken zu wollen“, nicht auf den Texten, sondern nur auf „kühner Phantasie“ beruhen sollten [Krupp 141], bleibt dem Autor als letzte Rekursinstanz nur das Qumrandekret MMT. Dieses begründet den Anfangsverdacht, dass Lukas und Paulus genau dieselbe Doppelstruktur von Jakobusdekret [Apg 15,19f] und Apostelschreiben [23b-29] erkennen lassen, welche das in der nazoräischen Höhle 4 aufgefundene „Sektierermanifest“ beweist [s.

WAC Nr. 94 4QMMT: 4Q394-399]. Es stellt sich die Frage, ob das Georgische Harmonieprinzip auf dieser Qumranbasis rehabilitiert werden kann. Im folgenden werden eigene Zahlen gefettet und mit seleukidischen (S) oder alexandrinischen Daten (A) verglichen.

I. Jakobus und das Aposteldekret [Apg 15,19f.29f.]

Dass Saul beim ersten (= dritten) Jerusalembesuch auf den Herrenbruder traf, ist als gesichert anzunehmen. Denn Paulus hat Junius Gallio nie als Prokonsul in Achaia erwähnt, da er ihn nur als Volksgenossen *Junias* in Rom grüßen lässt: mit Andronikus und den Geiseln, die „vor mir in Christus“ waren [Röm 16,7], und einer herodianischen Kolonie [V.10ff], die in die Zeit des *Gajus 37* verweist [V.23]. In Damaskus **38** entflohen Saul dem Statthalter des Nabatäers *'Aretas* (Herodes), als er „vor 14 Jahren“ seine Eingebung hatte [2Kor 11,32; 12,2]. Daraus folgert Lüdemann, dass Paulus um **52** aus Ephesus an die Korinther schreibe, während Thiering das genannte „Vorjahr 14“ (PRO ETON XIV) willkürlich auf 43 deutet, statt auf *das Sabbatjahr „zuvor“ (42)*. Beim *Claudiusedikt 41*, als Aquila und Prisca aus Rom verbannt wurden, verweilte Paulus bereits „achtzehn Monate“ in Korinth [Röm 16,3; Apg 18,2.11]. Am Apostelkonzil (**42**) wurde „denen aus den Heiden“ die Beschneidung erlassen, wie der Wortführer **Petrus** verlangt, der sich mit Cornelius und den Heiligen in Rom verband [Apg 10/15,7-11]. Erst in **Antiochia** entstand der Streit um die Auflagen des *Jakobus* an „Barnabas und Paulus“ [15,12.25], der anscheinend seine ganze Autorität des Herrenbruders in die Waagschale wirft, um den Weg der evangelischen Freiheit zu beschneiden [Apg 15,19f]

19 Deshalb **entscheide ich** (F. Stier: spreche den Richtspruch) > Bischofsamt ?
man solle diejenigen *nicht beunruhigen*, > Unruhen in Rom
welche sich *aus den Völkern* zu Gott hinwenden, > Cornelius [Apg.10]
20 sondern ihnen *vorschreiben, sich fernzuhalten* > **MMT**
(1) von den **Verunreinigungen der Götzendienste**, > „drei Netze oder
(2) von der **Unzucht** (3) vom **Erstickten und vom Blut**. > Fallen des Belial“

Dieselben *drei Fallstricke des Belial* sind Saul aber (seit 36/37) aus der Damaskusschrift (DS) bekannt, 1. Unzucht, 2. Reichtum und 3. Schändung des Heiligtums [DS 3,13-21], bzw. Polygamie; Schamlosigkeit und Verderbnis des Hlg. Geistes [DS 5,1-15]! Im Habakukpescher sind es drei ausgeworfene „Schleppnetze“ der Menschenfischer, die mit Reichtum, Räucheropfern und römischen Standarten der *Kittäer* (Catonen) operieren, mit Nahrungsmitteln locken und hohe Steuern und Pachtzinsen eintreiben [1QpHab 6,1-8], was alles Lukas im Evangelium beschreibt (wo die Jünger die Netze verlassen). Auf die Kardinalfrage „*Christus oder Beliar*“ nimmt Paulus unmittelbar im *Tränenbrief aus Ephesus* Bezug [2Kor 6,15-7,2; mit Tränen 2,4; 7,8]. So kann das Jakobus-

dekret, das auf den ersten Jerusalembesuch zurückgehen dürfte, nicht von Judas und Silas „zusammen“ mit Paulus und Barnabas nach Antiochia überbracht worden sein [Apg 15,22.25]. Zudem weicht das von den „Aposteln und Ältesten in Jerusalem“ entsandte Schreiben im Absender, wie in der Reihenfolge und wohl auch Stoßrichtung von Jakobus ab:

- 28 Denn es hat **dem Heiligen Geist und uns** gut geschienen, > Wem genau?
keine größere Last auf euch zu legen > [Matthäus 11,25ff]
als diese [drei] notwendigen Stücke: 29 euch fernzuhalten von > **MMT**
1. **Götzenopfern** (heidnischer Tempel und Kulte ?) > [1.Kor 8/10]
 2. **Blut und Ersticktem** (unkoscherer Fleischgenuss) > Noah [Gen 9]
 3. **Unzucht** (Polygamie, Ehebruch und Fleischeslust ?) > [Römer 1/2]

In der Vulgata sind diese „richterlichen Verfügungen“ mit *dogmata, quae erant decreta* übersetzt. Ihre Reichweite ist daran ersichtlich, dass sie von Paulus und Silas in Syrien, Kilikien und Lykien den Stadtverwaltungen (poleis) „zur Befolgung übergeben“ werden, namentlich in **Derbe** des Gajus, **Lystra** des Lysias und **Ikonium** (Claudiconum) [Apg 16,4]! Eilends wird Timotheus von Paulus beschnitten [V.3], denn hier schon geht das Gerücht um, er würde die Diasporajuden den „Abfall von Mose“ lehren [Apg 21,21] ! In Galatien aber sahen sie sich „durch den Heiligen Geist gehindert“, das Wort (des Evangeliums) in Asia zu verkünden. Denn der „Geist von Jesus“ ließ dieses nicht zu [Apg 16,6f], was sich auf den „falschen Propheten“ Bar-Jesus bezieht [Apg 13,6f]. Damit gibt Lukas zu verstehen, dass die **Provinz Asia** (und Bithynien) sich in festen Händen des Simon Petrus befand, der im Brief an die Zerstreuten Babylons ja auch *Markus*, „meinen Sohn“ erwähnt, der sich Barnabas anschloss [Apg 15,37], und den „getreuen Bruder Silvanus“ (Silas) lobt [1Petr 5,12f], der von Paulus abfällt [2Kor 1,19]. Es scheint, dass hier zwei Delegationen sich überlagern, die 1. das Gesetz (dogmata) und 2. das Evangelium (Wort) verkündigen.

Genau an dieser Schaltstelle setzt der *Wir-Bericht* ein. Auf Grund eines Traumes des Paulus – „Komm herüber nach Mazedonien!“ – „segelten wir“ aus der Troas über Neapel nach **Philippi**, der Hauptstadt Mazedoniens, einer römischen Kolonie, um mit Lydia den ersten „Tag der Sabbate“ zu begehen [Apg 16,9-13], was den Beginn des Sabbatjahres bezeichnet (1. Tischri; September 42). Der Referenzpunkt dieser Wir-Gruppe ist die Begegnung auf **Zypern**, wo „Barnabas und Saul“ auf *Sergius Paulus*, Bar-Jesus und den *Magier Elymas* stießen [13,6-12]. Simon Magus, der Reiche Mann von Samaria [Lk 16/Apg 8], ist hier nach dem durch seinen „Reichtum an Silber und Gold“ berühmten *Elymais* in Persien benannt, wo Antiochus IV. Epiphanes starb (Herodes d. Gr.), der seinen Freund „Philippus“ zum Thronfolger bestimmte (149S) [1Makk 6]. Phillipus (Philometor) floh nach *Zypern*, wo ihn der ptole-

mäische Bruder (VIII.) *Euergetes*, von Rom unterstützt, vertreibt [s. Schneider 337]. Desselben Philippus „Bruder“ Herodes Antipas ließ den Täufer gefangen setzen und enthaupten (Sabbatjahr 29) [Lk 3,19]. Somit war Apollonius (Apollos) der Statthalter des Tyrannen „Aretas“, der auch nach Ephesus kam [Apg 18,24], als Paulus im Lehrsaal des „Tyrannos“ lehrte, „zwei Jahre“, bis der „Silberschmied“ Demetrius dort auftritt [19,10.24].

Die Makkabäer geizen nicht mit genauen Daten: Im Sabbatjahr (150S = 29) [1Makk 6,20.49] kämpften Lysias (Lysianas) und Philippus gegen Judas, wo Eleasar fällt (Lazarus [Joh 11]). In dem lukanischen 15. Jahr des Tiberius (PEN-TE-KAI-DEKATO), nämlich der *Pentekade* (151S/160A), kam der Seleukide *Demetrius I. Soter* (der „Silberschmied“), aus römischer Geiselschaft frei, der sich mit *Bakchides* (alias Pilatus [Lk 13]) und dem Hohenpriester *Jakim*, dem „gottlosen Alkimus“, gegen die Frommen verschwor [1Makk 7,1.9-17]. Dass zu dieser Zeit die zwei Hohenpriester Hannas (Onias) und Kajaphas (ANNA KAI KAI-APHA) amtiert hätten [Lk 3,2], kann dahingehend korrigiert werden, dass Jonathan APHUS zum Schwiegersohn des Hannas wurde (Jonathas Hannas), da nur ein KAI hinzugesetzt wurde. Sechzig der „Heiligen“ wurden gekreuzigt (152S), mitsamt *Josche von Zereda* (32/35), da der „falsche“ Jesus Bar-Abba durch Pilatus (Balas) freikam [s. Redatierungen III]. Da Lukas wohl in der Person des Hauptmann Cornelius den Tod des Nazoräers bezeugt hat, dürfte er mit dem „Centurio Vitellius Procolus“ identisch sein [Jos Ant XIX 6.3], der im Wir-Bericht seine eigene Reiseroute beschreibt.

Im *Alexanderjahr 160* kam *Alexander Balas* (Ba‘alam) aus Ephesus nach Ptolemäis, wo er Jonathan Hannas „bekränzte“ (35/36), der mit „Alexander“ am großen Pfingstfest erscheint [Apg 4,6], wo aber Vitellius den „Pilatus“ absetzt und Jonathan das Hohepriestergewand aus der Burg Antonia übergab [Jos Ant XV 11.4; XVIII. 4.2f]. Diesen „Stephanus“ wählten die Hellenisten zum Aufseher der Brotverteilung (Episkop, Gegenbischof) – mit Philippus, Nikanor und insgesamt 7 Diakonen [Apg 5,5f], denen die Tempelsteuern Syriens und Kleinasiens oblagen. Die essenische Kalenderreform Jonathans erklärt in einem die julianische Zeitlücke von „7 Jahren ohne Hohenpriester“ [Jos Ant XX.10] und die Überlappung mit seleukidisch und alexandrinisch bekannten Herrschern [s. Redat. 1,632f]. Hätte diese Kalenderreform früher stattgefunden, müsste Karfreitag, der 14. Nisan (der „Rüsttag“ zum Passah des 15. Nisan [Joh 19,14]), auf den vorangehenden Dienstag gefallen sein, was Thiering [260-266] Probleme bereitet. Andererseits war „der Tag danach“ [Mt 27,26], der „erste Tag der Woche“ [Lk 24,1], als „der Sabbat vorüber war“ [Mk 16,1; Joh 20,1], der *erste Tag des Sabbatjahres*, des „großen Sabbates“ [Joh 19,31; Thiering 328-331], was hieß, dass Jesus Bar Abba bereits Samstagabend den Jüngern von Emmaus erschien [Lk 24,29].

Ein Levit aus Cypern, bald auch Joses oder Josef Bar-Nabba genannt (somit der Vater des Nazoräers [Lk 4,22]), machte sich um die Gütergemeinschaft der Heiligen am Tempel verdient [Apg 4,36]. Saul fand Gefallen am „Tempelsturz“ des Jakobus (153S) wie am Sturz des Nebenbuhlers „Stephanus“ 37 [Apg 8,1], als er sich „Briefe“ des amtierenden „Kepha“ Simon (nicht des Kaiaphas!) aushändigen ließ (auf dieser Verwechslung beruhen alle Irrtümer des Josefus Flavius und seiner Nachredner). Da Saul aber aramäisch auch *Silas* heisst – und Silas griechisch auch Saulos heißt – und da Saul auf Cypern „auch Paulus heißt“ (nach dem Adoptivvater Sergius [Apg 13,9]), treibt Lukas ein köstliches Verwirrspiel. Augenscheinlich war es der „Geist von (Bar-) Jesus“, der Paulus und Barnabas in „bitterem Streit“ entzweit [15,39f], während *Sergius* (mit *Catilina* verwandt) sich der Wir-Gruppe des adoptierten Lehrers *Paulus* anschließt. In **Antiocheia von Pisidien** [Apg 13,14; 14,19.24!] sind die „Sergii Paulli“ im 1./2. Jh. gut belegt [Kl. Pauly]. Soweit könnten wir Lukas gut folgen, der die drei Missionsreisen sehr bewusst und pfiffig ineinander verschachtelt hat (vgl. unten D).

II. Das Apostelschreiben in Qumran (4QMMT)

Von einem Konzilsbeschluss ist in der Literatur kaum noch die Rede. Eusebius von Caesarea [KH I.13] hätte davon keine Notiz genommen, da er nur ein aramäisches Schreiben von „Jesus“ an *Agbar von Edessa* kennt. So wird von einem formlosen Konvent ausgegangen, der einer jungen Religion entspreche, in der ein Bischofsamt mit lösender und bindender Gewalt des *Kepha* [Mt 16,19] bis nach Kleinasien deplatziert sei. Was aber dekretiert wurde, geht detailliert aus dem Traktat *Mikzat Maase-ha-Thora* (MMT) hervor: „Einiges vom Tun der Thora“! Hier ist penibel aufgelistet, was es an den Tempeldienst verunreinigender Kleidung gibt (Tierhäute, Felle), an Opfergaben und *Hilfsgütern aus dem Ausland* – unreines Getreide in Bronze- und Kupfergefäßen (statt Silbergefäßen!), das Helena von Adiabene organisierte [Saphira Apg 5]. Levitische Opfervorschriften gelten der „Roten Kuh“ (Apisstier), die auf die Ptolemäer hinwiese. Die Besudelung des Tempels durch „Blinde und Lahme“ ließ eher Petrus sich zuschulden kommen [Apg 3]. An die Vorschrift, sich von „Hunden“ der Syrophönizierin [Mk 7,27], von Aussätzigen, Eunuchen [Kämmerer Apg 8] und Bastarden (wie Agrippa) fernzuhalten, haben auch Jesus und Philippus sich nicht gehalten. An keinem Punkt wird der Horizont der Mischna und der Jesusschriften überschritten:

Levitische Vorschriften aus 4QMMT > 2Kor 6,14-7,1

B I. Keine „Vermischung“ von Reinem mit Unreinem ! > [Röm 1,23]
 B I.1. Kein Korn (Getreide, Brot) nichtjüd. Herkunft ! > *Hungersnot* [Apg 11,28]

- B I.2. Keine unreinen Bronze- und Kupfergefäße! > [Mishna Parah 2,1]
 B I.3 Kein Opfern durch Nichtj. (Herodianer, Griechen etc.) > [Apg 4,6/12,23/21 ff]
 B I.4. Kein Friedensopfer essen am Mittwoch (4.Tag) > [Lev 7,11-18] Didache 8
 B I.5. Sorgsame Verbrennung der „Roten Kuh“ (Apisstier) > [Num 19,2-10]
 B I.6. Keine Vieh- und Schafhäute (unreine Kleidung) tragen! > [Mishna Hullin 9,2]
 B I.7. Keine *Knochen* unreiner Tiere berühren ! > [Mishna Yadaim 4,6]
 B I.8 Keine Berührung von Kadavern (Aas) > [Lev 11,25.39]
 B I.9-12. Weitere levitische Opferregeln
 B I.13 Kein Umgang mit Verschnittenen, Bastarden usw. > [Matthäus 19,10ff !]
 B I.14/15 Tempelverbot für Blinde, Lahme und Taube! > [Lev 21,17-23; Apg 3/4!]
 B I.16 Keine verschütteten Flüssigkeiten... [Lev 11,34ff?] > [Mishna Hullin 1,1]
 B I.17 Hundeverbot > [Mishna Toharot 4,3?]
 B I.18. Erstfrüchte (Obst) gehören den Priestern > [Lev 19,23f; 27,32] Didache 13
 B I.19 Reinigung von Aussatz und anderen Sünden > [Lev 14,2-9; Num 15,30]
 B I.20 Berührungen Toter > [Num 19; Mishna Yadaim]
 B I.21 Jüd. Kinder aus unzücht. Sexualverkehr sind heilig ! > [Num 36,6; Joh 1,14]
 B I.22 Kein Kreuzen von Tieren > [Lev 19,19]
 B i.23 Heirat von Priestern und Laien > [Lev 19/21; Num 36,6]

Insgesamt entspricht MMT der „Apostellehre“ (Didache) des Leviten Barnabba, der als Mitautor gedacht werden kann. Dennoch beteuert Paulus, *ihm und Barnabas sei nichts Zusätzliches auferlegt worden*, „außer wir möchten der Armen gedenken“ [Gal 2,6-10], wie es der humanitären Vernunft entspricht – „bis etliche von *Jakobus* nach Antiochia kamen“, die Petrus und Barnabas zum Heucheln veranlasst hätten, „aus Furcht vor den Leuten aus der Beschneidung“ [Gal 2 Version 11-13]. So habe Paulus dem Kepha ins Angesicht widerstanden, weil ein Mensch „*nicht aus dem Tun der Thora gerechtfertigt*“ werde [V.16]. Der Angriff gilt Simon Petrus, dem Kepha, der die *ursprüngliche* Vereinbarung (37) gebrochen habe [Lüdemann 35ff], als Jakobus noch lebte, man den Saul aber zu töten suchte und nach **Caesarea** verbrachte [Apg 9,26ff = Gal 1,18f]. Im Galaterbrief redet der Ego-Stil des Paulus nur noch in eigener Sache:

- 8 denn der, der in **Petrus** zum *Apostelamt für die Beschnittenen* > [Apg 10-12];
 wirksam war, war auch in **mir** für die Völker wirksam – [Apg 9/13/14]
 9 und als **sie** die **Gnade** erkannten, die **mir** gegeben worden ist, > [contra 2Kor 12]
 gaben Jakobus und Kephas – und **Johannes**, > **Jonathas** [Apg 4,6 ?]
 die als (die drei) ‘Säulen’ gelten [wollen], > Dreimännergremium
mir u. Barnabas d. ‘*Handschlag der Gemeinschaft*’, > „Apostellehre“ [1Kor 9,4]
 damit *wir* unter die Nationen [gingen], > [Apg 15-28/Röm
 1,1-6]sie aber [*die Dreie*] unter die Beschnittenen. > [Römer 9-11]
 10 *Nur sollten wir* der Armen gedenken, > [Röm 15/ 1Kor 16,1ff] Vorjahr 2Kor 8,10
 was zu tun **ich mich** auch befließigt habe. > [2Kor 8/9; Röm 15,26-28]

Was hier beschlossen wird, gleicht der ptolemäischen „Reichsteilung“ (160A), als Philometor sich heiratssuchend an *Cornelia*, die „Mutter“ von Titus und Gajus Gracchus (der Volkstribunen) wandte – was Schneider [337] für „fiktiv“ hält. Wir erfahren, dass die römische Petrusgemeinde aus beschnittenen Juden oder verschnittenen Heiden bestand, da Titus als der *erste* unbeschnittene Grieche oder Römer galt [Gal 1,1-3]. Wenn sich aber der „Handschlag der Gemeinschaft“ auf den Diakon Johannes bezieht, der den *gestürzten* Jonathan verdrängte [Apg 13,6], sind mit *Johannes und Jakobus* die zwei „Donnersöhne“ des Zebedäus gemeint, die mit Petrus als „die Größten gelten“ wollten [Lk 10,54; 22,24; Mk 10,35ff]. Von diesen „übergroßen Aposteln“ setzt Paulus sich in Ephesus ab [2Kor 12,11]. Das Konzil 42 fand also mit *Simon Thassis* (Theudas) als dem „Kepha“ statt, der als Thaddäus (oder „Jesus“ [Thiering 166]) an Abgar schrieb. Jakobus wird drei Jahre später von Agrippa enthauptet (44). Die anonyme „Mutter der Söhne des Zebedäus“ [Matth 20,20] war Helena, die Geliebte des Simon Magus, die im Sabbatjahr (42) Hilfe anbot, *als die Hungersnot ausbrach* [Apg 11,27-29]. Schon hier hatten die Brüder in Antiochia die Kollekte beschlossen und Barnabus und Paulus „zu den Ältesten“ entsandt, die sie freudig empfangen [11,30 = 15,4], doch wohl mit Titus, der die Kollekte überbrachte [2Kor 8,16]. Damit bricht nur die dritte Missionsreise weg, die auf einer Synthese der ersten und zweiten Missionsreise beruht.

In **Antiochia** tobt der Streit im selben Ego-Stil weiter, weil Kephas und alle „anderen“ nicht den ‘geraden Weg‘ befolgten [Gal 2,14-16], sondern MMT den Vorzug gaben:

14b. *Wenn du, der du ein Jude bist, wie die Heidenvölker lebst* > [Apg 10-12]
und nicht jüdisch (in der Weise der Essener) > MMT
wie zwingst du denn die Völker, jüdische Bräuche zu befolgen? > Apostelbrief
 15 Wir sind [zwar] von Natur (physis) Juden und nicht Sünder aus den Völkern,
 16 aber **wir wissen**, dass kein Mensch aus *Werken des Gesetzes gerecht* wird,
wenn nicht im Glauben des Messias Jesus. So haben wir in Christus Jesus vertraut,
 damit *wir aus Christi Glauben* (ek pisteos Christou) gerecht würden und
nicht aus dem Tun der Thora, weil aus Werken des Gesetzes *kein Fleisch* (niemand)
 gerechtfertigt wird“.

Vom Galaterbrief ist kein weiter Weg zu Martin Luthers Eintrag, dass „der Mensch ‘allein’ aus Glauben gerechtfertigt werde *ohne* Werke der Thora“ [Röm 3,28, gegen Jak 2,24]. Auch davon weiß oder *sagt* Lukas nichts. Paulus erwidert den Bannfluch mit eigenen Flüchen [Gal 1,7f], indem er Jerusalem jetzt als „arabische“ *Stadt Hagens* verflucht [3,25]. Der letzte Teil von 4QMMT ist ja in der Tat an den Araberfürsten eines „Volkes“ gerichtet, *Abgar von Edessa*, den „Jesus“ durch den Schnellläufer *Ananias* vermahnte

[s. Eusebius, KH I.13]. Im Endprodukt lassen sich zwei Stufen erkennen, die den „Rechtfertigungszwang“ des Paulus (Th. Völker) hinreichend erklären.

Endfassung MMT (nach 4QMMT):

- C II. **1. Warnung vor Unzucht und Unreinheit** > Dtn 7,26; Tränenbrief
„Aber Du weißt, dass wir uns“ vom Unreinen „abgetrennt haben!“ > **Paulus**
- C III. **1. Abmahnung:** „Trenn dich ab v. d. Gesetzesübertretern!“ > **Petrus** [Gal 2]
- C IV. *Segen oder Flüche* kommen *über Euch...* > **Barnabas/Paulus**
(vgl die „Zwei Wege“ 4Q473) > [Dtn 28-30; Gal 3,10ff] Barnabasbrief 18-20
- C V. **2. Warnung:** „Dies sind die letzten Tage...“ (1QpHab) > [1Thess/Römer 11]
- C VI. *Segen und Flüche:* „Denke an David!“ > [Apg 2,25-36; Röm 1,3]
- C VII **2. Abmahnung:** „Nun haben *wir Dir geschrieben* > Brief [Apg 15,22-29]
von einigen Werken des Gesetzes (MMT)“, > [Gal 2,16]
die *wir* als wohlthätig für *Dich und Dein Volk* bestimmt haben, > **Agbar/Agabus**
da wir sahen, dass **Du über Einsicht und Erkenntnis der Thora verfügst:**
Verstehe [doch] alle diese Dinge und fle- > Kämmerer [Apg 8,30]
he IHN an, Deinen *Ratschluss* am Rechten auszurichten > [Agabus Apg 11,28; 21,10]
und Dich so fernzuhalten von bösen Gedanken > des Paulus [Apg 21]
und dem *Ratschluss Belials (...)* > [2Kor 6,15]
und es wird Dir *zur Gerechtigkeit angerechnet* werden. > [Jak 2,23f / Röm 4,3]

Es fehlt nur noch der Überbringer der bösen Nachricht. Mit Agabus traf Paulus in **Caesarea** zusammen, wo der Prophet ihm die „Bindung“ ankündigt oder verkündigt [Wir-Bericht Apg 21,50]. Lukas hüllt diese ergreifende Szene in Pauli letzte Jerusalemreise, wo er gebunden mit Felix nach Rom überstellt wird (54-56). Zuvor sollte Paulus schon „drei Monate“ (49) in **Ephesus** verweilt oder den ephesinischen Aufenthalt (51/52) unterbrochen haben [Apg 19,8.10], so dass Lüdemann [68] einen „Zwischenbesuch“ in Korinth konstruiert. Somit würde Titus quasi zweimal mit dem Tränenbrief nach **Korinth** entsandt (49: [1Kor 5,9 = 2Kor 6,14ff]; 51: [2Kor 2,3; 8,6]), weil Paulus dorthin nicht „nochmals“ gehen wollte [2Kor 1,23; 2,1]. Eher ist das Gegenteil wahr: Paulus hat aus Korinth kommend Ephesus „drei Monate“ besucht – „im zweiten Jahr“ des Balas [Apg 18,10] – und wollte „bis zum Pfingstfest“ bleiben [1Kor 16,8], musste aber überstürzt die Pläne ändern, da er den Löwen zum Fraße vorgeworfen wurde [1Kor 15,32]. Lukas behauptet korrekt, dass Paulus aus Korinth *via Ephesus* nach Cäsarea reiste [Apg 18,19]. Der Wir-Bericht aber setzt *in der Troas* wieder an, wo Paulus, aus Mazedonien zurück, Gajus und Timotheus aus Thessalonich mitbringt, aus Asia: den Trophimus von Ephesus [Apg 20,4f]! „Wir aber“ segelten „voraus“ nach *Assos*, „um Paulus [wieder] an Bord zu nehmen“, der jetzt an *Ephesus* habe „vorbei“ reisen wollen, um pünktlich zum Pfingstfest in Jerusalem zu sein [20,13-16].

Lukanische Konstruktion	Lüdemann	Evidenz	Makkabäer
Tempelweihe des Judas	-164	28	148S
Jesus †, HP Jakim	30	32	152S
Stephanus oder Jakobus†	34 (62?)	35SJ	153S (162A?)
Kalenderreform		36	153S=160A
<i>Wir-Bericht</i> [Apg 20,4-12]		36	
1. Missionsreise [Apg 13,1-15,4]	34-37	37-41	161-167A
Paulus in Cypern [Apg 13]		37	
<i>Wir-Bericht</i> [Apg 16/20]		37-41	
Damaskuserlebnis	32/38	38	
“Tryphon” in Arabia			166-168A
Judenedikt des Claudius	41	41	
<i>Wir-Bericht</i> [Apg 20,1-21]	.....	42	
Jerusalem Konferenz	47	42SJ	
2. Missionsreise [Apg 15,35-18,22]	38-47	42-49?	168-174
Paulus in Korinth	41/51	42/3	
Tränenbrief aus Ephesus ?	49/51	42/3	
Tempelmaueraffäre	61/62	43	169A
3. Missionsreise [Apg. 15,22-21,17]	47-54	44	170A
Paulus u. Gallio in Korinth	51?	
Gefangenschaft in Ephesus ?	51/52	44/45	171A
3. Jerusalembesuch	54	37/46	
Zusammenstoß mit Petrus	47	46	172A
Haft in Caesarea ?	55-57	38/47	
Romreise <i>Wir-Bericht</i> [Apg 27/28]	57/62	49/56	175A
= Ephesusreise Tryphons			175A
Ende Jerusalems	63-70	50	176A
Endredaktion „nach 28 Jahren“	62?	54/64	

In Ephesus ist Paulus *Thekla* begegnet, keine andere als der Thea Kleopatra (III.), die Balas im zweiten Jahr heiratet (162A/37). Teile des *Wir-Berichts* dürften sich somit auf das große Pfingsten **36/37** beziehen, wo *Vitellius* als syrischer Statthalter interveniert. Gegen Petronius interveniert Centurio Vitellius Procolus im Auftrag Agrippas (**39**), als man in **Adora** eine Bildsäule Caesars aufstellte [Jos Ant XIX. 6.3]. Agrippas Kommandant Silas wird in Ketten gelegt, weil er „zu freimütig“ redete, was sich ebenso gut auf Petrus [Apg 12] wie Paulus [Apg 25] beziehen kann [Jos Ant XIX 7.1]. Der Agabusbericht beginnt in **Milet**, wo die *Wir-Gruppe* „sich los reißt“ [Apg 21,1], um nach Tyrus zu segeln und – ohne Paulus – via **Ptolemäis** nach Cäsarea zu reisen [Apg 21,7f]. Nach der Begegnung mit Agabus ging Paulus „hinauf“ zum Fest

(42), wo er freudig begrüßt wird [Apg 18,22 = 21,17 = 15,12!] und nach Antiochia reist, bevor das Konzil Beschlüsse fasst. So gesehen geht alles auf, ohne dass wir die Legende um Tryphon bemühen müssten, der in Adora den Jonathan ermorden lässt (169A = 43) [1Makk 13,20-23], so wie Felix den Jonathan (56) ermorden lässt [Jos Ant XX.8.5]. Ein letzter Zusammenstoß mit Simon Petrus kann 46 stattgefunden haben, wo Thiering das Konzil ansetzt. Zuletzt bestieg Tryphon in Adora das rettende Schiff nach „Orthosia“ (175A = 49) [1Makk 15,37], wo Paulus mit Felix und dem „Hauptmann Julius der augustäischen Kohorte“ ein Schiff aus Adramytium (Adora) besteigt [Apg 27,2]. Damit hätte ihm Lukas ein nahezu perfektes Alibi für „Tryphon“ und die Mordtat des Felix an Jonathan verschafft.

III. Das Rätsel Bileam - Paulus und Tryphon in Ephesus

Orthosia war Ephesus, die Stadt *Orthias*, der großen Göttin *Artemis* [Kl. Pauly], der jungfräulichen „Schlächterin“ (wie die Inanna Babylons oder Pallas Athene), die Schwester Apollons und Tochter des Zeus, was auf die ephesinische Gefangenschaft des Paulus hinwies. Durch die frühe Erwähnung Bileams (Balas) in den Qumranrollen ist es kaum möglich, die lukanische Chronologie davon zu lösen. Der Römerbrief – wie immer er aussah – muss vor dem Claudiusedikt geschrieben sein, da Gajus Caesar „mich und die ganze Gemeinde beherbergt“ – vermutlich in **Derbe** [Antiocheia Nr. 7] mit *Erastus*, dem „Schatzmeister der Stadt“ [Röm 16,23]. So mahnte Saul die Kollekte als „freiwillige“ Liebesgabe in Rom an [15,25], ohne Galatien zu erwähnen, wo er sie „verordnet“ hatte [1Kor 16,1], wo eine paulinische Tradition fehlt [Lüdemann 52f]. In Rom grüßt er eine ganze *herodianische Kolonie* mit des Hochverrates verdächtigen Namen wie Aristobul (Bruder Alexanders), Herodion, Tryphaina und Tryphoso. Aquila und Prisca waren der Ermordung Caligulas verdächtig. Sie legen alsdann in **Ephesus** dem Apollos „den Weg Gottes genauer aus“ [Apg 18,2.26]. *Erastus* wird mit *Timotheus* [19,22] vor dem ephesinischen „Kupferschmied Alexander“ gewarnt, „der mir viel Böses tat“ [2Tim 4,14f; 1Tim 1,19f], womit nur der „falsche Alexander“ gemeint sein kann, der sich als Sohn des Antiochus IV. Epiphanes oder des Herodes ausgab [Jos Ant XIII.2.1; XVII.12.1f]. Josefus erwähnt ein Edikt Agrippas für Ephesus und die „Gelder, welche nach Jerusalem geschickt zu werden pflegen“, das dem *Prätor Silanus* befiehlt, keine Juden am Sabbat zu Bürgschaften heranzuziehen (vermeintlich unter Julius Caesar) [Jos Ant XVI.6.4]!

Lexikalisch und stratigraphisch ist die „junge Griechenstadt“ Ephesus [Kl. Pauly] ein Rätsel, lagen doch die Fundamente des alten Heiligtums der „großen Göttermutter“ (Kybele, Artemis) „unter einer 8 m dicken Schlammschicht des Kasystros“ verschüttet [s. Gorys 164-170]. Seit Theodosius und Justinian

wurden gut erhaltene Quader zum Bau der Johannes-Basilika, prächtige Säulen und Marmorplatten aber für die Hagia Sophia in Konstantinopel verwendet. Im alten *Apascha* (Abba-Samaria), das im -7. Jh. dem Jonischen 12-Städte-Bund (unter den Achämeniden dem Attischen Seebund) angehörte, aber fiel buchstäblich "das Feuer vom Himmel" [2Kön 1], als der Hethiter Murschili – König *Saul* – dort intervenierte [ZS 2/03, 296]. Nach der mythischen Brandkatastrophe des *Herostratos* (-356), als Alexander geboren wurde, entstand in der Diadochenzeit des Lysimachos der neue Tempel, der als eines der sieben Weltwunder von der Ptolemäerzeit bis in den Gotensturm Ende der Zweiten Julianischen Dynastie bestanden habe (+263). Doch Mithridates von Pontus gab schon gegen *Sulla* den Blutbefehl zur Ermordung von 80.000 römischen Bürgern (-88), noch bevor Marius oder der Pontifex Caesar Ephesus zur römischen "Hauptstadt von Asia" machten. Unter Augustus entstanden "prächtige Bauwerke", die allesamt einem "Erdbeben" (+17) zum Opfer fielen. Das römische Theater, wo Paulus und Thekla sich begegnet seien, entstand aber auf mehrfach überbauten "griechischen" Fundamenten unter Claudius und Trajan. Man erfährt, dass die "große Diana der Epheser" auf einen ungeklärten etruskisch-italischen Ursprung verweise und kann vermuten, dass sie allen katastrophischen Hintergrund des Götterschmiedes *Hephästos* verdrängt hat. Sie bringt ja selbst "Alexander" (Balas) zum Verstummen, als "Demetrius" den Aufstand der Tempelschmiede erregte [Ap 19,24-34].

Ein letztes Rätsel bietet der Arabia-Aufenthalt des zweiten Saul. Denn auch Diodotos Tryphon, der zu Balas gehalten hatte, zog nach Arabien zu *Jamliq* von Amalek, wo er den kurzlebigen Prinzen Antiochus (VI. Dionysius) entführt, dem er in **Antiochia** „die Krone“ des Epiphanes aufsetzt und just um **44** die Gunst Jonathans gewann [1Makk 11.39.54-59]. Tryphon – in der Gunst der Kleopatra Tryphaina (Tochter der Thekla) – lockt Jonathan buchstäblich in die Falle, da er ihn [13,23] und den jungen König Asiens töten lässt, um sich selber zum „König von Asien“ zu machen (logisch: Antiochus VII. Geta), der drei Jahre „großes Unheil anrichtet“ [13,31f]. Simon sandte zu Demetrius (V. Eupator), um einen Steuererlass zu erwirken; so wurde im Alexanderjahr 170 (**44/45**) „das Joch der Heiden von Israel genommen“ [13,41].

Sofern die Umrechnungen zutreffen [vgl. Zeittafeln in ZS 4/02,638; 643ff], kommt mit Philopator (Theophilus) auch der Augustus „Neronia“ auf den Thron – jetzt aber im Emesagewand des *Elagabarus* (Abgarus). Sofern es „der Wahrheitsfindung dient“, wie Fritz Teufel im Brandstifterprozess einmal sagte, stürzen wir uns in ein Kreuzverhör der streitenden Parteien und ihrer Schriften.

A. Paulus, der Ankläger der großen Säulen, hat Recht

Die Tryphon-Legende wirft ein befremdliches Licht auf die Vita des Paulus, der sich in Damaskus vom „Heliodor“ (der Schule Hillels) [2Makk 3] zum Völkerapostel konvertiert, der von Ananias oder Jesus Bar-Abba den Ordensnamen „Saul“ von Benjamin (Kilikien) erhielt [Apg 9,4]. Das Konzil 42 fasste in seiner *Anwesenheit* keinen Beschluss. Ihm genügt ein „Handschlag“ des Dreimänner-Gremiums, mit der Auflage, *der „Armen“ zu gedenken*, was Paulus auch tat! Dass die Antiochener eine Delegation mit „Paulus und Barnabas“ aufgebieten hätten [Apg 15,2] ist eine Fälschung [nach Gal 2,1], denn noch war Saul nur der Dolmetscher (Hermes-Merkur) des Barnabas (Juppiter-Zeus), der den Heiden mächtig imponierte [Apg 14,12], und nahm erst auf Cypern den Namen des römischen Adoptivaters *Paulus* an, was alles Lukas in eine *früh-katholische Fiktion* der Apostelkirche transferiert, die deren Spaltungen überkleistern und nach ersten Missionserfolgen [Apg 13/14] die drei Säulen ausschalten und Paulus zum „zwölften Apostel“ machen will [1Kor 15,9], der Petrus verdrängt [Apg 15-28]. Lukas hat ihn sogar von *tätlichen Wutanfällen gegen Jakobus* reingewaschen, die er ins Martyrium des Stephanus (36) kleidete [Schoeps; Eisenman; Detering 27f]. Am Galaterbrief sind kaum Abstriche zu machen, sofern die „*drei Jahre“ in Arabien* sich auf Qumran (34–36) oder Edessa (42–44) beziehen [vgl. Völker II.]. Lukas muss total entgangen sein, dass *Silas* (Saul) das Aposteldekret an Paulus überbrachte, da Silvanus als *Begleiter* des Paulus zeichnet [1/2. Thess 1,1]. Von den Paulusbriefen scheint der selbsternannte Reisebegleiter Lukas nicht die mindeste Ahnung zu haben, seine pseudobiografischen *Wir-Berichte* haben ja den ökonomischen Hauptgrund der letzten Jerusalemreise unterschlagen!

Das trübste Kapitel ist *Titus*, den Paulus als „meinen Bruder“ mit sich führt [Gal 2,1ff; 2Kor 2,13] und den Lukas nur als Mini-Tryphon [Trophimus Apg 20,4; 21,29] oder als „Kämmerer von Äthiopien“ gelten lässt [Thiering 515]. Diesen römischen Botschafter [2Makk 11,34] kannte Tacitus als Ziehsohn des *Sosibius* [Kl. Pauly], des ptolemäischen Eunuchen, der Berenike stürzt, aber die jüdischen Gesetze liebt [Jos Ant XII.2.2]. Dass Berenike die Freiheitspredigt des Paulus liebt [Apg 25] und zur Mätresse des Titus wird, hat der frigide Lukas ebenso verhüllt wie die fröhliche Inzucht im Hause der *Tryphaina* (Mutter des Polemon, Philemon), die als „Zentralfigur“ im Hintergrund waltet [Völker IV]! Was die Makkabäer von Tryphon berichten, wurde in Qumran nie aufgefunden. Die Greueltaten über den eifersüchtigen „Herodianer Saulus“, der die Tochter des Hannas begehrte, seien „völliger Unsinn und nur vulgäre Polemik“ [Lüdemann 93-95]. Da doch jegliche „Primärquellen“ über die Apostelkirche fehlen [Apg 52] und Lukas das Wenige, das er weiß, auch noch vertauscht oder verzerrt, entbehren die jüdischen Anklagen jeden Grund-

des. Von Felix in Schutzhaft genommen, hat Paulus zu Recht Berufung an „Kaiser Augustus“ (Nero) eingelegt [Apg 25,24]! Seine Kenntnis griechischer Philosophie ist überragend [1Kor 13], bedauerlicherweise habe dieser gute Römer sich aber vom populären Auferstehungsglauben [1Kor 15] und vom „Gott der Juden“ nie losgesagt [Lüdemann, Epilog]. Erst Markion im 2. Jh. hat den Apostaten rehabilitiert. Das lukanische Doppelwerk dürfte erst entstanden sein, als der Stuhl Petri in Rom den Märtyrer zu vereinnahmen suchte. Gottlob hat M. Luther ihn aus dieser Gefangenschaft „Babylons“ befreit! Wer etwas anderes sagt, lügt – *anathema sit* !

B. Der Begleiter Lukas hat doch Recht

Die Schönredner des Paulus übersehen, dass Lukas weder die gefälschten großen Paulinen noch die Makkabäerbücher (2. Jh.) kennen konnte, deren hassverzerrtes Feindbild von Tryphon er nicht teilt, da er die *Wir-Gruppe* von Gajus, Trophimus, Titus, Felix u.a. authentisch kennt. So wenig „Julius Caesar“ in einer Person die Gallier schlug, so wenig können Paulus alle Greuel Caligulas (oder Getas) zu Last gelegt werden. Auch Josefus war über die essenische Urkirche und Vitellius *Procolus* im Bilde, der ins Gefolge Agrippas und des „Herodianers Saulus“, des Bruders des Kostobar (Bar-Sabbas) gehört, welches die Brandstifter Jerusalems und Roms waren:

„Jeder von ihnen sammelte eine Schar verwegener Menschen um sich, die sich gegenseitig in gröbster Weise schmähten und schließlich mit Steinen bewarfen. Allen zuvor aber tat es **Ananias**, indem er durch *seinen Reichtum* die meisten Anhänger auf seine Seite brachte. Ebenso hatten **Kostobar** und **Saulus** je eine Rote verbrecherischer Menschen in Dienst genommen. Diese beiden stammten *aus königlichem Geschlecht* und standen ihrer Verwandtschaft mit **Agrippa** wegen in hohem Ansehen, waren aber übermütig und gewalttätig und auf die Ausplünderung der Schwächeren erpicht. Von dieser Zeit kam unsere Stadt aus den Drangsalen nicht mehr heraus, und alle Verhältnisse trieben dem Untergang zu“ [Jos. Ant. XX 9.4].

Josefus irrt, wenn er diese Mitteilungen ans Ende des Jüdischen Krieges (63–70) setzt, da er die Alexanderära (163–170A) missversteht. Nach gutrömischem Recht – *audiatur et altera pars* – will Lukas die Antipoden Jakobus und Paulus als gute Söhne Israels verteidigen [Apg 28,20] und beharrt auf einer *doppelten Gesandtschaft* der „ersten Chresten“ Antiochias [11,26], die in 4QMMT glänzend bestätigt wurde.

1. Die geliebten *Barnabas* und *Paulus* [Apg 15,25] haben die jüdische Lebensethik in alle Welt getragen, die den wüsten römischen Kapitalismus nieder-rang. Legitim nimmt Paulus für Barnabas und sich das „Recht“ der Apostel (bzw. Lehrer und Propheten) auf Lebensunterhalt in Anspruch [1Kor 9,6 = Dida-

che 13]. Barnabas, der Levit, begründete eine Gütergemeinschaft und 'Apostellehre', die bis in Frühmittelalter die „schwerverständlichen“ Paulusbriefe austach [2Petr 3,15f].

2. Judas Bar-Sabbas (Kostobar) und Silas (Saulus), die Josefus als gemeine Schläger denunziert, waren Revolutionäre der ersten Stunde. Silvanus, zum Stellvertreter gemacht [Apg 15,22b.27.40], hat in Pauli Namen in Korinth gepredigt [2Kor 1,19] und einen Brief nach Thessalonich geschrieben, der sich strikt an das Jakobusdekret hält und sich nur gegen das angeblich „von uns“ kommende *Apostelschreiben* verwahrt, wonach „der Tag des Herrn nahe sei“ [2Thess 2,2f]. Diese Parusie trat nicht ein, denn zuerst müsse der *Darwiderhalter* (katechon) sich als „gesetzloser Mensch“ enthüllen [2,7f], womit nur Simon Magus oder Paulus gemeint sein kann. Lüdemann [247-255] sah dies als eine üble „Fälschung“ des „ersten“ echt-paulinischen Schreibens an, das sich in guter Römerart über das *odium generis humani* der Juden empört, die „uns verwehren, zu den Heiden zu reden“, und das Zorngericht beschwört, dem nur die „Entrückten“ entrinnen [1Thess 1,14ff; 4,16f; 2Kor 12]. In Pauli „Tränenbrief“ fällt Silas in der Tat so in Ungnade (43/44), dass er, durch Timotheus ersetzt [Apg 16,1; 2Kor 1,19], von Paulus nie mehr erwähnt – und von Agrippa in Ketten gelegt – wird.

Auf die Frage: „Christus oder Belial?“ antwortet der knieweich gewordene Paulus gut essenisch, man dürfe „nicht mit Ungläubigen am selben Joche ziehen“ [2Kor 6,14-7,1; 1Kor 5,9]! Jetzt wirbt er für Liebesgehorsam in Sachen Götzendienst und Reinheitsgeboten, damit nicht den „Glaubensschwachen“ Anstoß geboten werde [1Kor 8; Röm 14-15,7]. Er versteigt sich zur Behauptung: „*ich lüge nicht*“ [2Kor 11,31; Gal 1,20], obwohl seine Lebenslüge aus allen Nähten platzt.

Wenn der Heros Paulus aber lügt, wird die *lukanische* Wahrheit sich in kleinen (Philipper-, Kolosser-, Philemonbrief) oder für „unecht“ gehaltenen Briefen (Epheser, Timotheus, Titus, Hebräer) finden lassen, wo Paulus sich vom Freibeutertum zu einer „*evangelischen Halacha*“ (Fr.-W. Marquardt) bekehrt. Man wird volles Verständnis haben, dass Lukas den Skandal vor Theophilus verhüllt, der in den clementischen „Recognitionen“ zutage tritt [gegen Lüdemann 94f]. Denn Saul war ein Häretiker, der MMT als götzendienerisch und „fleischlich“ verabscheut [1Kor 10,18-20; Phil 3,1-6], ein Verderber des Judentums, ein Lästere der Thora [Apg 21,7], der im neuen Jerusalem keine Heimat haben, sondern im ewigen Feuer verschmachten sollte [Jak 2,24; Judas 11; 2Petr 3,7]. Auch Jakobus, der gerechte Bruder Jesu, der „vollkommen“ klare Autor von MMT [Eisenman 651], war für den Augenzeugen Lukas nicht „sündenfrei“!

C. Gibt es keinen christlicheren dritten Weg?

Nur in Qumran liegen die Dokumente bereit, um diese „Lügendienere“-Affäre restlos aufzuklären. *Tertium datur* ! Statt dessen wurden Harmonisierungen feil geboten, die überall ein Körnchen Wahrheit finden, aber den wirklichen Skandal verhüllen wollen. Da Paulus für seine Generation weit über das Ziel hinaus schoss, habe Lukas in der dritten Recht bekommen: da Jakobus den „absterbenden Ast“ der Israelgemeinde (vor 70), Paulus den zukunftssträchtigen Zweig der Völkerkirche (nach 70) repräsentiere. Petrus stehe für den römischen Primat, dem Paulus Rang und Namen abläuft, Johannes für den freien Essenismus, der in den Klöstern überlebt. Schon Bruno Bauer sah das Corpus Paulinum und Lukas als literarische Fälschung aus einem Gusse an, denn beide sind „miteinander ‘im Gespräch‘“ [Detering 81]. Als frühmittelalterlicher Urheber wäre ein im *Pseudodionysius Areopagita* beheimateter Mönch von St. Denis zu suchen (so ein Vorschlag Jan Beauforts). Damit wäre die Urkirche endgültig enterbt. Kein echter Apostelbrief bliebe übrig. Eine wirkliche Lösung kommt nicht in Sicht.

D. Die Dämonen des Heimito von Doderer: ein bisschen mehr Dialektik!

Wenn Lukas aber einen Wir-Bericht und eine hebräische Pescherquelle redigierte [QpLk], die ihm den Zugriff auf MMT erlaubte, bleibt die Frage, ob es dafür zwei oder drei Autoren braucht, die „ante“ und „post katastropham“ (Jerusalems) berichten.

Lukas hat die Peschermethode ähnlich souverän beherrscht wie – nach dem Untergang der Donaumonarchie – der austrische Nationalpreisträger *Heimito von Doderer* in seinem autobiografischen Doppelwerk, das dem lukanischen gleicht (1. Die Strudlhofstiege 1951 [= Stiege], 2. Die Dämonen 1956 [= DD]). Doderer war ein ‘gebranntes Kind‘ des Antisemitismus, der von der NSDAP (1933) zum Katholizismus konvertierte (1938), dann die Merowinger studierte (als groteskes Abbild des totalen Staates), doch seine peinliche Mitschuld am Brand des Wiener Justizpalastes, 15. Juni 1927 (Vorabbild des Reichtagsbrandes 1933), verhüllen will. Er verehrte Otto Weiningers Theorie vom „physiologischen Schwachsinn“ des anderen Geschlechtes und verkleidet seinen Malerfreund Albert Paris Gütersloh in die Romanfigur „Kyrill Scolander“ (Cyrill, der monophysitische Kirchenvater; Scolander, der Scholastiker [Ouverture DD]). Von da aus splittet er seine eigene Biografie in drei skandalöse Personen auf, die an der Chronik der Ereignisse mitarbeiten [s. Weber]. Sie alle gehören einer „Kolonie“ von Döblingen und einer Art geistigen Schlägertruppe von „Unsrigen“ an, die Saulus (Tryphon) entsprechen.

Da ist 1. *Kajetan von Schlaggenberg* (der Freund Scolanders), das Oberhaupt der Kolonie, das adlige „Dicke Damen“ (DD) liebt und dessen jüdische

Ehe (wie Dodereres Ehe mit Gusti Hasterlik 1932) zerfällt. Da ist 2. der Rebell, Dr. René von Stangeler (Heimito, der Gymnasiast, Kriegsheimkehrer, Historiker wie Lukas), der *Verlobte* derselben Frau, der anmutigen Grete Siebenschein, der aber im Haus der „Sieben Scheine“ als Prolet oder „Totenkopf“ tituiert wird und cholerisch reagiert. Da ist 3. der frühpensionierte Chronist, Sektionsrat Georg von Geyrenhoff, das Gegenbild des Mörders Meisgeier („Geyer Schnabel“), der als Voyeur alles redigiert, was „die Unsrigen“ ihm zutragen und aus dem Fenster den entflammten Justizpalast und das Blutbad beobachtet, das „Cannae der österreichischen Freiheit“ [DD 1328], wo der einzige senkrechte Sozialdemokrat der „Unsrigen“ stirbt [DD 1248] – so dass Geyrenhoff sein Damaskus erlebt und *im Voraus* (1927) Doderers zweite Ehe (1952) schließt. In der Rückschau, „nach 28 Jahren“, im selben ‘arisiereten’ Atelier, wo Schlaggenberg die „Chronique scandaleuse“ [DD] begann, endet Geyrenhoff den Roman, in welchem das resultierende „Furchtbare“ des Dritten Reiches nur in der Overtüre erwähnt ist.

Der vom Hauptmann v. Doderer im besetzten Frankreich 1942 begonnene Vorbau der Stiege (das Evangelium der am 21. 9. 1925 „verunfallten“ Mary K.) führte zur totalen Umgestaltung des ursprünglich intendierten „Theatrum Judaicum“ der Dämonen [DD; s. Weber 60], das nun in *drei synchronistische Teile* umgearbeitet wird, so dass die Konversion das ganze Doppelwerk verzahnt [s. Commentarii]. Zu erlösenden Identifikationsfiguren stilisiert werden der Amerikaner D. Williams (Occam), Anna Kapsreiter, die Seherin (Hanna) im Milieu, und Leonhard K., der Prolet, der sich durch humanistische Bildung aus der dämonischen Rassen- und Klassenideologie befreit – und „Rahel“ heiratet, Mary K. (Marie Kornfeld)! Zufälle gibt es nicht.

Wie bei den Essenern hängen die Akteure auf Schritt und Tritt an dünnen Fäden der Vorsehung, die sie pünktlich „auf der Stiege“ zusammenführt (25. 8. 1911), wie Stangeler sich „nach 14 Jahren“ erinnert, als die Schwester Ethelka Selbstmord beging, was auch Geyrenhoffs Chronik belegt [Stiege 176ff], wie „auf dem Graben“ zu *Mariä Verkündigung* (25. 3. 1927) [DD 8-11.286.839] – doch die *Apperzeptionsverweiger* „wissen nicht, was sie tun“ [Lk 23,34]. Das Apostelkonzil ist schon in Teil I [Ein entzückendes Konzil: DD I.9] abgebildet. Die Kritik hat den Konvertiten als Lügner denunziert, der seinen Nazismus und Narzissmus unterschläge und den *Bankier Levielle* (den korrupten Levi), den Freund des Cornel Lasch (Oberst Lysias), in einen Franzosen mutiert [s. Weber 60]. Aber auch darin ist nichts weggenommen oder hinzugefügt – die sexistischen Obsessionen des „kleinen Heimo“ in den Folterkammern von Neudegg [mittelhochdeutsch DD II.7] sind bis zum Erbrechen analysiert [s. Zeemann 248]. Wer im Leben stets auf der guten Seite stand – wie Elias Cannetti – verabscheut diese Form der „umerzogenen Literatur“ [Mayer 108f], aber dass Lukas das Vorbild war, ist Sonnen-Kalender-klar. Denn „nach 28 Jahren

fallen die Wochentage wieder auf das gleiche Datum“ [DD 1130]; es verschmelzen Ereignisse und Erinnerungen zu einer neuen Sicht der Konversion [zur Diskussion s. <http://www.doderer-gesellschaft.org/cgi-local/index.cgi>]

Es scheint, dass auch Lukas sich so vom Hauptmann Proculus zum Cornelius konvertiert, dass er die Schattenfigur des *Corneliers Felix* bewahrt, der den Jonatan umbringt – auf Anstiftung Sauls, wie Apollos im Prozess Pauli aussage [Thiering 380] und obwohl Tryphon die „Fußtruppen und Reiter ausschickt“ [1Makk 12/13]. Der Chronist gibt sich als Mitautor der Wir-Berichte zu erkennen, die sich auf Aufstieg und Fall des *Gajus* (Bileam) beziehen. Aber Tryphon wird so als Kollektivperson seziert, dass Paulus davon abgehoben werden kann. Der Prinz Arabiens, in den „drei Jahren“ Tryphons gesucht, verschmilzt zu „Simeon, genannt Niger“ [Apg 13,1], dem Kontrahenten des Simon Thassis. Aus den „Commentarii“ des Josefus ist zu erfahren, dass der arabische Prinz Drusilla begehrte, die *Azizus von Emesa* erhörte (Bruder des Soemus), der die Beschneidung annahm [Jos Ant 20.7.1-3], bis sie auf Betreiben des Simon Magus und der Berenike *Felix* ehelicht, dem sie Agrippa junior gebar [Eisenman 666]. *Um dieser Unzucht zu wehren, baute Jonathan die Trennmauer zwischen Tempel und Burg wieder auf (169A), die die Jakim abgerissen hatte (153S), um das „Werk der Propheten zu zerstören“* [1Makk 9,54; 12,35; Jos Ant XX.8.11], was zur „Tempelmaueraffaire‘ von 62nChr“ und zum legendären „Tempelsturz“ des Herrenbruders auswuchs [Eisenman 629f; 712ff]. Felix muss sich in Rom verantworten und führt Paulus als Fürsprecher mit. Doch Felix kommt frei, da Paulus an seiner Statt die Todesstrafe erleidet. So kann der bekehrte Chronist (Geyrenhoff) zur Tat schreiten, der Paulus ein ewiges Denkmal setzt.

Welcher Unterschied zu Josefus Flavius, dem die Forschung naiv abnimmt, dass er in einer einzigen Person „historisch“ berichte, wo Lukas in drei Personen zerfalle! Und welcher Unterschied zu Doderer, der in seiner dreifaltigen Persönlichkeit ein furchtbar reales Hitlerreich negiert. Lukas kennt wohl die Brandstifter Roms, aber negiert nur die julianischen Löcher jüdischer Geschichte, die er durch *drei Missionsreisen* füllt, die alle von Antiochia ausgehen und pünktlich in Jerusalems „Sabbatjahren“ enden (wie Thomas Völker erkennt).

E. Essener, Christen und Muslime

Ein Gutes hat das Kreuzfeuer der radikalen Kritik gehabt, denn hier mussten sich die christlichen Amalgame des ‘Dritten Weges‘ auflösen, die Lukas und Paulus von Qumran abheben wollten. Es musste zweifelhaft werden:

1. Ob es je eine urchristliche „Apostelkirche“ gab, die ein Konzil hätte einberufen können, oder wer und zu was die Apostel eigentlich abgesandt hätte?

2. Welches Recht sie hatte, Steuern in Kleinasien oder „freiwillige“ Abgaben in Rom einzutreiben, um die Ökonomie der „Heiligen“ in Jerusalem zu unterstützen ?

3. Welchen Charakter diese „levitische“ Ökonomie des Gebrauchswertes hatte, die sich gegen die römische Eigentumswirtschaft durchzusetzen vermochte? Lukas opponiert gegen die „Legionen“ und Dämonen der kolonialistischen „Schweineerei“ Roms [Lk 8,30-33; 16,15,16; Barnabasbrief 10]. Paulus war klein von Wuchs, aber groß von Format, einer, der im Zentrum der Macht operiert, nicht „in einem Winkel“ der Liebe-Jesulein-Geschichte [Apg 26,26]. Simon Magus (Kostobar) war vielleicht sein Bruder. Deren Verbindungen mit „Arabien“, Abilene, Edessa – und den julianischen Frauen von Emesa – ist sonnenklar.

4. Wie sich dieses essenische Frühchristentum zum Islam verhält, dem hagaritischen Zweig Abrahams, der das Reinheitsdekret der Apostel und Propheten übernahm [Sure 2,174; 5,4; 16,116]:

„Euch ist nur verboten: 1. das, was verendet ist (Aas) und Blut (Ersticktes) 2. und Schweinefleisch (!), und 3. was Götzen geopfert ist“.

Die ökonomische Bedeutung der „arabischen Stadt“ hatte Karl Marx schon in frühen Exzerpten (im Briefwechsel mit Engels, 1853) erkannt [Marx/Engels 97-99]. Obwohl erst Jahrhunderte später zur „monotheistischen“ Weltreligion transformiert, breitet der Islam sich genauso explosiv nach Syrien, Afrika bis Spanien aus, wohin Paulus zu reisen sich vornahm.

5. Wie dieses Wunder von vorausseilender ökumenischer „Katholizität“ zu erklären sei (von *kata-holos*, auf das Ganze des Erdkreises gehend [Mt 28,19f]), das allein mit Julius Caesar, dem Christentum oder Papstum nie zu erklären ist? Manche Kirchenväter rekurrten auf eine ‘anima naturaliter christiana’ auch von Kelten, Skythen, Galliern oder Germanen [mit Römer 2,14, Galater 3,28f; Kolosser 3,11], um den Missionserfolg zu erklären.

6. Wie die Qumranbibel des Paulus aussah, die ein „Neues Testament“ (Alexandrias oder Marcions) noch gar nicht kennt? Der Koran gehört genauso zur *Buchwerdung* der abrahamitischen Religionen wie der Talmud und die Hebräische Bibel (in der zweiten Phase von Jan Assmanns „mosaischer Unterscheidung“), wo einst lebendige Götter der Antike nur in toten Buchstaben von vermeintlichen „Fremdreligionen“ überleben. Die echte *Umma* (Gemeinde) sah sich stets völkerübergreifend und nie als Sache von „Schriftgelehrten“ und ihren Dogmen, sondern auf Eingebung und Werk des Propheten beruhend (Allah akbar)! Die mündliche Tradition geht von Mohammed bis auf Agabus und die Abrahamsmythen der zweiten Julianischen Dynastie hinab.

7. Wann und wo der „große Stein“ ins Wasser fiel....

Literatur

- Assmann, Jan (2003), Die mosaische Unterscheidung, München · Wien
- Detering, Hermann (1995), Der gefälschte Paulus, Düsseldorf
- Doderer, Heimito von (1951), Die Strudlhofstiege, München (dtv-Ausg. ⁸1984)
- (1956), Die Dämonen, München (dtv-Ausg. 1985)
- (1976), Commentarii 1951 bis 1956, Hg. von Wendelin Schmidt-Dengler (s. Nachwort 563), München
- Eisenman, Robert (1987), Jakobus, der Bruder von Jesus, München
- Gorys, Erhard (²1983), Kleines Handbuch der Archäologie, München (dtv)
- Krupp, Michael (1993), Qumran-Texte zum Streit um Jesus und das Urchristentum, Gütersloh
- Lüdemann, Gerd (2001), Paulus, der Gründer des Christentums, Lüneburg
- Marx, Karl / Engels, Friedrich (¹1958), Über Religion, Berlin
- Mayer, Hans (1988), Die umerzogene Literatur. Deutsche Schriftsteller und Bücher 1945-1967, Berlin
- Schneider, Thomas (1996), Lexikon der Pharaonen, München (dtv)
- Stegemann, Ekkehard (1993), Die Essener, Qumran, Johannes der Täufer und Jesus, Freiburg/B.
- Thiering, Barbara (1993), Jesus von Qumran, Gütersloh
- Völker, Thomas (2002), Paulus. Apostel der Angst. Auf den Spuren eines religiösen Fanatikers; Die wahre Identität des ersten Christen wird entlarvt, Berolina (Selbstverlag)
- WAC = Wise, Michael / Abegg jr., Martin / Cook, Edward (1990), Die Schriftrollen von Qumran, Augsburg
- Weber, Dietrich (1987), Heimito von Doderer, München
- Winzeler, Peter (4/2002), „Lukas und die Seleukidenära (Redatierungen des NT I)“: ZS 14 (4) 629-645
- (2/2003), „Alles ganz anders (Abirrungen II)“; ZS 15 (2) 282-302
- (3/2003), „Jesus und Qumran - das Ende der Markushypothese (Redatierungen NT II)“: ZS 15 (3) 637-655
- Zeemann, Dorothea (1979), Einübung in Katastrophen (1912-1945), Frankfurt/M.
- (1982), Jungfrau und Reptil (1945-1972), Frankfurt/M.

Priv.-Doz. Dr. phil. Peter Winzeler, CH-2503 Biel, Blumenrain 22

Von *The Merrie Thought* nach *The Cursus* – über *Stonehenge*

Peter Amann

Jungsteinzeitliche Sommersonnwend-Linie nach Art der Kelten

Spätkeltische Längengradbestimmungen konnte ich [ZS 1/03] an Hand von drei großräumigen Beispielen in Süddeutschland vorstellen. Die geniale Idee der Kelten dabei war, das Breitengradäquivalent von 111,2 Kilometer auf das Azimut der Sommersonnwende und das der nördlichen Großen Mondwende umzulegen. Aus einer Mixtur der Visurlinien beider Gestirne erhält man dann das Äquivalent der ortsbezogenen Länge.

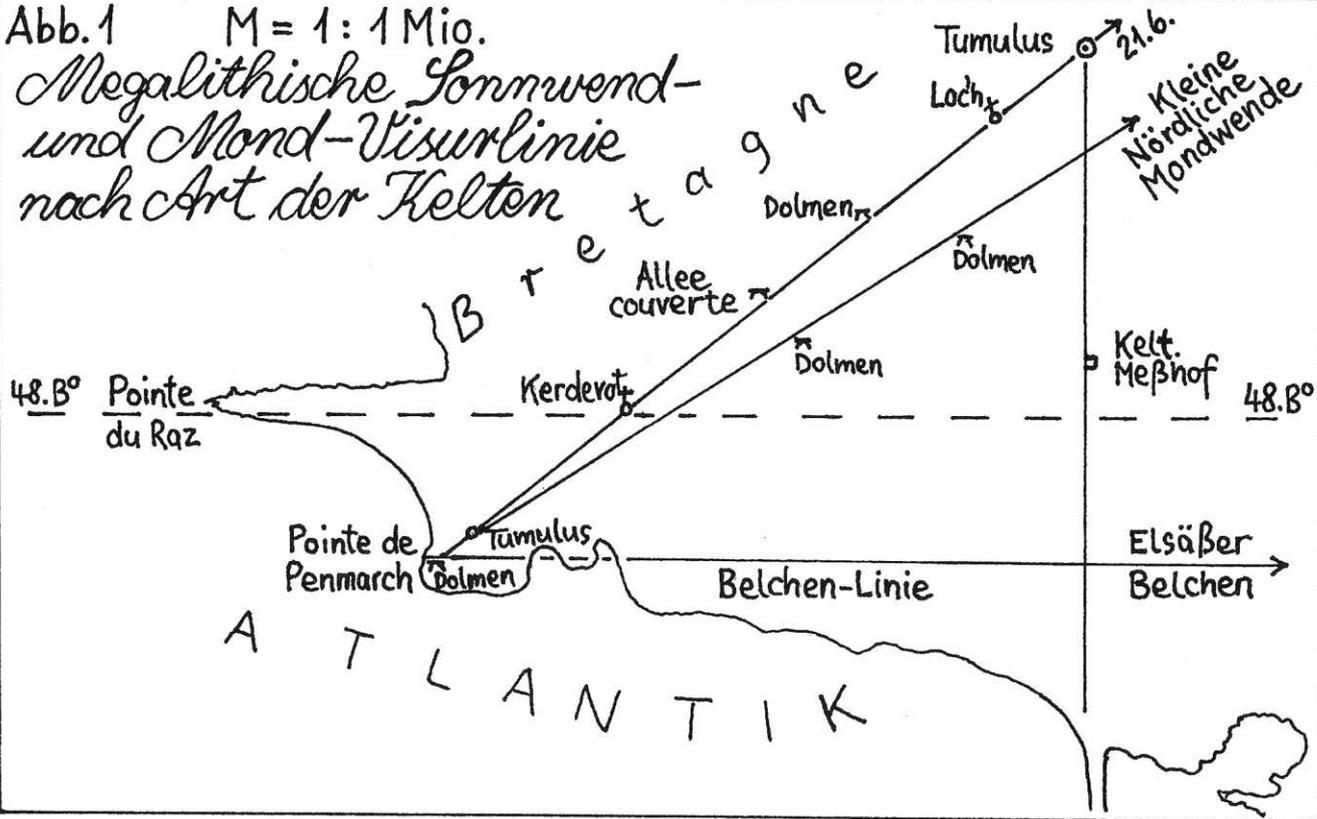
Wie ich weiter zeigen konnte, haben die Kelten diese Visurlinien mit ihren Viereckschanzen begleitet und auch beendet. Diese „Schanzen“ werden als spätkeltisch angesehen und ungefähr mit dem Jahr -100 in Zusammenhang gebracht. Inzwischen ist es mir gelungen, in der Bretagne eine eben solche Visurlinie der Sonne auszumachen, welche aber durch Bauten der Megalith-Epoche, mit Dolmen und Menhiren, abgesteckt ist.

Sie beginnt auf der von mir so genannten Belchen-Linie, benannt nach zwei von fünf Belchen-Bergen, die über den Rheingraben hinweg eine Markierung des Frühlingspunktes bedeutet. Sie ist Teil eines umfassenden, frühzeitlichen Sonnenobservatoriums: Fünf Belchen-Berge, verteilt auf drei Gebirge, markieren vier besondere Aufgangsorte der Sonne. Die Belchen-Linie findet im äußersten Südwesten der Bretagne ihr natürliches Ende durch das Meer. Land's End nennt sich hier *Pointe de Penmarc'h*; hier beginnt die aufgefundene Sommersonnwend-Linie. Sie wird durch fünf Megalith-Monumente und zwei Kirchen markiert (Abb. 1).

Anders als bei den keltischen Beispielen Württembergs, Oberschwabens und Oberbayerns ist dieser megalithischen Sommersonnwend-Linie keine Visurlinie der nördlichen Großen Mondwende beigelegt, sondern zu meiner großen Überraschung die der nördlichen Kleinen Mondwende. Warum diese unspektakuläre Visurlinie zur Anwendung kam und was sie zu Wege brachte, soll zu einer späteren Zeit ein eigenständiger Bericht werden. Der Stoff verdient diese Wertschätzung allemal. Der vorliegende Aufsatz soll zwei nahezu identischen „Vermessungs-Kunstwerken“ gelten, die das sich abzeichnende Spannungsfeld zwischen megalithischer und keltischer Epoche näher beleuchten.

Abb.1 M = 1:1 Mio.

Megalithische Sommwend-
und Mond-Visurlinie
nach Art der Kelten



3.000 Jahre alte Gemeinsamkeiten in Südengland und Oberbayern

Bei den beiden folgenden Beispielen höherer Geodäsie zeigt sich eine große Übereinstimmung in der Auffassung. Verblüffend ähnlich sind sich das megalithische Beispiel aus Südengland um -3100 und das keltische aus dem südlichen Oberbayern um -100. Aufmerksam wurde ich darauf, als ich auf Landkarten bei beiden Beispielen jeweils eine Linie mit 99° nww (Osten = 0°) entdecken konnte.

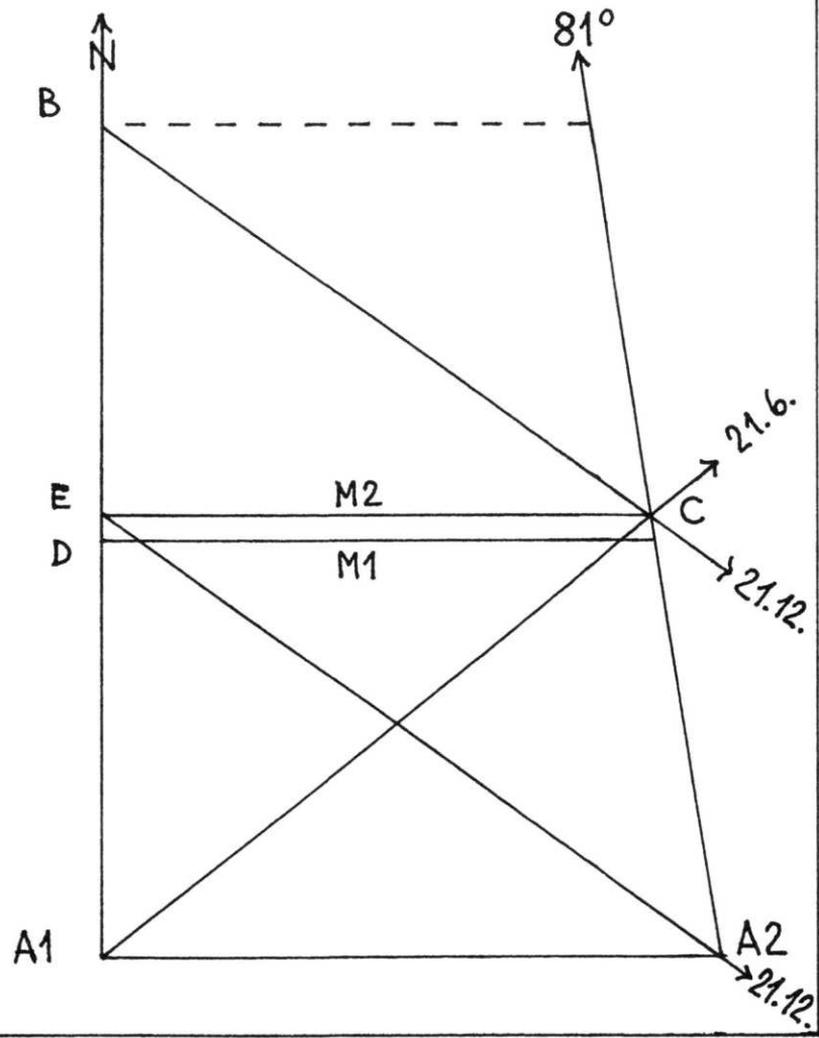
In Oberbayern handelt es sich um eine Landstraße von 7 km Länge, die genau am 48. Breitengrad beginnt; 7 km beträgt auch der Abstand zweier keltischer Messreihen aus Viereckschanzen zur Planetenvermessung [siehe ZS 1/03]. Eine südlich gerichtete, imaginäre Verlängerung des Straßenstücks im Winkel von 99° zeigt auf das keltische Oppidum Fentbach, hoch über der Mangfall. Die Linie ist noch weiter verlängerbar über die Weyarner Linde bis zum Kloster Weyarn; eine Strecke von insgesamt 22,7 km. Die 99° -Linie in Südengland hat kein solches gewichtiges Straßenstück aufzuweisen, das die Jahrhunderte überdauert hat, aber es finden sich auf ihr einige doch überaus bedeutsame Bauwerke, als da wären: Frankenburg und Clearbury Ring (frühzeitliche Ringwälle), Salisbury Cathedral, Old Sarum und Stonehenge. Etwa 750 m weiter nördlich liegt rechtwinklig zur 99° -Linie der noch zu beschreibende „Cursus“ und verriegelt mit seinen 2,8 km Länge die imaginäre Verbindungslinie nach insgesamt 27,8 km (= $\frac{1}{4}$ des Breitengradäquivalents).

Was hat es mit einer Linie von 99 Grad auf sich? (Abb. 2)

Sie zeigt keinen Auf- oder Untergangsort eines relevanten Gestirns an. Ihr Komplementärwinkel ist auch nicht aussagekräftig. Was drückt sie also aus? Nun, Folgendes: Sie unterstreicht gewissermaßen die Asymmetrie der beiden aufeinander gerichteten Sonnwend-Linien, die ihre Ausgangspunkte auf einer Nord-Süd gerichteten Strecke (A1-B) einer bestimmten Länge haben.

Halbiert man diese Strecke und errichtet in Punkt D eine West-Ost gerichtete Achse, wird man zu seinem Leidwesen feststellen, dass sich auf ihr die beiden Sonnwend-Linien nicht kreuzen und die auf Symmetrie ausgelegte Mittelachse (M1) unbrauchbar ist. Tatsächlich treffen sich die Sonnwend-Linien etwas nördlich von M1. Um die Symmetrie zu retten, wird im Kreuzungspunkt C eine neue Mittelachse (M2) errichtet. Sie berührt die Nord-Süd-Strecke in Punkt E. Dort wird eine 2. WSW-Linie bis zur Basislinie in Punkt A2 gezogen. Verbindet man Punkt A2 mit dem Kreuzungspunkt C, ergibt das eine Linie von 99° . Diese 99° bleiben erhalten, trotz verschiedener Azimute auf dem 48. oder dem 51. Breitengrad. Die größtmögliche sinnvolle Länge der Nord-Süd-Strecke ist die Strecke von einem Breitengrad zum anderen.

Abb.2 Die 81°-Linie zeigt die Asymmetrie der Azimute der Sonnwend-Linien
 Strecke A1-B = max. 111,2 Km



Die Beispiele von Oberbayern und Südengland weisen beide eine Strecke der halben Länge auf, von 56 km, wie später zu sehen sein wird. Abbildung Nr. 2 als Ganzes betrachtet, ist auch das Modell zur Bestimmung des Längengradäquivalents und ist identisch mit der bereits als Methode 1 vorgestellten Technik der Kelten, dieses Problem zu lösen [ZS 1/03; 82].

Warum liegt Stonehenge, wo es liegt ?

Illig stellte 1997 die Frage nach der Lage von Stonehenge anlässlich seiner Buchbesprechung [ZS 1/97, 39] *Sternenstraßen der Vorzeit – von Stonehenge nach Atlantis* von Heinz Kaminski (er bestätigte als Leiter der Bochumer Sternwarte das Belchen-System als prähistorisches Sonnenobservatorium) und gab selbst schon den fast richtigen Hinweis. Er hatte andernorts gelesen, dass auf der Breite von Stonehenge zur Zeit der Sommersonnenwende der Tag 16 Stunden dauere und damit doppelt so lange als die Nacht. Darin vermutete er einen Hinweis für die Lage von Stonehenge. Tatsächlich entsprechen dieses Phänomen und diese Relation aber der Breite von Auxerre, Konstanz oder Salzburg. Weil ich Illig noch rechtzeitig informieren konnte, zog er diesen Gedanken zurück – und schoss übers Ziel hinaus. Denn er glaubte, wie wohl jedermann, dass dies genauso für die Relation zur Winter Sonnenwende gelte, also für eine 16-stündige Nacht und einen 8-stündigen Tag.

Doch die beiden Relationen finden auf unterschiedlichen Breitenkreisen statt ! Denn die 16-stündige Nacht und der 8-stündige Tag finden auf 50° 30' n.B. statt: entlang der englischen Kanalküste, über Lüttich, Fulda und Plauen. So liegen die beiden geographischen Breiten mit den Tag- und Nachtlängen von 2:1 bzw. 1:2 über 300 Kilometer auseinander!

Auf diesen Trugschluss konnte ich Illig erst nach Erscheinen seiner Buchkritik aufmerksam machen und daraus erfolgte dann nichts mehr. Illig meinte abschließend zur Lage Stonehenges, eine gute Antwort stünde noch aus – ich hoffe, sie sieben Jahre später geben zu können.

Warum also liegt Stonehenge, wo es liegt? Da es auf der beschriebenen 99°-Linie gebaut wurde, ist in der Umgebung ein *Vermessungsmodell* wie auf Abb. 2 dargestellt, zu erwarten. Es zeichnet sich Stück für Stück wie folgt ab: Der **1. Schritt** ist die Festlegung einer Mittelachse, auf die der Kreuzungspunkt der Sonnwend-Linien (eigentlich) fallen soll. Der **2. Schritt** ist die Errichtung einer Nord-Süd-Achse. Von Süden her wurde sie auf die einzige heiße Quelle Englands in Bath (das römische AQUAE SULIS) ausgerichtet. Aber wäre es ausreichend, die Mittelachse nur über eine heiße Quelle auf der Nord-Süd-Strecke zu definieren? Braucht sie nicht eine eigene Qualität? Ihr Nachweis bedarf einer kleinen astronomischen Exkursion:

Die oben angeführten geographischen Breiten der besonderen Tages- und Nachtlängen von 2:1 und 1:2 sind Ereignisse, die sich mit der instabilen Lage der Erdachse verändern. Die Schwankung beträgt laut Meyers bis zu $2^{\circ} 23'$, laut *Großem Brockhaus* sogar bis zu $2^{\circ} 27'$. Derzeit befindet sich die Achsenneigung auf dem Weg von ihrem Maximum bei $24^{\circ} 18'$ zu ihrem Minimum bei $21^{\circ} 55'$. Bei diesem Bewegungsablauf vom Maximum zum Minimum und wieder zurück vergehen 36.510 Jahre. Diese Zeitspanne ist ein eigenständiger Rhythmus und sollte nicht mit dem Platonischen Weltenjahr von 25.920 Jahren verwechselt werden. Dieses steht für die Wanderung des Frühlingspunktes entlang der Ekliptik durch den gesamten Tierkreis. Die gewöhnlich mitgeteilte Neigung von $23^{\circ} 30'$ ändert sich also stetig und zwar für weitere 9.655 Jahre jährlich in Form einer Einbuße von $0,47''$. Im Jahr 2000 betrug der Neigungswinkel laut Meyers Handbuch Weltall $23^{\circ} 26' 21,42''$. Rein rechnerisch war der Punkt der maximalen Neigung -6595 erreicht.

Laut *English Heritage* wurde mit dem Bau von Stonehenge I um -3050 begonnen, also vor insgesamt rund 5.050 Jahren. Bei jährlicher Einbuße von $0,47''$ der Erdachsneigung sind das binnen 5.050 Jahren $39' 33,5''$. Wir können eine Rechnung aufstellen:

Heutige Lage der 16-stündigen Nacht bei rund: $50^{\circ} 30' 00,0''$ nördl. Breite
Veränderung in 5.050 Jahren: plus $00^{\circ} 39' 33,5''$

Lage vor 5.050 Jahren bei: $51^{\circ} 09' 33,5''$ nördlicher Breite (= n.B.)

Stonehenge liegt jedoch auf $51^{\circ} 10' 40''$, ein Wert, der rund 5.192 Jahren entspricht; das sind rein rechnerisch 142 Jahre zu viel. Die Differenz ist angesichts 5.050 Jahre eigentlich nicht groß: sie beträgt gerade mal 2,8 %. Stonehenge könnte um diese 142 Jahre älter sein, oder der Wert der jährlichen ekliptikalen Neigungsänderung betrüge nur $0,457''$ – schon wäre der Fehlbetrag von $0^{\circ} 1' 06,5''$ behoben.

Auf alle Fälle ist auf der geographischen Breite von $51^{\circ} 9' 39''$ und damit der 16-stündigen Nacht zur Wintersonnenwende vor 5.050 Jahren eine West-Ost-Linie nachweisbar, die als die Mittelachse des noch zu beschreibenden gesamten Mess-Systems und damit als Orientierungsgeber von Stonehenge angesehen werden darf.

Sie befindet sich 1,85 km oder rund 1' südlich von Stonehenges Mitte (exakt: $1,875 \text{ km} = 1' 0,7''$). So verbleibt ein Rest von 0,170 km oder von $5,5''$ oder, in Zeit ausgedrückt 11,7 Jahren als 'Unschärfe' der geographischen Breite. Der von mir errechnete Ausgangswert von $50^{\circ} 30'$ für die heutige Lage der 16-stündigen Nacht ist ein vergrößerter Wert, da in den Ahnertschens Tabellen Werte nur alle 4 Tage und nur in vollen Minuten angegeben werden.

Vierzehn Linien und ein Gabelbein (führen ans Ziel)

Die 14 Einmessungslinien werden nun in einer Reihenfolge vorgestellt, die dem technischen Ablauf gerecht zu werden versucht (Abb. 3).

Die *Mittelachse*, deren geographische Lage bereits erläutert ist, stützt sich auf folgende Bauten:

- auf ein Priorat (Priory), das genau auf dem Schnittpunkt mit der Nord-Süd-Achse liegt;
- ein vermutlich frühzeitliches Dorf namens Hill Deverill Village;
- ein Hügelgrab (Tumulus);
- eine frühzeitliche Siedlung (Cow Down Settlement);
- ein Hünengrab (Long Barrow);
- einen Ringwall namens Codford Circle;
- Yarnbury Castle (Fort);
- eine Gruppe Hügelgräber (Tumuli) namens Lake Group;
- einen auf Stonehenge ausgerichteten Damm (Earthwork);
- Hügelgräber dies- und jenseits des River Avon. (11 Objekte auf 34,4 km Länge)

Auffällig ist ein gleicher Abstand von etwa 5,25 km zwischen folgenden drei Objekten: Yarnbury Castle, Codford Circle und Long Barrow. Vermutlich handelt es sich um eine feste megalithische Größe: 5,229 km entsprechen 6.300 megalith. Ellen.

Wenden wir uns nun der *Nord-Süd-Strecke* zu: Das Priorat auf der Linie der 16-stündigen Nacht, im Achsenkreuz zur heißen Quelle von Bath, ist die legitime Mitte einer auszugestaltenden Nord-Süd-Linie. Zu gleichen Teilen, jeweils 28 km = 1/4 des Breitengrad-Äquivalents, baut sie sich nach Süden und Norden auf.

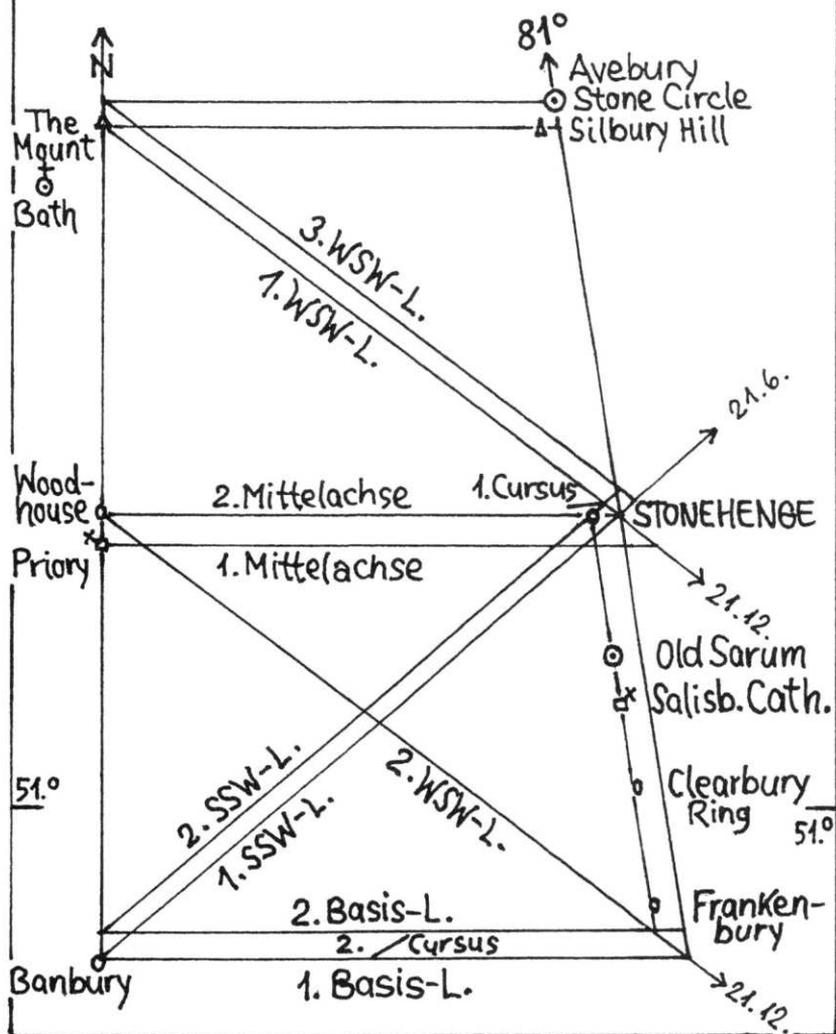
Im Süden beginnt die Achse mit einem Ringwall (Fort) namens Banbury Hill; einem weiteren Fort namens White Sheet Hill mit jungsteinzeitlicher Siedlung (Neolithic Camp) und Hügelgrab (Tumulus); 2 weitere Tumuli; das Priorat; ein Ringwall namens Woodhouse Castle; Roddenbury Hill (Fort); Hales Castle (Fort); ein Cairn (mit Feldsteinen bedeckter Dolmen) westl. der heißen Quelle; nördl. der Quelle ein Berg namens The Mount als Endpunkt. (10 Objekte auf der 56 km langen Strecke). Zwischen dem Cairn und The Mount mögen es wieder 6.300 megalithische Ellen sein. Auf The Mount beginnt nach Norden zu eine befestigte Straße (Fosse Way), die zudem eine Römerstraße ist.

Jetzt kann die Nord/Süd-Achse an ihren Endpunkten mit *West-Ost-Linien* versehen werden. Für die südliche West-Ost-Strecke wähle ich den Begriff *Basislinie*; die nördliche bleibt unspezifisch. Das Besondere der Basislinie will deutlich gemacht werden:

Abb. 3 M = 1:500 Tsd.

Stonehenge I

Die Einmessung um
3050 v. Chr.



Etwa 18 km östlich ihres Beginns finden sich zwei Hünengräber auf ihr. Sie markieren das Südwestende eines Cursus von gleicher Länge und Breite, wie der oben schon angeführte, der 750 m nördlich von Stonehenge die 99°-Linie abschließt. Laut *The English Heritage* sind in Süd- und Ostengland mehrere solcher Anlagen entdeckt worden. Einige stammen aus der mittleren Jungsteinzeit; ihr Zweck ist unbekannt. Ihre ungewöhnliche Form, die an die lang-schmalen Stadien der alten Griechen erinnern kann (so Illig), lässt jedoch darauf schließen, dass sie zeremoniellen Zwecken (Prozessionswege) dienen. Der Name Cursus stammt von dem Altertumsforscher W. Stukeley, der seine Entdeckung als Rennbahn für Streitwagen der alten Briten interpretierte.

Die Bauten auf der **Basislinie**: Banbury Hill (Fort); Hambledon Hill (Fort) incl. Neolithic Camp; Tumulus; 2 Hünengräber und Beginn eines Cursus; Kirche Wimborne St. Giles; Tumuli; King Barrow (Tumulus); ein namenloses Fort (10 Objekte auf 49 km Länge).

Die **nördliche West-Ost-Linie**: The Mount; Ashley* (Kirche); Lacock Abbey; Bewley Court [National Trust]; Tumulus, ab dem eine Römerstraße 175 m südl. der West-Ost-Mess-Strecke in etwa parallel verläuft; Tumulus, ab dem die Römerstraße für 2,9 km (Cursus-Länge: 2,8 km!) auf der Mess-Strecke verläuft, bis zum Silbury Hill (dem größten künstlichen Hügel Englands); 'Stone Avenue', ihr südl. Ende, vom Avebury Stone Circle her kommend (9 Objekte samt der „Römerstraße“, auf 31,85 km Länge).

Jetzt können, wie auf Abb. 2 zu sehen, die **Sonnwend-Linien** installiert werden. Die WSW-Linie (36,5°sö) beginnt auf The Mount; die SSW-Linie (40°nö) am Fuße des Banbury Hill (Fort). Die **WSW-Linie**: die Kirchen von Great und Little Cheverell; Tumuli; The Cursus; Tumuli; Vespasian's Camp, Nordspitze. (7 Objekte auf 43,95 km) Die **SSW-Linie**: die Kirche von Compton Abbas; Zig-Zag Hill mit Tumulus; ein "Field-System" um Ebsbury Hill; Tumuli (Wilsford Group); ein Fort namens Vespasian's Camp (Nordspitze) (6 Objekte auf 46,3 km).

Rechnerisch kreuzen sich die beiden Sonnwend-Linien ca. 0,15 km nördlich der Nordspitze von Vespasian's Camp, und 1,85 km nördlich der Markierungslinie für die 16-stündige Nacht. War man nun geschockt über die Asymmetrie der Natur oder hatte man es vorhergesehen? Jedenfalls wurde an Hand von diesem Ergebnis eine Korrektur vorgenommen und eine zweite Mittelachse gezogen.

Zweite Mittelachse: Als Visurpunkt, 12 km östl. von Vespasian's Camp, dient der 172 m hohe Quarley Hill mit frühzeitlichem Fort; noch östlich des Avon eine Gruppe Tumuli; an einer prägnanten Flußschleife des Avon Vespasian's Camp; Stonehenge; weitere Tumuli; Winterbourne Stoke Down Settlement; Tumuli; Tumulus The Coniger mit Wallanlage; Hünengrab Upton Great Barrow; ein namenloser Henge

(Tempel); Ringwall Robin Hood's Bower (Laube); Ringwall Woodhouse Castle als Endpunkt (9 Objekte auf 34,5 km Länge).

Die neue Mittelachse erfordert nun die Korrektur der Nord-Süd-Achse, deren Schenkel nicht mehr gleich lang sind. Der Abstand der 1. zur 2. Mittelachse wird zum Maß; dieser Wert von 1,85 km wird hergenommen, um nördlich von Banbury Hill eine neue Basislinie zu errichten.

Zweite Basislinie: eine Flußschleife des Stour, 175 m östl. der Kirche von Sturminster Newton; Hünengrab und nordöstliches Ende des Cursus; frühzeitl. Siedlung (Settlement); Nine Yews (Neun Eiben); Ashes'*(Eschen) Farm; Ashford; Kirche Fordingbridge; Straßengabelung namens The Merrie Thought; Tumulus The Butt (Kolben). The Butt ist von der östl. 99°-Linie jene 5,25 km entfernt (9 Objekte auf 45,4 km Länge).

Beschreibung der um 1,85 km nach Norden versetzten **West-Ost-Strecke:** In Form einer uralten Straße ist die Verlängerung schon vorhanden und zieht von The Mount über ein Hochplateau. Nach 1,35 km bildet der geradlinige Fosse Way die Grenze zwischen zwei Distrikten: Wansdyke und North Wiltshire. Nach weiteren 300 m, bei den Three Shire Stones, kommt noch der Northavon District hinzu. Und weitere 200 m nördlich wurde die neue West-Ost-Strecke gezogen; nach Westen belegt durch: St. Catherine's Court und eine frühzeitliche Siedlung. Die Three Shire Stones mögen, obwohl 200 m zu südlich, als Eckpunkt durchgehen, wenn schon hier drei Distrikte zweier Grafschaften auf einem Fosse Way und einer Roman Road sich ein 'Stelldichein' geben.

Zweite nördl. West-Ost-Strecke: Bowood Ho (?); ein Burggraben (Moat); ein Hügelgrab; Avebury Stone Circle, Europas größter Steinkreis; Tumuli-Gruppe, Avebury Down; Devil's Den (des Teufels Bude) (7 Objekte auf 35 km Länge).

Die beiden Basislinien sind noch ohne Begrenzung in ihrer östlichen Ausdehnung. Die wird bewerkstelligt durch eine weitere WSW-Linie, die ihren Ausgangspunkt im Kreuzungspunkt der zweiten Mittelachse mit der Nord-Süd-Achse hat.

Zweite WSW-Linie: Woodhouse Castle; Tumulus; Tumulus; Tumulus; 2 Hünengräber: Knap & Grans Barrow; Straßengabelung "The Merrie Thought"; ein namenloser Hügel, heute in einem Wald (Hasley Inclosure), markiert das Ende der Linie (7 Objekte auf 50 km).

Jetzt ist es möglich und an der Zeit, die Kreuzungspunkte von Sonnwendlinien und west-östlich ausgerichteten Strecken (1. Basislinie und 2. Mittelachse) mit einer Linie auf der Ostseite des Meßgebietes zu begrenzen. Misst man den Winkel dieser Verbindungsstrecke, erhält man den Wert von 99°. Diese östliche Begrenzungslinie beginnt auf dem namenlosen Hügel im Hasley Inclosure; südlich außerhalb markiert durch das frühzeitliche Fort "Castle Piece".

Östl. Begrenzungslinie: Ring (= Ringwall) & Baileys am Avon, der von hier ab für 7,5 km die Linie bildet; Tumulus am Kreuzungspunkt mit Römerstraße aus Richtung Old Sarum; das Fort Vespasian's Camp; (hier, auf halber Strecke, wechselt die Linie von der östl. auf die westl. Seite des Avon); Tumulus; Hünengrab Adam's Grave; Hünengrab West Kennett; Avebury Stone Circle als Schlußpunkt (8 Objekte auf insgesamt 61 km Länge).

Diese östliche Grenzlinie des Messgebietes mit dem Winkel von 99° , dem Ausdruck für die Asymmetrie der Sonnwend-Linien, der letztendlich Ausdruck ist für die variierende Bahngeschwindigkeit der Erde auf ihrer elliptischen Umlaufbahn, und die 2. nördliche West-Ost-Linie zeigen, warum der Avebury Stone Circle 'liegt, wo er liegt': Sie haben ihn sauber eingemessen.

Die Verschiebung des gesamten Messgebietes nach Norden, um 1,85 km, was übrigens gleichbedeutend ist mit dem 60. Teil (= 1') des Breitengrad-äquivalents, macht eine Neueinmessung mit weiteren Sonnwend-Linien nötig. Ausgangspunkte sind: für die WSW-Linie die Three Shire Stones; für die SSW-Linie jenes Flussknie des Stour knapp östl. der Kirche von Sturminster Newton.

Dritte WSW-Linie: Kirche Ashley*; Tumulus; Kirche Market Lavington; Tumulus; Hünengrab mit trigonometrischen Punkt (!); Henge: Durrington Walls (7 Objekte auf 44 km Länge).

Zweite SSW-Linie: (trigonom. Punkt); Old Wardour Castle; Castle Ditches (Fort) mit trigonom. Punkt; Grovely Castle, frühzeitlicher Ringwall, mit trigonom. Punkt); Tumulus; Hünengrab; Stonehenge; und als Visurpunkt außerhalb: Sidbury Hill mit frühzeitigem Ringwall (7 Objekte auf 43,5 km).

Schließlich und endlich erzwingen die Verlagerungen von Mittelachse, Basis- und nördl. Begrenzungslinie **die allerletzte Linie**, nach dem Muster eines Mühle-Spieles: Der Kreuzungspunkt der neuen Basis- mit der WSW-Linie, die vom Kreuzungspunkt der neuen Mittel- mit der Nord-Süd-Achse her kommt, wo der Ringwall Woodhouse Castle liegt, ist der endgültige Beginn der oben schon angeführten Linie von 99° .

Dieser Kreuzungspunkt ist ein Ort mit besonderem Namen: The Merrie Thought – wörtlich übersetzt etwa "Der ergötzliche Gedanke". Gemeint ist damit ein bestimmter Knochen beim Huhn, das so genannte Gabelbein, das unseren Schlüsselbeinen entspricht. Was auf der Landkarte zu sehen ist, ist eine Straßengabelung, geformt wie jener sehr spezielle Knochen. Sie liegt so im Gelände, dass die WSW-Linie beide Straßengabelungsstücke berührt, und dass ein Gabelende die SO-Ecke des Mess-Systems bildet und die 99° -Linie dort ihren Anfang hat. Nach Frankenburg sind es 1,35 km, dann geht es, wie oben beschrieben, über Clearbury Ring, Salisbury Cathedral, Old Sarum zum Kreuzungspunkt der neuen Mittelachse und dem Kreuzungspunkt der SSW-

Linie, die wiederum ihren Anfang hat im Kreuzungspunkt der neuen Basislinie mit der Nord-Süd-Achse (Clearbury-Ring bis Kathedrale = 5,25 km).

Diese SSW-Linie kreuzt sich mit der 'innen liegenden' 99°-Linie just auf der geographischen Breite, wo die neue Mittelachse installiert worden ist. Und dieser Ort wurde dazu auserkoren, Bauplatz dessen zu werden, was wir heute Stonehenge nennen (Abb. 4).

In welche Zeit diese markante Straßengabelung wohl zurückreicht? Jedenfalls hatten die jungsteinzeitlichen Vermessungstechniker bis zum Ende dieses 'Mühle-Spieles' alles richtig gemacht. Mit "The Merrie Thought" legten sie den Grund-Stein für den Schluss-Stein dieses messtechnischen Erfolges: Stonehenge.

Im Schnittpunkt dreier Messlinien, hervorgegangen aus der jungsteinzeitlichen West-Ost-Linie für die 16-stündige Nacht, hat Stonehenge durch die Nord-Süd-Achse des Mess-Systems Bezug zu der heißen Quelle von Bath. Und zur östlichen Eingrenzung, dem auf 44 von 56 km streng nord-südlich mäandernden Avon, hat Stonehenge Bezug über seine eigene "Avenue", die im Azimutwinkel der Sommersonnwende aus dem Tempelbezirk hinaus- und zu ihm hinunterführt, mit zwei Richtungsänderungen in Form eines Trapezes.

The Cursus und vier Henges bilden einen Tempelbezirk

Es ist vielleicht wenig bekannt, dass sich in Stonehenges unmittelbarer Umgebung weitere Heiligtümer befinden. In chronologischer Reihenfolge sind das: Durrington Walls (Henge), The Cursus (beide älter als Stonehenge I); Coneybury Henge, Woodhenge (beide jünger als Stonehenge I). Die vier Henges gelten als Tempel. Sie liegen nicht weiter als maximal 3 km voneinander entfernt. Innerhalb von 200 Jahren war auf so engem Raum Baubeginn für drei Tempel und für den Cursus. Sie könnten alle mit dem Einmessen von Stonehenge zu tun gehabt haben. Nur Woodhenge fällt mit 250 Jahren nach Stonehenge III (Sarsenkreis) aus dem Rahmen [*English Heritage*] (Abb. 5).

Durrington Walls: Dieser Henge erreicht mit Wall und Graben den Durchmesser des Avebury Stone Circle von 450 m. Von seinem Alter her, -3225 bis -3200, ist auch er mit der Linie der 16-stündigen Nacht in Verbindung zu bringen. Er liegt 3,4 km nördlich der Linie, die das Jahr -3050 anzeigt. Für diese 3,4 km braucht die sich neigende Erdachse rund 225 Jahre. Die Mitte des Henge steht somit für das Jahr -3275. Nur – Baubeginn war laut *English Heritage* erst 50 Jahre später. In 50 Jahren legt die sich neigende Erdachse 0,725 km zurück: 0,725 km südlich liegt der Cursus. Ist er das Sichtbarwerden der zugehörigen Linie für die 16-stündige Nacht? Der Cursus ist aber wiederum 50 Jahre jünger als der Henge.

Abb.4

M = 1:250 Tsd.

Die 14. Linie
von: The Merrie Thought
nach: The Cursus
via: Stonehenge

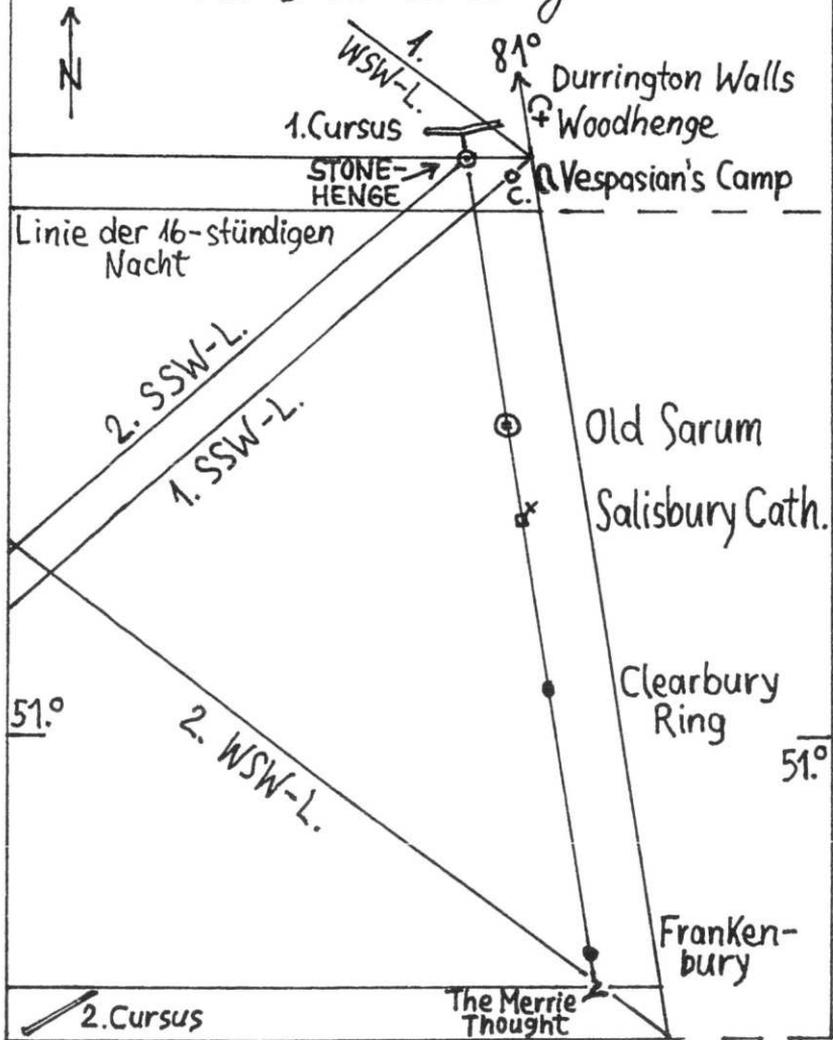
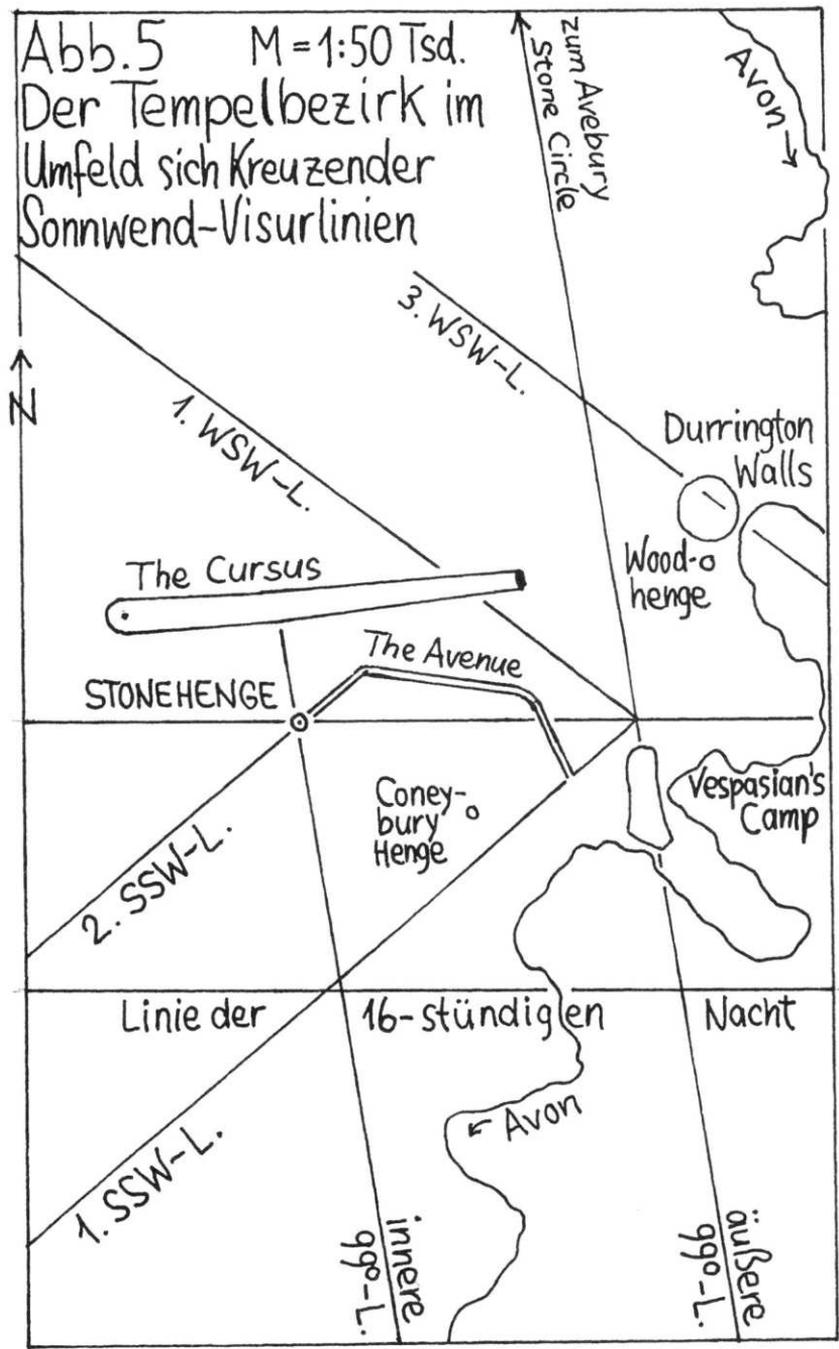


Abb. 5 M=1:50 Tsd.
 Der Tempelbezirk im
 Umfeld sich Kreuzender
 Sonnwend-Visurlinien



Der Cursus: Seine Länge beträgt 2,8 km, also genau ein Zehntel der Strecke die er begrenzt, die wiederum ein Viertel des Breitengrad-Äquivalents bedeutet. Dass diese Mess-Strecke durch Stonehenge hindurch gelegt und nicht im Henge endet, kann bedeuten, dass Stonehenge noch gar nicht eingemessen war, denn der Cursus ist laut offizieller Lehrmeinung um etwa 100 Jahre älter. Nach Osten war er auf ein nicht mehr existentes Hünengrab ausgerichtet, welches ihn dort auch in seiner Länge begrenzte. In der Flucht: Cursus – Hünengrab wurde später Woodhenge erbaut.

Coneybury Henge: Er wurde erst 1980 per Luftbildaufnahme als Henge entdeckt, war obertägig nicht mehr wahrnehmbar gewesen. Er liegt 1,3 km südöstlich von Stonehenge; genaueres ist von *English Heritage* nicht zu erfahren. Mit dieser ungefähren Angabe rückt er aber in große Nähe zur 1. SSW-Linie, die von Fort Banbury Hill aus zum Fort Vespasian's Camp führt. Er könnte auf dieser Einmessungslinie gelegen haben und soll nur kurze Zeit genutzt und dann aufgegeben worden sein.

Woodhenge: Er bildete mit dem im Norden angrenzenden Henge Durrington Walls, mit Devil's Den (27 km nördl.) und Little Woodbury (15 km südl.) eine 42 km lange Nord-Süd-Achse, die ab Frankenburg nach Süden durch den Avon selbst fortgesetzt wurde, für weitere 23 km bis ans Meer.

Der zweite Cursus: Fast mittig zu seinen 2,8 km Länge kreuzt er rechtwinklig einen Bach, der auf ca. 55 m üNN liegt. Beide Enden des Cursus liegen auf Hügelkuppen; im SW auf 100 m und im NO auf 110 m üNN. Und als Dreingabe wurden Bergkuppen und Cursus-Enden mit Hünengräbern gekrönt, die auch noch direkten Sichtkontakt hatten.

Zum Tempelbezirk mag noch ein 30 m tiefer Ritualschacht gehört haben. Er liegt 1,75 km wsw von Stonehenge. Von ihm aus kann eine Visurlinie mit dem Azimut für Beltaine (astronomisch: 4./5. Mai) über Stonehenge ins Zentrum des Durrington Walls gelegt werden. Streckenlänge: jene 5,25 km.

Im fernen Oberbayern: 3.000 Jahre später

Das Beispiel, welches ich nun vorstellen will, ist im Prinzip nach dem gleichen Schema konstruiert und ist sogar von gleicher Größe wie das vorangegangene. Einen gravierenden Unterschied zum südenglischen Beispiel gibt es aber dennoch: Die Megalithiker legten die 99°-Linie doppelt aus und platzierten die vier Henges um den Schnittpunkt der Sonnwend-Linien. Die keltischen Vindeliker bevorzugten eine doppelt ausgelegte Nord-Süd-Achse und gruppierten vier Messhöfe (Viereckschanzen) in Höhe der zweiten Mittelachse zwischen die beiden Nord-Süd-Achsen. Für diese Variante habe ich noch keine Erklärung.

Eher Vermutung als Gewissheit ist, was den Ausschlag für die geographische Breite der Mittelachse und den Ausschlag für den Standort der Nord-Süd-Achsen gab. Vielleicht erhoffte man sich von den großen Schotterebenen im Münchner Raum ein leichteres Einmessen. Vielleicht deshalb, weil die Mittelachse ein anderes keltisches Mess-System berührt: ein kleinräumiges, die nördliche Große Mondwende markierendes [ZS 1/98, 51; Abb.5] bei Gilching, westlich von München, jenes Gilching, das später Grafschaft wurde. Vielleicht auch, weil die beiden Nord-Süd-Achsen zwischen die beiden nord-südlich gerichteten Seebecken von Ammer- und Würmsee zu liegen kämen. Eine solche Wahl wäre ja nicht ohne Reiz. Vielleicht spielt auch noch die für 7 km strikt nach Norden fließende Mangfall als östliche Eingrenzung eine Rolle. Damit wäre sogar eine Parallele zum Avon im südeingli- schen Beispiel hergestellt (Abb. 6).

Durch das südliche Meßgebiet zieht sich fast mittig der 48. Breitengrad. Seine Lage wird zum 'Spielball' bei der Installation von zwei Basislinien und zwei Mittelachsen.

Ein Wort noch zum Begriff "Messhof": Ich habe diesen Begriff geprägt, weil ich herausgefunden zu haben glaube, dass die keltischen Viereckschanzen sich als Markierung von Visurlinien zu den Azimuten von Sonne und Mond oder als Markierung von Mess-Strecken entpuppt haben ("Siebzehn 'Schanzen'-Reihen ergeben das Breitengradäquivalent" [ZS 1/03, 78]).

Beschreibung der Mess-Strecken:

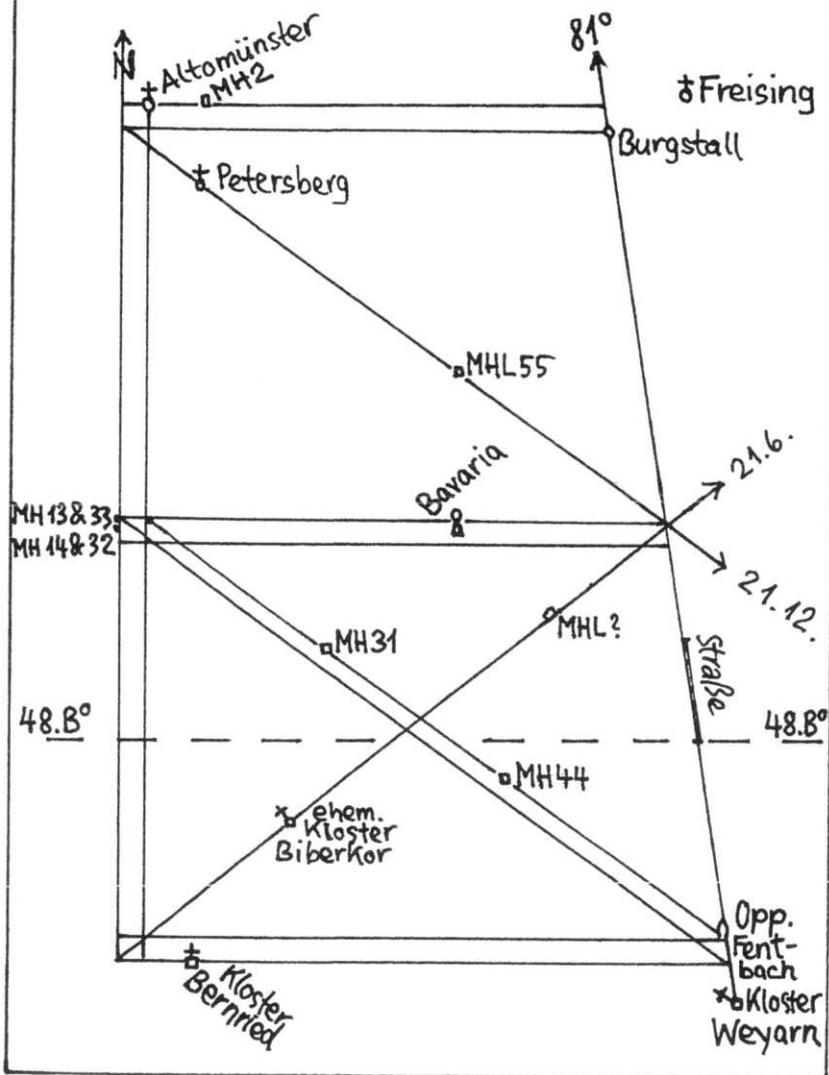
Erste Mittelachse: Westl. außerhalb liegt eine Hügelgräber-Nekropole und das ehem. Gut Jexhof; Beginn der Linie ist eine Anhöhe von 567 m im Grafrather Holz; keltische Mond-Visurlinie im Kreuzungspunkt mit Römerstraße; Kirche Gräfelfing; (Harras, München); Kirche München-Giesing; Michaeliburg, München; Kreuzungspunkt mit 99°-Linie; Kirche Eglfing bereits östl. außerhalb (4 Objekte).

Die **äußere Nord-Süd-Achse** beginnt im Süden auf einem 650 m hohen, namenlosen Drumlin (= eiszeitgeformter Hügel), versehen mit modernem Messpunkt! Auf der Strecke findet man: Hügelgrab südl. 48°; Gruppe Hügelgräber nördl. 48°; Kirche Dröbling; Kapelle Grünsink; keltische Meßhöfe 14 und 13; Kirche Frauenberg; Kapelle Plixenried; Kirche Oberzeitbach und Ende der Strecke (9 Objekte).

Erste Basislinie: (Drumlin am Gallaweier*); Kloster Bernried; Schloss Weidenkam; (Gut Schwaigwall); Kirche Geretsried; Kapelle Humbach; Wallfahrtskirche Sankt Leonhard; (Sonnenberg, 721 m); Südost-Ecke durch Autobahnauffahrt zerstört (5 Objekte).

Erste nördl. Begrenzung: Kirche Oberzeitbach; Kirche Glonn; Kirche Kammerberg; Kirche Appercha (4 Objekte).

Abb. 6: Höhere Geodäsie der Kelten
 mittels Sommwend-Linien und
 sogenannter Viereckschanzen
 M = 1:500 Tsd.



Erste WSW-Linie: Kirche Oberzeitlbach; Kirche Petersberg mit Hügelgrab und Hallstatt-Hof; kelt. Messhof L55, Feldmoching; Kirche München-Johanneskirchen (6 Objekte).

Erste SSW-Linie: Ehem. Kloster Biberkor; 2 Hügelgräber, Bachhausen; St. Michael, Zell; (Birg, Schäflarn); keltischer Meßhof (ohne Nr., Luftbild), Unterbiberg (4 Objekte).

Zweite Mittelachse: keltische Meßhöfe 13 und 33; (Parsberg = Parzenberg?); Bavaria auf der Theresienwiese in München; Matthäuskirche, Sendlinger Tor, München; Johanneskirche, München-Haidhausen; Kreuzungs-Punkt mit 99°-Linie; Kirche Weißenfeld, östl. außerhalb (5 Objekte).

Zweite Basislinie: beginnt heute mit einem Bahnstreckenabschnitt von 1,4 km von insgesamt 1,85 km, auf Höhe Diemendorf und Kampberg; Kapelle Bolzwang; Kapelle Harmatinger Weiher; Kapelle Hölching; Kirche Roggersdorf; Kapelle in Holzkirchen; keltisches Oppidum Fentbach (6 Objekte).

Zweite nördl. Begrenzung: Kloster Altomünster; keltischer Messhof 2; Kirche Ebersbach; Kirche Hohenbercha; Kapelle Thurnsberg; Kirche Sünzhausen (6 Obj.).

Zweite WSW-Linie: keltischer Messhof 13; (Gut Rottenried); Hügelgrab, Forstrieder Park; keltische Hochäcker, Oberbiberg; Kirche Altkirchen; Kirche Brand, Arget (5 Objekte).

Die 99°-Linie: Südlich außerhalb liegen Kloster Weyarn und Weyarner Linde; Beginn der Mess-Strecke durch Autobahnauffahrt zerstört; keltisches Oppidum Fentbach; Kirche Grub; das 7 km lange Straßenstück; Kirche Grasbrunn; Kirche Feldkirchen; Kirche Aschheim*; Kirche Mintraching; Burgstall bei Haxthausen (10 Obj.).

Die innere Nord-Süd-Achse: Sie beginnt auf dem 640 m hohen Drumlin am Galla*-Weiher; Kirche Oberzeismering mit Ilkahöhe, ehemals Parzenbichl; (Gut Deixlfurt); Kirche Traubing; Burgstall und Kirche der Edlen von Aschering*; Kirche Unering; (Gut Mischenried); (Gut Wiesmath); Hügelgrab; keltischer Messhof 33; Kapelle Pfaffing; 2 Kirchen Fürstenfeldbruck; Kirche Maisach; Kapelle Anzhofen; Hügelgrab Unterlappach; Schanze im Haidholz, unspezifisch; Kloster Altomünster und Ende der Strecke (13 Objekte).

Mit einer 13. Linie wird die durch vier Messhöfe fixierte, feststehende Größe von 1,85 km nördlicher Verlagerung der asymmetrischen Sonnwend-Linien mit dem keltischen Oppidum Fentbach (Ptolemäus' Medullum?) verbunden.

Dritte WSW-Linie: Messhof Nr. 33; Visurlinie der Großen Mondwende, Gilching; Schloß Fußberg, Gauting; Messhof Nr.31, Buchendorf; Messhof Nr. 44, Oberbiberg; Kirche Unterdarching; Oppidum Fentbach (6 Objekte).

Erklärung für die Häufung von Viereckschanzen auf engstem Raum

Die vier Schanzen, die selbst namenlos sind, liegen beredterweise im "Heiligkreuz Holz", so der Flurname. Ich fasste sie immer als ein System auf und beschrieb es bereits als solches [ZS 4/99]. Dort legte ich dar, wie keltische Messhof-Systeme die Maßeinheit "Leuga" (1 Leuga = 2,224 km) oder Teile von ihr wiedergeben. So halten die Messhöfe 14 und 32 auf einer exakten West-Ost-Linie zwei Drittel einer Leuga fest, was keineswegs weltfremd ist, sondern mit der römischen Doppelschrittmeile milia passuum übereinstimmt. Dass die Messhöfe 13 und 33, ebenfalls auf einer West-Ost-Linie, dokumentieren, wie lang 10 griechische Stadien sind (1 Leuga = 12 griechische Stadien), hatte ich damals schon festgehalten. Aber erst heute ist deutlich geworden, dass hier nicht eine nur gedachte Mess-Strecke installiert worden ist, sondern eine auf der Mittelachse des beschriebenen Messgebietes beruhende (Abb. 7). Weitere durch das Messhof-System dargestellte Ansichten:

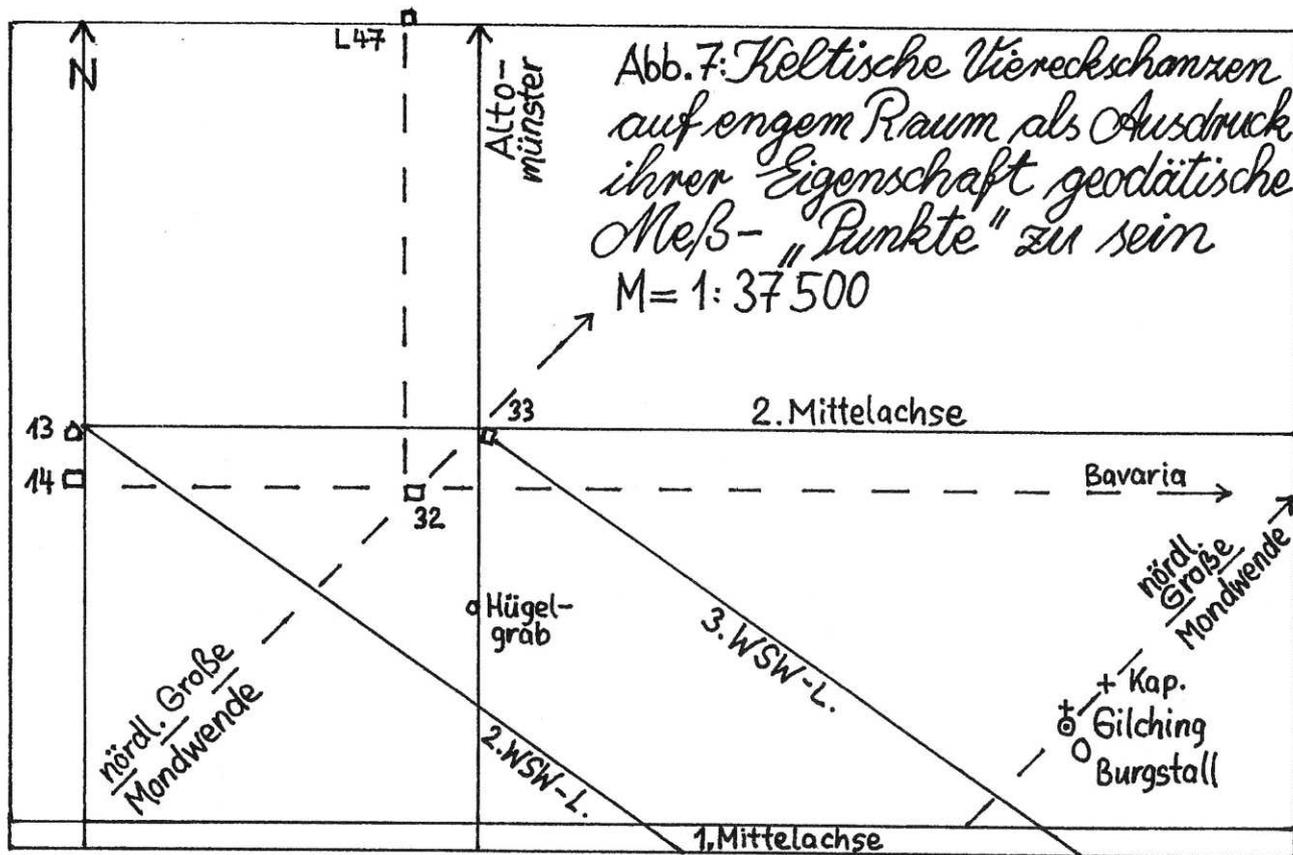
- Die 10 Stadien oder 1,85 km Entfernung zwischen MH13 und MH33 ergeben die Konstante aus der Asymmetrie sich kreuzender Sonnwend-Linien.
- Die Entfernung MH14 bis MH13 beträgt mit großer Wahrscheinlichkeit 0,185 km = ein Zehntel des obigen Wertes = 1 Stadion.
- MH14 liefert mit zwei seiner Wälle noch kleinere Einheiten. Ostwall: 74 m = 2/5 Stadion; Nordwall: 111 m = 3/5 Stadion; zusammen: 185 m = 1 Stadion.

Außerdem repräsentiert die Länge des Ostwalles den 1000. Teil des ortsbezogenen Längengrad- und der Nordwall den 1000. Teil des Breitengradäquivalents, wie schon beschrieben [1999b].

Vor wenigen Jahren wurde per Luftbild eine fünfte Schanze entdeckt und als L47 registriert. Sie liegt rund 2,2 km nördlich vom MH32 und 2,2 km südlich von Kloster Fürstenfeld. Diese Strecke von 2 Leuga verläuft exakt nord-südlich und liegt innerhalb der beiden Nord-Süd-Achsen. Es finden sich keine Hinweise auf eine darüber hinaus reichende Gestaltung der Strecke. Ihre Bedeutung bleibt momentan im Dunkeln.

Auch der Limes trägt die Signatur des 99°-Winkels

Wie ich bereits bemerkte [ZS 1/03, 97], ist der Limes nicht nur das, was alle glauben, dass er sei. Auch das größte europäische Geländedenkmal verfügt über einen Streckenabschnitt von 7 km im Winkel von 99°. Er findet sich nicht auf dem jüngeren, dem obergermanisch-rätischen Limes, mit seiner spektakulären, strikt linearen, 80 km langen Streckenführung; sie folgt einem Winkel von 104° nww. Ob diese 104° auch himmelsbezogen sind, lässt sich momentan nicht beantworten. Der 99°-Winkel auf 7 km Länge findet sich auf



dem älteren, dem Odenwald-Neckar-Limes. Dieser signifikante Abschnitt ist Teil einer 34 km langen, fast linearen Strecke, die aber als Ganzes gesehen einen Winkel von nur 96,5° aufweist.

Älterer und jüngerer Limes geben beide ihre 'Linearität' auf der geographischen Breite von Buchen im Odenwald auf. Diese Örter sind mit Kastellen 'markiert'. In der Landschaft liegen die beiden Grenzwälle so zueinander, dass sie im Norden (Höhe Buchen) 17 km und im Süden (Höhe Bad Wimpfen/Neckar) 21 km voneinander trennen.

Der eigentliche Limes-Abschnitt von 99° beginnt erst 18,5 km (10 x 1,85 km = 1/6 des Breitengradäquivalents) südlich des nördlichen Endpunktes der geraden Strecke und ist ebenfalls mit einem Kastell (bei Neckarburken) 'markiert'. Auf dieser 7 km langen Strecke liegt ein keltischer Messhof (BW 21, östl. von Mosbach) direkt auf der 'Limes-Linie'. Eine nnw ausgerichtete 99°-Linie sollte inzwischen so etwas wie ein Indiz für das Vorhandensein eines sich noch verbergenden Messgebietes gleicher oder ähnlicher Art sein. So ist es auch, kann aber hier nur kurz umrissen werden (Abb. 8).

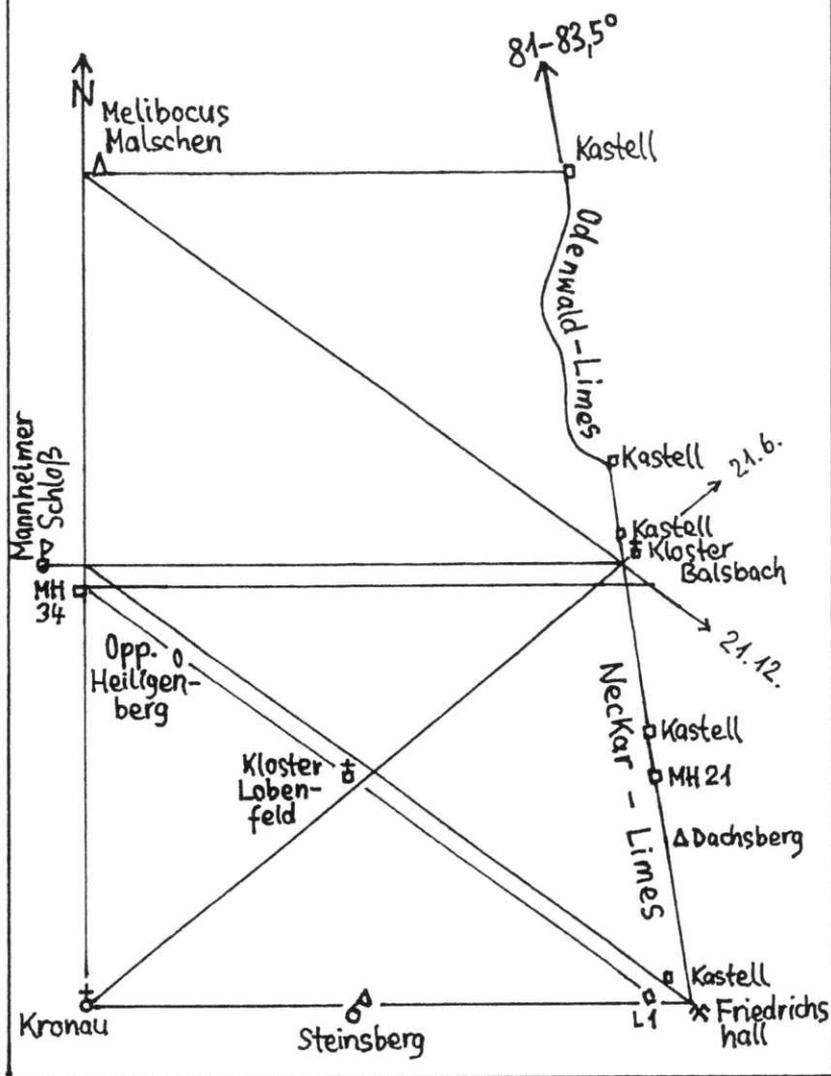
Die 56 km langen Eingrenzungen im Westen und Osten liegen jeweils knapp östl. von Rhein und Neckar. Die Mittelachse begleitet den Neckar von seinem nördlichsten Punkt bei Eberbach nach Westen bis zur Mündung in den Rhein. Die Nord-Süd-Achse ist heute stark durch eine Autobahn (E 35) beeinträchtigt. Dort, wo sich Mittel- und Nord-Süd-Achse berühren, liegt der keltische Messhof BW34 mit der Besonderheit einer Annexschanze. Nur etwa eine einfache römische Schrittmeile westlich findet sich der römische Vicus Lopodunum (Ladenburg), dessen Namen vom noch nicht aufgefundenen, gleichnamigen keltischen Oppidum entliehen sein soll. Ein Erd-, später Steinkastell mit Marktbasilika und der noch spätere Wormser Bischofshof liegen auf einer Linie mit dem keltischen Messhof. Auch soll Lopodunum der Anfangspunkt der Meilen- bzw. Leugenzählung entlang der römischen Straßen dieser Civitas gewesen sein. Die keltische Leuga auf römischen Säulen ist für mich der erste Hinweis eines auch profanen Gebrauchs.

Die Nord-West-Ecke bildet der 517 m hohe Malschen (römisch: Melibocus). Er markiert als Teil eines neolithischen Sonnenobservatoriums den Ort der Wintersonnwende. Der dazu gehörende Peilstein steht im Rheingraben bei Alsbach an der hessischen Bergstraße.

In Nähe zur Südost-Ecke liegt auf einer der Basislinien ein keltischer Messhof (BW L1). Die SO-Ecke selbst ist die Mündung des Kocher in den Neckar bei Bad Friedrichshall. Dort befindet sich ein Salzbergwerk, und "Hall" ist der keltische Name für Salz.

Weitere Bauwerke in unmittelbarer Nähe sind: ein Kastell; die Ruine einer Kaiserpfalz; einige Hügelgräber nahe dem Beginn des Neckar-Odenwald-

Abb. 8 Streckenabschnitt
 des Limes auf keltischer
 geodätischer Vermessungslinie
 $M = 1:500$ Tsd.



Limes. Wie bei den oben angeführten Beispielen findet sich der Nachweis für eine 99°-Linie in der südlichen Hälfte des Messgebietes.

Der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, dass sich bei Jens M. Möller [1992, 154] eine Zeichnung mit so genannten "Steinkreuzlinien" von 99° nw bzw. 9°onö findet. Die Abbildung zeigt den Raum Südhessen/Nordbaden. Als Quelle dieser Zeichnung wird Richard Fester [1974] genannt. Möller spricht aber nicht explizit von einem 99°-Winkel, sondern nur von 9° Abweichung zur Nordrichtung. Auch übernimmt Möller eine Abbildung von Francis Hitching [169], auf der Clearbury Ring, Salisbury Cathedral und Old Sarum mit Stonehenge linear verbunden sind. Was aber Hitching zeigen will, ist das gleichseitige Dreieck, das Old Sarum, Stonehenge und Grovely Castle bilden; letzteres liegt auf der SSW-Linie, die Stonehenge einmisst. Hitching kennt wohl gar nicht die Besonderheit des 99°-Winkels, und für die Aussage eines gleichseitigen Dreiecks ist er ohne Belang. Möller aber hätte, sensibilisiert durch Festers Forschungen, 'den Braten riechen' müssen. Fester wiederum entgeht der Limes als relevante Linie, da er nicht zu seinen Steinkreuzlinien passend erscheint, verbindet er doch römische Kastelle mit keltischen Viereck-"Schanzen" – unter anderem.

Schlussbetrachtung

Laut *English Heritage* führte erst die dritte und letzte Bauphase (Beginn um -2400) zu dem, was Stonehenge genannt wird. Die erste Baustufe (ab -3050) bestand in der Errichtung einer ringförmigen Wall-Graben-Anlage und den 56 so genannten Aubrey-Löchern. Zwischen den beiden Bauphasen liegen also 650 Jahre. Nur die erste Baustufe stand in ursächlichem Zusammenhang mit dem astronomischen Ereignis der 16-stündigen Nacht. Die zweite Phase mit hölzernen Strukturen begann erst 150 Jahre später. Kann dieses 'bescheidene' astronomische Ereignis so wichtig gewesen sein, dass es mit dem megalithischen Rundtempel, 650 Jahre später, in Verbindung gebracht werden darf? Stonehenge verdankt aber seine geographische Lage, wie ich beweisen konnte, diesem jährlich wiederkehrenden astronomischen Ereignis, das unaufhörlich und ganz allmählich seine Lage verändert.

Für Stonehenge könnte ein anderes Konzept gegolten haben als bei den anderen Ringwällen. Zu seiner zweiten Bauphase, die 150 Jahre nach der ersten begann und 300 Jahre dauerte, und zu ihren noch nicht entschlüsselten hölzernen Strukturen sagt *English Heritage* [10]: "Es ist möglich, daß diese Stätte eine 'himmelsbezogene' Bedeutung für Beisetzungen hatte." Stonehenge könnte von Anfang an astronomischen Erkenntnissen und deren Weiterentwicklung gewidmet gewesen sein, etwa den Finsterniszyklen von Mond und Sonne, wie ja von anderer Seite her schon dargelegt worden ist.

Als man den Kreis aus Sarsensteinen, also aus den größten dort verwendeten Megalithen, zu bauen begann, war die Linie der 16-stündigen Nacht zwischen Old Sarum und Salisbury Cathedral angekommen. Ein kurzer Rückblick: Die innere 99°-Linie ist mit namhaften Bauwerken gut bestückt. Sie muss aber zum Zeitpunkt der Einmessung leer gewesen sein. Diese Bauwerke können nicht per Zufall so geradlinig im Winkel von 99° aufgereiht vorhanden gewesen sein. Sie sind, wie Stonehenge auch, erst durch die Einmesslinie entstanden. Und zwar erst nach beendigter, erfolgreicher Einmessung, sonst hätten die Stätten auf dieser Linie gar keinen Sinn. Bringt man auch die Entstehung Old Sarums mit der geographischen Lage der 16-stündigen Nacht in Verbindung, dann wurde es rund 130 Jahre vor Stonehenges letzter Ausbaustufe, eben dem Sarsenkreis, erbaut. Das eventuelle prähistorische Vorgängerbauwerk der Kathedrale von Salisbury wäre rund 100 Jahre nach Errichtung des Sarsenkreises entstanden. (Es besteht bei der Datierung all dieser Bauwerke durch die Radiokarbonmethode nach *English Heritage* ein Unsicherheitsfaktor von mehreren Jahrhunderten in beiden Richtungen.)

Es hat den Anschein, dass der sich verändernden Lage der 16-stündigen Nacht doch große Bedeutung zukam und dies mit weiteren Bauwerken entlang der 99°-Linie unterstrichen wurde. Als die Linie der 16-stündigen Nacht auf ihrem Weg nach 39,5 km die Kanalküste bei dem frühzeitlichen Fort Highcliff Castle erreichte, dem südlichsten Punkt der 99°-Linie, schrieb man das Jahr 200 n. Chr. Das unterstreicht gewissermaßen auch der Name der Stadt, die sich heute dort befindet: Christchurch.

Legende

BW = Baden-Württemberg
 MH = Messhof = keltische Viereckschanze
 MH-L = Messhof (keltische Viereckschanze), per Luftbild erfasst
 SSW-Linie = Sommersonnwend-Linie
 WSW-Linie = Wintersonnwend-Linie

Aschermittwoch = ash wednesday

* Ashley, Ashes, Ashford; Aschheim, Aschering: Da für das zugehörige lat. ara "Altar" eine Grundbedeutung "Brand(opferaltar)" vorauszusetzen ist, richtet sich der Blick auf den urzeitlichen Aschenplatz als Opferstätte.

Asch = Gefäß, Schüssel, Becken - aber auch: Boot

Asche = ashes pl.

Esche = ash(tree); nach Kluge ist die Esche ein Charakterbaum der Urheimat gewesen.

Gallaweiher - Galla-, Galler-, Gollen(berg): wurzelverwandt mit gelb, Gold, glühen bzw. mit griech. chole, cholos, ist doch die Cholera die Gallenbrechruhr.

Literatur

- Ahnerts Kalender für Sternfreunde, Kleines astronomisches Jahrbuch (1994); Leipzig · Berlin · Heidelberg
- Amann, Peter (1997): "Die Landschaft als keltischer Kalender"; in: ZS 9 (1) 8-30
- (1998): "Blauen-Berge und eine keltische Mondstraße. Mondobservatorien zur Landvermessung?"; in: ZS 10 (1) 40-64
- (1999a): "Das Netz der Sonnwendlinien. Keltische Oppida und Messhöfe im süddeutschen Raum"; in: ZS 11 (1) 37-63
- (1999b): "Die Archivierung der keltischen Leuga in der Landschaft"; in: ZS 9 (4) 560-578
- (2003): "Konnten Druiden Längengrade bestimmen?"; in: ZS 15 (1) 70-99
- Bittel, Kurt / Schiek, Siegwalt / Müller, Dieter (1990): Keltische Viereckschanzen. Atlas archäologischer Geländedenkmäler in Baden-Württemberg; Stuttgart
- English Heritage* (?1995): Stonehenge und benachbarte Denkmäler; London
- Fester, Richard (1974): Protokolle der Steinzeit. Kindheit der Sprache; München
- Führer zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern. Band 3 (Römisch-Germanisches Zentralmuseum Mainz, 1965): Mannheim / Odenwald / Lorsch / Ladenburg; Mainz
- Herrmann, Roland / Callies, Helga (1981): Archäo-Astronomie in Hessen noch heute; in: Sterne und Weltraum 20 (9)
- Hitching, Francis (1982): Die letzten Rätsel unserer Welt. Das große Buch der Phänomene; Frankfurt/Main
- Illig, Heribert (1997): "Prähistorisch-christliche 'Netzwerke'. Kultkontinuität in Europa"; in: ZS 9 (1) 38-49
- Kluge, Friedrich (²¹1975): Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache; Berlin
- Möller, Jens Martin (²¹1992): Geomantie in Mitteleuropa - Kraftlinien und Energiezentren in Süddeutschland; Braunschweig
- Schwarz, Klaus (1959): Atlas der spätkeltischen Viereckschanzen; München

Die Debatte der Schweigsamen

Heribert Illig zum "Schwachsinn" des frühen Mittelalters

Frohes Karlstreiben

Die Karlologie brummt vor Emsigkeit. Fangen wir bei unserem Bericht ganz oben an. Nicht bei Karls Schädeldecke, sondern noch weiter oben. Am 24. März geruhte der frühere Karol Wojtyla, einen Sonder-Karlspreis entgegen zu nehmen. Damit haben die Initiatioren dieses Polit-Events die Decke erreicht. Oder sollten sie nach dem Stellvertreter auch noch Gott selbdrift diesen Preis antragen? Es wird also von nun an mit dem Karlspreis bergab gehen. Die Absurdität ist ohnehin kaum überbietbar: Da ist ein "Staatsverbrecher katexochen" [Deschner 1994b, 68] von einem Gegenpapst heilig gesprochen worden, was Rom nie akzeptiert hat – und dann akzeptiert Papst Johannes Paul II. einen Preis, der diesen seltsamen Heiligen für ganz Europa im Wappen führt.

Am selben Tag wurde über diesen Karl hart diskutiert. Michael Borgolte [2004] erregte sich mit *Kein Platz für Karl* über den Nestor der Mediävistik, Jacques Le Goff, und dessen neues Buch über *die Geburt Europas im Mittelalter*. Denn Le Goff scheint den Kaiser vom Platz zu weisen:

"So verweigert er dem Kaisertum Karls des Großen seinen Platz in der europäischen Geschichte. Karls Unternehmen sei ein 'fehlgeborenes Europa', eine 'nationalistische Tat', der erste aller gescheiterten Versuche, 'ein Europa unter der Herrschaft eines Staates oder eines Reiches zu bauen. Das Europa Karls V., das Europa Napoleons und das Europa Hitlers waren de facto antieuropäisch, und in den Bestrebungen Karls des Großen ist bereits etwas von diesen Plänen angelegt, die dem wahren Europagedanken widerstreben.'

Ein Essayist, der als Historiker ernstgenommen werden will, darf so nicht argumentieren, weil es nicht angeht, aus der Geschichte zu verbannen, was einem nicht gefällt."

Borgolte kann hier als Historiker nicht mehr ernst genommen werden. Er scheint tatsächlich zu glauben, Le Goff habe – genauso wie der von Borgolte mit einem Schweigegebot geächtete Urheber dieser Zeilen – dem Überkarl seinen Platz in der Geschichte verweigert. Dabei bringt Le Goff nur eine andere Gewichtung von angeblicher Person und Leistung; er spricht sich dagegen aus, dass sich EU und Karlspreiskomitee auf einen "Krieger, Eroberer, Mörder und Räuber im größten Ausmaß" berufen [Deschner 1994a, 498].

Kein Wunder, dass die Forscher immer genauer wissen wollen, was da in Karls Hirn vorgegangen sein mag. Zu diesem Behufe wird derzeit Karls

Schädeldecke untersucht, die in der Aachener "Karlsbüste" enthaltene Reliquie. Bald werden wir wissen, ob Schädelkalotte und die Knochen im Karlsschrein von demselben Menschen stammen. Dessen Statur ist immerhin bekannt: einst 1,82 m groß, stämmig, mit auffallend feinen, schlanken Händen [dpa 2004]. Das sollte Johannes FRIED zu denken geben, der televisionär den Unsinn vertrat, wegen ständigen Schwertführens habe Karl nicht die Feinmotorik für den Schreibvorgang ausbilden können [vgl. Martin 100].

Die Zunft hielt in Washington D.C. das dritte *Medieval History Seminar* ab, bei dem entstehende und fertig gestellte Dissertationen diskutiert werden. Dabei wurde in Anwesenheit von FRIED festgestellt, dass mehrere Geschichtswissenschaftler "ihre historiographischen Quellen konsequent als Fiktionen verstanden" [Feuchter]. Olaf SCHNEIDER zeigte

"in einer eingehenden Analyse der Überlieferungsschichten, wie das bei Erzbischof Hinkmar von Reims (9. Jh.) gegebene negative Bild eines angeblichen Doppelbischofs Milo des 8. Jhs. entstanden sein dürfte. In der Diskussion herrschte Übereinstimmung, daß das 9. Jh. mit derartig 'gefälschten' historischen Texten durchsetzt sei, die zutreffender als 'fiktionale' anzusprechen seien" [ebd.].

Markus Späth befasste sich mit dem

"neuen kulturellen Gedächtnis", das sich die Abtei San Clemente a Casauria am Ende des 12. Jhs. zulegte und gleichsam multimedial in Skulptur, Architektur und Buch ausstellte, zudem in jedem Medium jeweils unter Verschränkung von Bild und Text. Die Diskussion kreiste besonders um die Frage, wie in der Chartularchronik von S. Clemente mithilfe von 'alten' Schriftbildern die Authentizität der enthaltenen Urkundenabschriften erzeugt wurde" [ebd.].

Weniger progressiv ging es in Rom zu, wo im Februar eine Gemeinschaftsveranstaltung des *Istituto Italiano per il Medioevo* und des *Deutschen Historischen Instituts* "Forschungsstand und Perspektiven der deutschen Mediävistik" vorstellten. Da wurde etwa lang und breit von Michael MATHEUS erläutert, dass eine Epochengrenze um 1500 nicht immer brauchbar und sinnhaft sei [Johrendt 2]. Progressiv gab sich Gerd ALTHOFF mit seinem Vortrag: "Die deutsche Mittelalterforschung und der performative turn". Dabei geht es um die Annahme, dass

"Phänomene der sozialen Wirklichkeit durch symbolisches Handeln nicht nur abgebildet, sondern überhaupt erst hervorgebracht werden" [ebd., 3].

Derartige Analyse lässt anhand ritueller Handlungen die Königsherrschaft in manchem Bereich in einem neuen Licht sehen. Wir sind gespannt.

Der öffentliche Vortrag von Rudolf SCHIEFFER über "Die Erschließung der

Quellen. Alte Probleme und neue Entwicklungen” bildete nicht nur den Abschluss der Tagung, sondern geradezu den Schwanengesang auf eine untergehende Disziplin. Denn die originale Urkunde verliert zunehmend an Wertschätzung, neue Editionen verstehen sich nicht mehr von selbst, sondern müssen erst legitimiert werden:

“Sind wir, ungewollt zumindest, auf dem Weg zu einer historischen Mediävistik, die Quellen bloß noch aus gedruckten Büchern (bzw. deren elektronischen Derivaten) kennt und für ihre Debatten hinreichende Stimulanz in der aus den immer gleichen Quellen geschöpften Literatur zu finden glaubt?”

Insgesamt läuft die mediävistische Zunft zunehmend Gefahr, daß die kritische Aufbereitung eines Quellenbestandes immer mehr zu einer Sache hochgradiger Spezialisten wird, die am Rande und nicht im Zentrum der Fachwelt stehen. Wozu diese Tendenzen führen, sieht man an Fälschungsverdikten, die teilweise mit einer ‘ziemlich irritierenden Leichtfertigkeit’ gefällt werden” [Johrendt 7].

So wird der Präsident der *Monumenta Germaniae Historica* zitiert, der fassungslos zuschauen muss, wie er selbst mit seinem geballten Wissen (angeblich hat er sich für das frühe Mittelalter entschieden, weil er den gesamten einschlägigen Urkundenbestand selbst lesen konnte) aus dem Zentrum seiner Zunft gerät, die sich doch ein für allemal durch den direkten Blick auf das geliebte Pergament definieren sollte. Wehe, wehe – dereinst werden selbst Archäologen mitreden und die Quellen kritisieren dürfen ...

Doch bis dahin ist der Weg noch weit, treibt doch Karl vielerorts und mannigfach sein Wesen. So feierte das Gymnasium *Carolinum* in Osnabrück im Januar sein 1200-jähriges Bestehen. Zwar glaubt niemand mehr der Urkunde von 804: zwar kann ein Schulleiter als Beweis für das Alter nur die “historische Rekonstruktion von Wahrscheinlichkeiten” anzubieten – aber wenn zwei überaus ehrwürdige Lehrstätten um das Eichenlaub wetteifern, dann rechtfertigen sie sich auch schon mal mit Karls *Admonitio generalis* von 789, wie der Osnabrücker Schulleiter Helmut Brandebusemeyer. Denn sonst bliebe seine Erziehungsanstalt auf immer sieben Jahr hinter dem *Paulinum* in Münster zurück [Loy]. Dabei weiß man in Osnabrück, dass die eigene Schule eigentlich noch ein Jahrzehnt älter ist, weshalb man sich in aller Bescheidenheit “Älteste Schule Deutschlands” nennt. Schließlich kann Münster nur einen Indizienbeweis für seine Gründung von 797 anführen und ist einmal umgezogen. In Osnabrück dagegen verweist man auf “die Beständigkeit des Ortes und die lückenlose Dauer in der Zeit” [Orzessek]. Das Schulmotto bezieht sich in jedem Fall auf die *Admonitio*: “das Fehlerhafte verbessern, das Unnütze beseitigen und das Richtige bekräftigen”. Ergo: Karl auf immer.

Mittlerweile hat Ihn auch die Betriebswirtschaft als großes Vorbild aus der Rubrik 'Heilige' erkannt. Sie weiß ganz genau:

"Karl beherrschte vollendet die Kunst der Menschenführung und Delegation. Der ganze Regierungsapparat bestand im wesentlichen aus wenigen Dutzend Fachleuten, die nach Kompetenz ausgewählt wurden und einen weiten Handlungsspielraum hatten. Der Kaiser vertraute seinen Mitarbeitern, belohnte Leistung und ging mit seinen Ratgebern bei Hofe fürsorglich um. Mit einem Wort, das Betriebsklima stimmte. [...] Entscheidungen fielen zügig. Der Instanzenweg war kurz. Der Kaiser gab präzise 'Anweisung, was alles am Tage getan oder den Beamten aufgetragen werden sollte.'" [Glogowski]

So muss es sein, wenn ein Heiliger das Staatsruder führt. Da stört dann auch nicht, dass die Herren mit dem "weiten Handlungsspielraum" täglich vom Kaiser präzise Anweisungen bekamen – also gewissermaßen mit der ganz langen Laufleine hart an der Kandare geführt wurden. Die Wirtschaft wird auch diesen Widerspruch in sich beherzigen. Das wird noch einfacher, wenn ein Rat befolgt wird, den Marie-Theres Fögen auf dem *Brackweder Arbeitskreis für Mittelalterforschung* (Bielefeld) erteilte:

"die humanistische Tradition, das Individuum mit seinen Intentionen und Handlungen, auf den methodischen Sperrmüll zu geben und stattdessen Evolutionstheorie zu studieren" [Jostmann].

Der Kommentar schlug in dieselbe Kerbe:

"Das einfache Schema der Geschichtsschreibung – etwas ist so, weil Menschen vorher dies oder jenes getan haben – überzeugt in den Nachbarwissenschaften schon lange nicht mehr. In der unübersichtlichen modernen Gesellschaft wirkt es naiv" [ebd.].

Bei solchen Tiefschlägen lohnt es, für die Mediävistik etwas Neues und ganz Handfestes nachzutragen. In Ingolstadt ist eine bronzene Gewandschließe aus der zweiten Hälfte des 8. Jhs. ausgegraben worden. Wie schon in Augsburg lockert der ersehnte Fund die bis dato korrekt geführte Zunge und lässt sie die bekannte Fundleere preisgeben [vgl. Illig/Anwander 125]:

"Damit hätten die Historiker den langersehnten Beweis gefunden, dass Ingolstadt der 'Herrenhof' des Königsgutes Karls des Großen war, teilte die Pressestelle der Stadt mit. Die Ausgrabungen bei der Moritzkirche galten als eine der letzten Möglichkeiten, dem alten Königsgut in der Altstadt auf die Spur zu kommen. [...]"

Die ersten Grabungen in der Altstadt begann das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege 1986. Obwohl die Untersuchungen wichtige Erkenntnisse zum spätmittelalterlichen Ingolstadt lieferten, fehlen bis heute die Hinweise auf die Zeit Karls des Großen. Die Qualität der nun gefundenen Gewandschließe weist darauf hin, dass ihr Besitzer der gehobenen

Gesellschaftsschicht angehörte und somit auch Kontakte zum Königshof des Frankenreichs gehabt haben dürfte. Die Archäologen hoffen nun, bei weiteren Ausgrabungen auch Hinweise auf die Lage des Herrenhofes zu finden" [dpa 2003].

'Knallhart' wäre eine unpassende Verniedlichung für diese unbestechliche Art faktenorientierter Beweisführung.

P.M. ignoriert das Schweigegebot

Von altem Schrot und Korn ist die neue Erkenntnis von Matthias BECHER, dass Karl der Große nicht 742, nicht 743 und schon gar nicht 747 geboren sei, wie *Vita Karoli Magni* oder *Annales Petaviani* widersprüchlich berichten. Er plädiert als erster für 748, wobei die Begründung erkennbar knirscht. Zwar wissen alle, die den *Reichsannalen* Glauben schenken und sie der ersten Hälfte des 9. Jhs. zuordnen, dass dort das Jahr am ersten Weihnachtsfeiertag beginnt – doch Karls Geburt habe man nach einem an Ostern beginnenden Jahr gerechnet, weshalb sich die 747 in 748 wandeln. Gemäß BECHER hätte der Überkaiser sein Riesenspensum in nicht einmal 66 Lebensjahren bewältigt. Das ist überwältigend [Bendl 67].

Die frohe Kunde findet sich in demselben P.M.-Themen-Heft über *Leben im Mittelalter*, das einen Artikel über die erfundenen Jahrhunderte bringt, die dem dortigen Titel nach bereits verschwunden sind. Es kommt die ganze Reihe der Gegner gebührend zu dem Wort, das sie eine ganze Zeitlang verloren hatte. An der Spitze ein vertrauter Name [Zitate Berndorff 88-91]:

„Johannes Fried, Professor für mittelalterliche Geschichte an der Universität Frankfurt am Main, entrüstet sich: »Fast alles, was Illig behauptet, ist Schwachsinn.« Viele seiner Kolleginnen und Kollegen pflichten ihm bei. Ihre Kritik beginnt damit, dass Illig in seinen Büchern falsch oder ungenau zitiere. Zudem lasse er wichtige Geschichtswerke unbeachtet.“

Wir haben noch in Erinnerung, dass FRIED 1995 als erster mein anstößiges Buch in die Diskussion gebracht hat [Fried 1996; vgl. Illig 1996b]. Damals schilderte er in ganzen Frage-Kaskaden, wie schwer meine Gedankengänge zu widerlegen seien, wenn man sie nicht als gefährliche, negative, illusionäre Phantasie abtue, wie er es dann getan hat. Nun schlägt seine jetzige, vernichtende Wertung sehr schnell auf seine eigenen, so mühsam von den meinen unterscheidbaren Gedanken zurück.

Und die werten KollegInnen haben meine Zitationen geprüft? Es gab einzig und allein die maßlose Erregung von Sven SCHÜTTE über eine verdruckte Jahreszahl im 22-seitigen Literaturverzeichnis des *Erfundenen Mittelalters* (s.u.). Apropos; Die von Berndorff anschließend beklagte falsche "Null" bei Beda Venerabilis ist im zweiten Buch richtig gestellt worden, während es die

Gegenseit nicht wagt, auf die anderen Ungereimtheiten bei Beda einzugehen [vgl. Illig 1999a, 125 ff.].

SCHIEFFER verteidigt Einhard, als hätte dieser Unterhaltungsliteratur für gelangweilte Ehefrauen schreiben müssen:

“Aber man darf diesen Quellen auch nicht unseren heutigen Ansprüchen gemäß eine korrekte Dokumentation abverlangen.” [Berndorff 88]

Dann wird er offensiv: Ihm fehlen Antworten zu Langobarden und Byzantinern, zur Ausbreitung der Slawen, zu der des Islam. Dass es sehr wohl Antworten zum Islam und erstmals eine Erklärung für das 300-jährige Dahindümpeln führungsloser Slawen gibt, hat er leider nicht gelesen.

Bei Berndorff gehen nun FRIED, Dieter HÄGERMANN und SCHIEFFER auf die Fälschungen ein und bleiben dabei, dass

“wir mit absoluter Sicherheit Originaldokumente aus der angeblichen Phantomzeit identifiziert [haben], zum Beispiel von der Frankfurter Pfalz”.

Wie lange mag die absolute Sicherheit noch halten, wenn KÖLZER mit der Prüfung beginnt? Die fehlenden Steine aus Frankfurt kann der Archäologie Harald KOSCHIK zwar nicht motivieren. Er vermisst auch wegen der Christianisierung Grabfunde.

“Dennoch haben wir zum Beispiel bei Ingelheim eine Fülle von karolingischen Funden, wie etwa Münzen gemacht, zudem Pfalzen, Klöster und Kirchen in ganz Mitteleuropa ausgegraben” [Berndorff 89].

Wir erinnern uns an den einzigartigen “karolingischen” Aquädukt und die einzige Münze von Ingelheim, jenen rätselhaften Golddenar [vgl. Illig/Lelarge 2001]; wir erinnern uns daran, dass kein einziges karolingisches Kloster ausgegraben worden ist, sondern nur der fiktive Plan von St. Gallen vorliegt [vgl. Hoffmann 1995]. In der Kreisstadt Erding habe ich kürzlich darauf hingewiesen, dass auch in diesem vielleicht pfalzreichsten Landkreis der Bundesrepublik kein einziger Stein einer Pfalz gefunden worden ist, genauso wenig wie von all den anderen agilolfingischen und karolingischen Pfalzen Bayerns [vgl. Illig/Anwander 2002, 99-103].

Sven SCHÜTTE ersetzt sämtliche Pfalzen, indem er ein kleines Beil mit gezählter Schneide präsentiert, das “die Ottonen nicht mehr benutzten”, und reklamiert eine angebliche Sensation [Berndorff 89]:

“Niemand weiß, ob die Kuppel [des Aachener Oktogons] tatsächlich massiv ist, weil bislang keiner ins Innere des Steins geschaut hat. Darum kann sie sehr wohl nach byzantinischer Art, nämlich hohl gewölbt sein.”

Eine lächerliche Aussage für einen Archäologen und Bauhistoriker, der seit Jahren im Aachener Dom arbeitet. Kennt er nicht einmal die aktuelle Untersuchung des Oktogons mit indirektem Radarverfahren? Sie ist 2002 von Gabriele Patitz und Bernhard Illich publiziert wurden, also kein Geheimpa-

pier. Damals hat man eine relativ homogen gemauerte Kuppel aus grobem Gestein und sogar Steinlagestörungen an zwei Stellen der Kuppel festgestellt [Patitz/ Illig; vgl. Illig 2003, 398]. Gewollt naiv imaginiert SCHÜTTE eine byzantinische Kuppel oder sogar eine Kombiwölbung – außen Stein, innen byzantinische Tonhohlkörper – die den einzigartigen Bau zu einer Steigerung von Singularität machen würden, da nirgends sonst so etwas gebaut worden ist. Diesem Mann fehlt einfach das Fachwissen. So wurde er im Jahr 2000/01 von Michael TOCH gerügt, weil er “per Zirkelschluß eine sonst nicht nachweisbare Kontinuität jüdischen Lebens in Köln postuliert” habe. Dies geschah durch die “reine Behauptung” einer

“angeblich seit dem 4. Jahrhundert und kontinuierlich über die Merowingerzeit bestehende[n], in der Karolingerzeit dann neu aufgebaute[n] Prachtsynagoge, um die sich auch noch ein ganzes ‘jüdisches Viertel’ gebildet haben soll” [Toch 2001, 12 f].

Wenn es bei Bernsdorff [89] gleich weitergeht mit Dendrochronologie und den Brettern des “Aachener Karlsthron”, dann darf neuerlich an SCHÜTTE und seine überaus prompte Erfindung des “Karlsthrons” für die Ausstellung “Krönungen” in Aachen, anno 2000, gedacht werden, den ‘böse’ Dendrochronologen wie E. HOLLSTEIN und B. BECKER rund dreißig Jahre zuvor zum Ottothron degradiert hatten:

“Zur Sicherheit waren an dieser Untersuchung mehrere Analytiker, Dendrochronologen und Radiokohlenstoff-Forscher beteiligt. Statistiker rüttelten die Kurven – und siehe da: Der große Karl darf wieder Platz nehmen” [Schütte 2001; vgl. Illig 2001].

Skeptiker können sich dieses Rütteln und Schütteln vorstellen. Deswegen erwarten alle am Aachener Dom Interessierten SCHÜTTES Monographie über den Aachener Thron. Sie ist seit Frühjahr 2000, also seit vier Jahren angekündigt, aber nicht erschienen, wie nicht nur in Aachen beklagt wird [Georgi 2004, 120]. SCHÜTTE hat mir allen Ernstes bei meinem Vortrag in Köln vorgeworfen (12. 4. 2000 [vgl. Illig 2000b, 476-480]), seine Arbeiten zum Thron zu ignorieren. Als ich ehrlich bekannte, dass sie mir unbekannt seien, teilte er der erstaunten Corona mit, dass sie in wenigen Monaten erscheinen würden. Es blieb bis heute beim Konjunktiv. Insofern wird es nun Zeit, auf die Rolle hinzuweisen, die jener Kölner Lokalmatador spielt. Die damalige Veranstaltung war ein nur teilweise geglücktes Ränkespiel. Zwar fiel Moderator Johannes Lehmann zu meinem Vortrag lediglich viermal die gleiche Frage nach dem Sinn von Grundlagenforschung ein (‘Was nützt uns, was Sie im frühen Mittelalter erforschen?’), aber dann ließ er dem anonym bleibenden SCHÜTTE alle Zeit der Welt für seine wütenden Invektiven. Doch die anschließende Veröffentlichung des ‘Skandals’ hat nicht geklappt. Denn der *Kölner Stadtanzeiger* war

zwar vertreten, bedauerte aber vorab, keinen Platz für die Vortragsankündigung gefunden zu haben; danach berichtete er nichts über die 'SCHÜTTE-Show'. Daraufhin brachte SCHÜTTE seine Version beim vielleicht härtesten Beschimpfer der Phantomzeitthese auf die home-page, ein für einen Wissenschaftler und Forscher eher peinlicher Schritt.

Mehr Aufmerksamkeit als dieses üble Rütteln und Schütteln darf in dem P.M.-Themenheft neben Burghart SCHMIDT der Dendrochronologe Mike BAILLIE aus Belfast erwarten, der seit Jahren das frühe Mittelalter mit Baumringen verteidigt:

"Jahresring-Chronologien verschiedenster Regionen in Deutschland, Irland, England, Holland, Frankreich und den USA, datiert von verschiedenen Forschern, zeigen bis in die Römerzeit zurück völlige Deckungsgleichheit. Da bekommt man nicht einmal eine Phantomzeit von wenigen Jahren unter" [Bernsdorff 89].

Wenn dem wirklich so wäre, bräuchte es die verschiedenen Jahresring-Chronologien gar nicht. Ursprünglich glaubten ja die Dendrochronologen, mit der Standardsequenz für die kalifornische Borstenkiefer läge bereits ein weltweiter Maßstab vor. Erst als sich zeigte, dass diese Sequenz in Europa nicht weiterhilft, wurden und werden hier immer neue Eichensequenzen für immer kleinere Regionen erstellt, um weitere Hölzer leidlich befriedigend datieren zu können.

FRIED äußert in dem P.M.-Heft einmal mehr die obsoleete Meinung, es genüge, dass Gregor XIII. 1582 seine Reform auf das Konzil von Nicäa, 325, bezogen habe [vgl. Illig 1999b, 619 f]. Natürlich steht das in der Bulle von 1582, stimmt aber trotzdem nicht. Weil ich Cäsars Reform mit guten Gründen präferiere [vgl. Illig 2000a, 142-145], giftet er: "Doch das stimmt nicht, und Illig weiß das genau." Da er alle einschlägigen Hefte der *Zeitensprünge* bekommt, könnte FRIED genau wissen, dass Gregor-Nicäa nicht trägt. Vielleicht wird er wenigstens den Artikel von Werner FRANK im kommenden Heft lesen, der diesen Tatbestand noch besser ausleuchten wird.

Schwach besetzt ist bei diesem 'Anti-Phantomzeit-Forum' die Archäoastronomie. Franz KROJER gesteht zu, dass sein Buch gescheitert ist: "Den unumstößlichen mathematischen Gegenbeweis gibt es nicht" [Bernsdorff 89]. Er akzeptiert nun wie Dieter B. HERRMANN meine Argumentation, dass die historischen Quellen oft unpräzise Angaben machen, die Kometen nicht identifizierbar sind und über 200 von rund 250 in der Antike erwähnten Sonnenfinsternisse "zeitlich und räumlich ungenau oder falsch beschrieben sind". Gleichwohl ist sich HERRMANN immer noch sicher:

"Illigs These bietet die mit Abstand unwahrscheinlichste Erklärung für die Widersprüche in den geschichtlichen Quellen."

Außerdem gebe es

“in der Astronomie genügend Beispiele, die unsere gewohnte Zeitrechnung und damit die Existenz des frühen Mittelalters bestätigen.” [beides Bernsdorff 89].

Irgendwann wird er sie preisgeben; die Hoffnung währt. Doch wir erinnern uns, dass HERRMANN in fünf von sechs Anläufen mit seiner Beweisführung gescheitert ist und dass von all seinen Argumenten allein zwei Sonnenfinsternisdaten eines Bischofs Hydatius Bestand haben; allerdings sind sie in einen unwahrscheinlichen Kontext eingebettet [vgl. Illig 2000c, 677 f.]. Bernsdorff [89] weiß von all diesen Auseinandersetzungen nichts und schließt deshalb mit der Quintessenz:

“So scheint die Last der Indizien letztlich gegen die Phantomzeit zu sprechen. Heribert Illig bleibt trotzdem bei seiner These. Doch wenn er seine Kontrahenten überzeugen will, muss er wohl zunächst einmal deren Gegenargumente widerlegen.

Seit 1996 beschäftige ich mich mit der Vorstellung neuer Fakten genau so wie mit der Widerlegung aller Gegenargumente, wie schon die Literaturliste zu diesem Artikel beweist. Der Schwarze Peter liegt bei der Gegenseite, die sich allenfalls dann mit all diesen Fakten und Widerlegungen ein wenig auseinandersetzt, wenn sie von einem Journalisten dazu ‘gezwungen’ wird. Wo wäre auch nur eine Aussage zur Fundarmut in Bayern und damit pars pro toto in der gesamten Alten Welt? Vor eineinhalb Jahren vorgestellt, hütet sich die gesamte Zunft, einschließlich des hier befragten Harald KOSCHIK, Leiter des Rheinischen Amtes für Bodendenkmalpflege, irgendeine Stellung zu beziehen – die Ausnahme von der Regel bildete SCHIEFFER mit der paradoxen Begründung seines Schweigens (‘lieber blamiert als geantwortet’) [vgl. Illig 2003a, 399].

Aber das ist alles Vergangenheit. Wer diesen Heft liest, wird feststellen, dass die wesentlichen Momente der Phantomzeittheorie akzeptiert werden, nämlich Beseitigung archäologischer Lücken durch Kalenderverschiebung und Zeitensprungrechnungen von 300 Jahren im Mittelalter! In Verbindung mit der Einschätzung immer weiterer Urkunden als fiktional reicht dies aus, um in den nächsten Jahren ein völlig neues Bild von Mittelalter, Antike und Vorzeit entstehen zu lassen. Noch stehen die SCHIEFFERS und ihre aus Pergament geschnittenen Kulissen; doch eines Tages werden sie abgeräumt und dahinter wird das neue, offiziell akzeptierte Bild sichtbar werden.

Apokalyptisches Nachklappen

Eine schon fast versunkene Argumentation ist jetzt in einem Sammelband erschienen. Auf dem Apokalypse-Kongress, 2000 in Passau, sprach Thomas FRENZ über mittelalterliche Berechnungen des Termins von Weltende und

Weltgericht. Beim Vortrag nannte er nur einen Bezug zu meinen Gedanken ("die Zahl 297 haben wir heute schon einmal gehört"), doch diese Zahl taucht in der Druckfassung nicht mehr auf, dafür enthält sie nun zwei Argumente gegen die Phantomzeit. Zum ersten befand er [Frenz 113]:

"Da Gott selbst also der Schöpfer der Zeit ist, reiht sich jeder, die die Zeit zu manipulieren versucht, unter die Gegner Gottes ein und demaskiert sich als Vorläufer des Antichristen. Schon von daher käme also kein mittelalterlicher Herrscher auf die Idee, die Jahreszählung zu verändern. [Dazu Fn. 3:] Diese Bemerkung richtet sich selbstverständlich gegen die Thesen von Illig (vgl. seinen Beitrag oben und die Widerlegung durch Wurster). Sie bildet zwar an dieser Stelle keinen stringenten Beweis, verweist aber auf den grundsätzlichen Argumentationsfehler Illigs, dem Mittelalter moderne Denkweise zu unterstellen."

Der Einfachheit halber steht noch auf derselben Seite Frenz' eigenes Gegenargument.

"Und auch im Mittelalter hat man sich nicht mit dem Verbot des Evangeliums [nach dem Zeitpunkt des Weltendes zu fragen; HI] zufrieden gegeben. Die direkte Ermittlung des Weltuntergangstermins war zwar unzulässig, aber vielleicht ließ sich das Ziel auf indirektem Wege erreichen [Auf dem Umweg über das Alter der Schöpfung und die sieben Welttage; HI]. Natürlich ist das der Versuch, Gott übers Ohr zu hauen" [Frenz 113].

Was wäre also modern gedacht, wenn der Kaiser glaubt, dem Willen Christi zu entsprechen und zur rechten Zeit als sein irdischer Statthalter aufzutreten? Das würde kein Moderner denken, wohl aber ein mittelalterlicher Mensch. Zum Beispiel auch und gerade Joachim von Fiore, dessen Endzeitberechnung FRENZ vorgestellt hat. Von diesem Abt des kalabrischen Kloster S. Giovanni in Fiore wissen wir, dass er den Anbeginn des (dritten) Reiches, Zeitalters oder Status des Heiligen Geistes aufs Jahr genau prognostizierte. Dies bewerkstelligte er durch eine Parallelbetrachtung von Altem und Neuem Testament, bei der jeweils zwei Personen analog gesetzt wurden: Adam entspricht Christus (1. Generation), David dem Kaiser Konstantin (12. Generation), Antiochus Epiphanes dem Kaiser Heinrich IV. und so fort. Dabei setzt er für das Alte Testament die tradierten Lebensdaten, für das Neue Testament jede Generation mit 30 Jahren an.

Die 25. Generation bildet König Ezechias (Hiskija), dem Gott nach Intervention durch Jesaja bei schwerer Krankheit 15 Jahre über die Zeit schenkte; bekräftigt wurde das Geschenk durch den Schatten, den Gott am Hochaltar 10 Stufen nicht abwärts-, sondern zurücklaufen ließ [2Kön 20]. Dem nur bedingt entsprechend, fügte Joachim zehn zusätzliche Generationen ein, also 300 Jahre, die für die Zeit von 750 bis 1050 stehen. Nur mit diesem Trick blieb er

im Einklang mit dem AT, das 42 Generationen von Abraham bis Christus kennt. 42 Generationen à 30 Jahre ergeben für die Zeit nach Christus das Jahr 1260 als Status des Hl. Geistes, vor dem die Christen nach Joachims Tod (1202) zitterten.

Wie Frenz diesen Vorgang – *den Einschub von 300 Jahren in die frühmittelalterliche Geschichte!* – schildern und zugleich kritisieren kann, dass ein Einschub von 297 Jahren dem mittelalterlichen Denken zuwiderlaufe, bleibt sein Geheimnis.

Als zweiten Einwand weist FRENZ auf den Zeitunterschied zwischen *Vulgata* – 1.946 Jahre von Adam bis Abraham – und *Septuaginta* bzw. *Vetus Latina* hin, die 3.312 Jahre für dieselbe Zeitspanne verzeichnen. Bei dieser Rechnung “ergibt sich ein Schöpfungsdatum 5198 vor und ein Weltgerichtsdatum 802 nach Christi Geburt” [Frenz 116]. Die zugehörige Fußnote lautet:

“Also nicht 800 oder 801. Damit wird auch Illigs These hinfällig, das Fälscherduo Otto III./Silvester II. habe die Kaiserkrönung Karls des Großen auf den Beginn des 7. Jahrtausends plaziert.”

Doch nur ein paar Zeilen später erledigt Frenz auch seinen zweiten Einwand. Denn es gab damals zwei heilige Sprachen: Hebräisch und Griechisch und deshalb zwei Wahrheiten: *veritas hebraica* und *veritas graeca*.

“Andere Autoren kommen zu noch anderen Daten. Damit ist aber unser Versuch gescheitert, das Weltende zu berechnen”. [ebd.]

Ich habe mir die auf 800/01 lautende Rechnung nicht ausgedacht, sondern bei verschiedenen Autoren gefunden, ob bei Arno Borst, Claude Carozzi oder Benno Krusch [Illig 1999a, 132-139]. Borst bezieht sich u.a. auf Victorius von Aquitanien, einen Nachfolger des Hl. Hieronymus und Vorgänger von Dionysius Exiguus und damit auf einen der ältesten Computisten der Christenheit [Borst 741]. Wo es keine absolute Wahrheit gibt, darf sie auch Thomas FRENZ als Professor für Historische Hilfswissenschaften nicht für sich allein beanspruchen, zumal auch er nicht weiß, welcher der alten Koryphäen wann am meisten geglaubt worden ist.

Auf Herbert WURSTERS Referat gehe ich nicht mehr ein. Ihm als Diözesan-Archivar liegen vor allem die Urkunden am Herzen; dementsprechend verhaftet ist er dem Pergament. Beim Kongress selbst ließ er mir keine Zeit für eine sinnvolle Debatte; dafür bin ich ihm in dem Kongressband ausführlich entgegengetreten [Illig 2003b, 86-93]. In *Bayern und die Phantomzeit* [Illig/Anwander 2002] sind seine Kritikpunkte ‘Keramikfunde’ und ‘Entwicklung des Christentums’ ein weiteres Mal und in der notwendigen Ausführlichkeit behandelt worden. Selbst seine nachgeschobene dendrochronologische Kritik ist hier schon berücksichtigt [ebd., 127 ff].

Unterm Strich hat diese Zusammenfassung alter und neuer Kritik kaum etwas erbracht, was die Phantomzeitthese gefährden könnte. Ganz im Gegenteil: Frenz hat gezeigt, dass Joachim von Fiore im 12. Jh. einen **300-Jahres-Sprung** in jene Chronologie eingebaut hat, die im 13. Jh. dann von vielen Christen geglaubt und deren Zeitenwende von 1260 fieberhaft erwartet worden ist (Friedrichs II. vorzeitiger Tod verhinderte ein weiteres Aufheizen der allgemeinen Stimmung). Nimmt man hinzu, dass im Falle der Maya-Kultur die kulturelle Lücke zwischen Spät- und Postklassik durch eine Kalenderverschiebung beseitigt wird, also **ein archäologisches Defizit durch eine modifizierte Chronologie beseitigt wird** (s. S. 171), dann hat die herrschende Lehre mittlerweile genau jene Werkzeuge akzeptiert, die von der Phantomzeitthese seit 1991 benutzt werden. Das wirkt wie Zustimmung ohne Bewusstsein dessen, was geschieht.

Ein Neuanfang von Martin Neusel

Während die Zunft verzweifelt – mal schweigend, mal lautstark – all die Löcher zu schließen versucht, durch die der Zweifel das Lehrgebäude zerfrisst, hat mit Manfred NEUSEL ein mir Unbekannter einen eigenen Entwurf für die Phantomzeit [2004] vorgelegt, nämlich eine Version von ca. 220 Streichjahren. Er beschränkt sich bei seinen Überlegungen auf das Rhein-Main-Gebiet und kümmert sich zunächst um den archäologischen Befund. Bei ihm findet er die sicheren Grenzen bei 640/50 und 860/70 [Neusel 46]. Dabei stützt er sich etwa auf eine Münze des Heraclius (610–641), die als Bestandteil eines Rings im Gräberfeld von Pfahlheim bei Ellwangen aufgefunden worden ist [ebd. 49]. Bauten spielen bei seinen Überlegungen ebenfalls eine wichtige Rolle: Er untersucht die Pfalzkirche von Frankfurt, deren Bau bislang bei 670/80 gesehen, von ihm aber als Pfalzkirche Ludwigs († 876) interpretiert wird, oder den ersten Dom zu Worms, der über dem Estrich einer römischen Markthalle, aber unter dem Fußboden des Doms aus dem frühen 11. Jh. nachgewiesen worden ist. Die einstige Kirche von 45 x 22,5 m Grundfläche wird Dagobert II. (erste Hälfte des 7. Jhs.) zugeschrieben (s. u.!), wo er für Neusel, aber nicht bei den Eckjahren 614|911 bleiben kann. Es geht ihm auch um die Justinuskirche in Höchst, Frankfurts älteste erhaltene Kirche, deren dendrochronologische Datierung auf 850 ebenfalls gültig bliebe [Neusel 58].

NEUSELS Ansatz wird durch personelle Gleichsetzungen gestützt, die bislang bei der 297-Jahres-Lücke zu wenig vorgestellt worden sind. Auslöser ist eine späte Bestattung auf dem Reihengräberfeld Griesheim, die bei 650 gesehen wird (danach sei auf dem Kirchhof in der Ortsmitte bestattet worden). Doch der Tote hielt einen Carolus-Denar in der Hand, den angeblich Karl d. Gr. Ende des 8. Jhs. prägen ließ.

Herkömmliche Genealogie		Neusels Abfolge [56]	
Pippin I., d. Ä.	– 640	Pippin (I.)	– 640 / 858
Pippin II., d. M.	– 714		
Karl Martell, dessen Sohn	– 741	Karl Martell, dessen Sohn	– 655 / 877
Pippin III., dessen Sohn	– 768		
Karl d. Gr., dessen Sohn	– 814		
Ludwig d. Fr., dessen Sohn	– 840		
Karl d. Kahle, dessen Sohn	– 877	Karl Martell/d. Kahle	– 655 / 877

Aus der Wortbedeutung “Kerl, Geliebter” für “karal” leitet NEUSEL ab: Karl Martell war nicht der Sohn des zweiten, sondern des ersten Pippin, und er war der Geliebte einer merowingischen Königin So

“drängt sich der Gedanke auf, die beiden Chlodwigs (gest. 657/876 [der Merowinger Chlodwig II. und der Karolinger Chlodwig, König von Italien]) einerseits und die Karls andererseits (gest. um 657/877) seien jeweils identische Personen. Spalteten Chronisten einen historischen Karl in den Hausmeier ‘Martell’ (= Hammer), den “Großen”, den “Kahlen” und den “Dicken”? [Neusel 55].

Der Vorteil einer kürzeren Streichzeit ist selbstverständlich die geringere Beweislast, geringere Sprungweite und damit ähnlichere Zeiten sowie vermehrte Realnamen. So bleiben nun Chlothar von Franken bis zu seinem Tod (629 / 855), dessen Sohn Dagobert († 639 / um 860/65) und dessen Sohn Chlodwig († 657 / 876?) erhalten [N. 58]. Zur welfischen Genealogie kann NEUSEL [67] ebenfalls einen Vorschlag machen:

Traditionelle Genealogie		Welfen-Sagen	Neusels Genealogie
Warin, † 790	Welf I., † um 876	Warin Welf	Warin Welf, † 876
Isenbart, † 806	Eticho, † um 907	Eticho Isenbart	Eticho Isenbart, † 907
Judith, † 843	Heinrich, † 934	Heinrich Welf	Heinrich Welf, † 934
(Ludwigs d. Fr. Frau) (mit d. gold. Wagen) und Judith Welf		und Judith Welf	und Judith (Schwester)

Selbstverständlich können solche Bezüge auch bei einer längeren Phantomzeit konstruiert worden sein – sie sind kein wirklich trennscharfes Kriterium. Interessant ist die neuerlich gezeigte Abhängigkeit zwischen Lorscher Evangeliar (um 810 eingestuft) und dem Gero-Codex von 965/70, diesmal an einem zweiten Bildpaar (ZEISING hat hier bereits das Nötige im Vergleich beider Codices gesagt, als er wegen der Darstellung des Evangelisten Johannes das Lorscher Exemplar in der ottonischen Zeit angesiedelt hat [Zeising 473 f]. NEUSEL [71] plädiert dafür, das Lorscher Evangeliar als praktisch gleich alt bei

965 anzusetzen. Da meine Einschätzung auf 980 zielt, zeigt sich, dass die Untersuchungen Hand in Hand gehen und im Neuansatz dicht beieinander liegen. Auf derselben Seite erwähnt NEUSEL [71] die Einhard-Basilika zu Steinbach bei Michelstadt und ihre Weihe von 827. Für ihn ist Abt Udalrich (1056–75) der erste Bauherr, weil die Sentenz – er “stellte das Klösterchen in Michelstadt wieder her, das 253 Jahre lang verödet war” – nur auf den Erbauer, nicht auf den Restaurator verweisen kann, sonst wäre die Kirche schon vor ihrer Erbauung verödet gewesen.

Zu kritisieren ist die Hinnahme der bisherigen Datierungen für die Reihengräberfelder bis 640/50 und für die Wandmalerei der Kirche von Mals im Vintschgau “um 881”. Damit wird nach meiner Ansicht ein zu knapper Rahmen abgesteckt, wie die vielen Beobachtungen zwischen Island und China bestätigt haben [vgl. Illig 1997a; Weissgerbers zahlreiche Beiträge in dieser Zeitschrift etc.] oder wie Tamerl [113] im Falle Mals und Müstair zu Recht bestritten hat. Auf Bayern übertragen müssten dann wohl die Reihengräberdatierung bis “kurz nach 700” erhalten bleiben, womit sich die Phantomzeit um weitere 60/70 Jahre reduziert hätte. Doch ein ‘kleingemachtes’ Phänomen verschleiert nur das Problem. Zum Wormser Dom ist nachzutragen, dass in Carlrichard BRÜHLS Sicht

“eine Kirche errichtet wurde, die unzweifelhaft in merowingische Zeit, wahrscheinlich in das späte 6. Jahrhundert gehört. Dieser Bau wurde im 9. Jahrhundert nicht unbeträchtlich erweitert” [Brühl 123].

Demnach wäre dieser Kirchenbau für keinen der beiden Varianten ein Problem, sondern nur die Datierung seiner Erweiterung.

Zu loben ist die Auseinandersetzung mit Personen und Namen, gleich ob Könige, Bischöfe von Mainz oder Gaugrafen im Rhein-Main-Gebiet, darunter auch die um 900 aussterbenden Babenberger. Dabei ergeben sich immer wieder Parallelen in verschiedenen Jahrhunderten. So kann NEUSEL [74] diesen Abschlussbefund präsentieren:

“Die in der vorliegenden Studie vorgelegte alternative Chronologie geht davon aus, dass zwischen den Jahrzehnten 640/50 und 860/70 keine Funde vorliegen oder die vorliegenden vermutlich falsch datiert sind; so wurde der Gedanke Illigs übernommen, die fehlenden Jahre seien erfunden. Es ergab sich eine klare Möglichkeit, die beiden genannten Jahrzehnte zu verbinden. Die politische Situation und viele Namen um 640/50 und 860/70 sind verblüffend ähnlich. Die Verflechtungen sind so eng, dass man an so viele Zufälle nicht glauben möchte.”

Es wird sich zeigen, ob die kleine oder große Lösung der Wahrheit näher kommt, wobei nicht verschwiegen werden muss, dass die ganz großen, extrem unwahrscheinlichen Lösungen im Umkreis Fomenkos vertreten werden.

Zum Schluss noch die Antwort auf jene Frage, die wohl fast alle Leser dieser Zeitschrift interessieren dürfte: Was hat Franz KROJER geantwortet, mit dessen Buch sich immerhin 40 Seiten des letzten Heftes auseinander gesetzt haben? Die Antwort ist knapp: In den drei Monaten von Silvester bis Redaktionsschluss dieser Ausgabe hat KROJER weder im Internet noch brieflich geantwortet. Allerdings zeigt das Internet eine Neuerung. Seine private Website läuft seit einer 'Lex Krojer' nicht mehr unter "Lehrstuhl für Informatik" – eine erfreuliche Klarstellung zur Vermeidung von Etikettenschwindel.

Literatur

- Bendl, Helge (2004): "Wie erforscht man das Mittelalter?"; in: P.M. Perspektive 1/ 2004, 64-67
- Berndorf, Jan (2004): "Die verschwundenen Jahrhunderte"; in: P.M. Perspektive 1/ 2004, 86-89
- Borgolte, Michael (2004): Kein Platz für Karl. Jacques Le Goff beschreibt die Geburt Europas aus dem Mittelalter; in: FAZ, vom 24. 3. 2004, S. L17
- Borst, Arno (1998): Die karolingische Kalenderreform; Hannover
- Brühl, Carlrichard (1990): Palatium und Civitas. Studien zur Profantopographie spätantiker Civitates vom 3. bis zum 13. Jahrhundert. Band II: Belgica I, beide Germanien und Raetia II; Köln · Wien
- Deschner, Karl-Heinz (1994b): Was ich denke; München
- (1994a): Kriminalgeschichte des Christentums. Bd. 4 Frühmittelalter; Reinbek
- dpa (2004): Karls Schädeldecke wird untersucht; in: Die Welt, vom 13. 2. 2004
- (2003): Ingolstadt war der Herrenhof Kaiser Karls; in: SZ, München, vom 23. 4. 2003; dito: Auf den Spuren Karls; in: WAZ, Düsseldorf, vom 23. 4. 2003
- Feuchter, Jörg (2003): Medieval History Seminar 24. 10. 2003-26. 10. 2003, Washington, D.C.
<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=402>
- Frenz, Thomas (2003): Wann geht die Welt unter? Mittelalterliche Berechnungen des Termins von Weltende und Weltgericht; in: Gaisbauer, G. (Hg.), 113-122
- Fried, Johannes (1996): Wissenschaft und Phantasie. Das Beispiel der Geschichte; in: Historische Zeitschrift, CCLXIII (2) 291-316 [Langfassung seiner Rede "Die Garde stirbt und ergibt sich nicht. Wissenschaft schafft die Welten, die sie erforscht: Das Beispiel der Geschichte" vor dem *Historischen Kolleg*, München, im Oktober 1995]
- Gaisbauer, Gustav (Hg., 2003): Weltendämmerungen. Endzeitvisionen und Apokalypsevorstellungen in der Literatur. Fünfter Kongress der Phantasie (2000, in Passau); Passau,
- Georgi, Werner (2004): *Sedes Karoli* – Herrschersitz oder Reliquienthrone? Ein historischer Versuch zum "Karlsthron" der Aachener Marienkirche; in: Kerner, Max (Hg., 2004): Der Aachener Dom als Ort geschichtlicher Erinnerung. Werkbuch der Studierenden des Historischen Instituts der RWTH Aachen; Köln, S. 107-130
- Glogowski, Erhard (2003): Heilige bezwingen zuweilen durch Sanftmut; in: FAZ, Frankfurt, vom 22. 12. 2003

- Hoffmann, Volker (1995): Der St. Galler Klosterplan - einmal anders gesehen; in: ZS 7 (2) 168-180
- Illig, Heribert (2003b): Apokalypse im ersten Jahrtausend; in: Gaisbauer, G. (Hg.), 79-93
- (2003a): Dickhäuter und Schweigegeld. Phantomzeitdebatte?; in: ZS 15 (2) 396-405
 - (2001): Vom Rütteln (an) der Wahrheit. Zur weiteren Diskussion der Phantomzeitthese; in: ZS 13 (3) 513-523
 - (2000c): Astromanie und Wissenschaft. D. Herrmann · F. Krojer · S. Rothwangl · W. Schlosser; in: ZS 12 (4) 662-679
 - (2000b): Naturwissenschaftler verteidigen 'ihren' Thron. MA-Diskussion mit emotionalen Verwerfungen; in: ZS 12 (3) 476-494
 - (2000a): Mittelalter im Brennpunkt. Ein Situationsbericht; in: ZS 12 (1) 126-149
 - (1999b): Mumpitz in Absurdistan. Über den boykottierten MA-Boycott; in: ZS 11 (4) 613-628
 - (1999a): Wer hat an der Uhr gedreht?; München
 - (1997b): Replik. Drei Jahrhunderte bleiben fragwürdig; in: Ethik und Sozialwissenschaften 8 (4) 507-520 (nach Anfrage von HI: Enthält das frühe Mittelalter erfundene Zeit? und Stellungnahmen von neun Zuständigen, 481-507)
 - (1997a): Zur Abgrenzung der Phantomzeit. Eine Architekturübersicht von Istanbul bis Wieselburg; in: ZS 9 (1) 132-143
 - (1996b): Von der Karlslüge. Über die Fortsetzung einer wissenschaftlichen Debatte; in: ZS 8 (3) 327-336
 - (1996a): Das erfundene Mittelalter; Düsseldorf
- Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): Bayern und die Phantomzeit; Gräffeling
- Illig, Heribert / Lelarge, Günter (2001): Ingelheim - karolingisch oder römisch?; in: ZS 13 (3) 467-492
- Johrendt, Jochen (2004): Tagungsbericht: Forschungsbestand und Perspektiven der deutschen Mediävistik
<http://hsozkult.geschichte.hu-Berlin.de/tagungsberichte/id=399>
- Jostmann, Christian (2003): Nichts kommt, wie's kommen muss. Vor der Tür der Mediävistik: Zufall und Emergenz in Bielefeld; in: SZ, München, Nr. 274 / 2003
- Le Goff, Jacques (2004): Die Geburt Europas im Mittelalter; München
- Loy, Johannes (2004): Bei diesem Alter kommt es nicht auf ein paar Jahre an. Freundschaftlicher Wettbewerb zwischen Carolinum und Paulinum; in: Neue Osnabrücker Zeitung, vom 28. 1. 2004
- Martin, Paul C. (2000): Können Münzen Karl retten?; in: ZS 12 (1) 88-112
- Neusel, Manfred (2004): Geschichte des Rhein-Main-Gebietes im frühen Mittelalter; in: Landschaft Dreieich. Blätter für Heimatforschung. Jahresband 2004; Dreieich · Langen, S. 43-77
- Orzessek, Arno (2004): Was vom Kaiser übrig blieb. Weltzeit-Schule: Das Osnabrücker Gymnasium wird 1200 Jahre alt; in: SZ, München, vom 28. 1. 2004
- Patitz, Gabriele / Illich, Bernhard (2002): Karls Kapelle klargemacht. Untersuchung des Mauerwerks am Aachener Dom; in: B + B (/2002, 16-19
- Schütte, Sven (2001): Der Aachener Königsstuhl. Graffiti aus Jerusalem. Forscher beweist: Thron entstand doch schon zur Zeit Karls des Großen; in: Kölner Stadtan-

zeiger vom 2. 6. 2001

- Tamerl, Alfred (2003): Antikes und Karolingisches in Tirol; in: *ZS* 15 (1) 105-136
- Toch, Michael (2001): »Dunkle Jahrhunderte«. Gab es ein jüdisches Frühmittelalter? (3. »Arye Maimon-Vortrag« an der Universität Trier, Heft 4) 15. 11. 2000; Trier
- Wurster, Herbert W. (2003): Auch ein Zeitenende. Verschwundene Jahrhunderte; in: Gaisbauer, G. (Hg., 2003), 94-112
- Zeising, Gerd (1999): 'Zwischen den Zeiten' oder Zeiteinsparung? Eine Schnittstelle und ein Konflikt zwischen spezialwissenschaftlicher und interdisziplinärer Forschung; in: *ZS* 11 (3) 459-479

Fortsetzung der MA-Debatte

- ◆ Dezember 2003: Weltendämmerungen. Endzeitvisionen und Apokalypsevorstellungen in der Literatur. Vorträge auf dem Fünften Kongress der Phantasie (Hg. Gustav Gaisbauer; *Passau*) – HI: Apokalypse im ersten Jahrtausend (S. 79-93) ◆ ebd., Herbert W. Wurster: Auch ein Zeitenende. Verschwundene Jahrhunderte (S. 94-112) ◆ ebd., Thomas Frenz: Wann geht die Welt unter? Mittelalterliche Berechnungen des Termins von Weltende und Weltgericht (S. 113-122) ◆ Januar, *Lech-Isar-Land* 2003 – Horst Friedrich: Rezension von Illig/Anwander: Bayern (S. 228 f.) ◆ 15.2. 7/2004, Der Sonntag – Jürgen von Strauwitz, *Dresden*: Zweifelhafte Geschichtsschreibung (zum HI. Bonifaz; S. 9) ◆ 28.2. *Westdeutsche Allgemeine Zeitung*, Düsseldorf – Hubert Wolf: Morgen ist auch noch ein Tag (zum Schalttag und zum erfundenen MA) ◆ 1/2004 *P.M. Perspektive* – Jan Berndorff: Die verschwundenen Jahrhunderte (S. 86-89) ◆ Ulrich Voigt: Das Jahr im Kopf. Kalender und Memotechnik; Likanas Verlag, *Hamburg*, 356 S. ◆ 4.3. *Erding* – Geschichtsvortrag (das Internet meldete einen "Gedichtsvortrag") von H.I. zur "Phantomzeit in Erding und Freising" ◆ 16.3. *Westfalenpost* – Jana Korte: Zwischen Theologie und Volksfrömmigkeit. Mescheder Autor untersucht Gründe der Marienverehrung ◆ 25.3. *Wolnzach* – Joachim Spiegel: Über die Karolinger (in Bayern) [Am 26.10.2000 wollte bei meinem Vortrag im dortigen *Historischen Cirkel* Spiegel gegen mich antreten, entschied sich dann aber für einen eigenen Vortrag in 2001, den er dann kurzfristig absagte. Nun sollte 2004 der Vortrag "Erfindung des Erfundenen Mittelalters" doch stattfinden, wurde aber kurzfristig durch die 'Karolinger in Bayern' ersetzt ◆ Im Skarabæus Verlag, *Innsbruck*: Kirstin Breitenfellner: Der Liebhaberreflex (Roman, S. 19 f.) ◆ 7.5. von 12.04–13.00, HR 2 (Hessischer Rundfunk 2, *Frankfurt*) – Doppelkopf: Franz Siepe im Gespräch mit HI ◆

Eine Ergänzung zu Joachim von Fiore

Franz Siepe

Im Anschluss an Thomas Frenz und Heribert Illig sei ein Buch, herausgegeben vom Konstanzer Mediävisten Alexander Patschovsky, empfohlen, das jüngst im renommierten Thorbecke-Verlag erschienen ist und das Thema Joachim von Fiore in einen sehr aktuellen Forschungszusammenhang stellt:

Alexander Patschovsky (Hrsg., 2003), *Die Bildwelt der Diagramme Joachims von Fiore. Zur Medialität religiös-politischer Programme im Mittelalter*, Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern, 213 S., zahlreiche, zumeist farbige Abb., ISBN 3-7995-0130-4.

Derzeit ist nämlich in den Geistes- resp. Kulturwissenschaften ein Trend zur Neubewertung visueller Medien zu beobachten, der unter Begriffen wie „iconic turn“ oder „pictorial turn“ firmiert. Nun enthalten die Werke Joachims von Fiore eine Fülle von bildlich gestalteten Informationen, Diagramme, in denen die Textelemente mit den Bildelementen verschmelzen und in denen beide Medien, aufeinander verweisend, sich wechselseitig erklären.

Der Sammelband, der diese Besonderheit des Diagramms untersucht, ist Resultat eines internationalen Mediävistenkolloquiums an der Universität Konstanz und bietet den Vorzug, einerseits in die Denk- und Verfahrensweisen der aktuellen „Bildwissenschaft“ einzuführen, andererseits aber auch eine ganze Reihe der theologischen und geschichtsspekulativen Gedanken Joachims aufzugreifen. Diese ist, wie ja seine Einteilung der Heilsgeschichte in drei Stadien bereits bezeugt, inspiriert von der Idee der ternären Struktur, als deren christlicher Inbegriff die göttliche Trinität, die Einheit von Vater, Sohn und Heiligem Geist, figuriert. Folglich entwarf Joachim eine große Anzahl von Trinitätsdiagrammen als den Versuch, „zeitlich-heilsgeschichtliche Abfolgen und überzeitlich-religiöse Wahrheiten“ [S. 102] in Bezug zu setzen.

Im Sinne einer derartigen Ineinssetzung von religionsmetaphysischer Spekulation und biblisch oder historisch tradiertem Geschichtschronologie in einem Dreierschema identifizierte Joachim seine drei Epochen des Weltlaufs mit den Personen der Dreifaltigkeit: Das alttestamentlich-synagogale Zeitalter steht im Zeichen des Vaters, das neutestamentlich-klerikale in dem des Sohnes und das – seit Benedikt heraufkommende – mönchische Endzeitalter in dem des Geistes.

Doch nicht nur deshalb, weil sich in der ZS-Leserschaft gewiss der eine oder andere finden mag, der es für lohnenswert hält, die Chronologievisionen Joachims vom Anfang der Welt bis zum Hochmittelalter mit chronologiekriti-

Der erste Hufschmied

Nikolai Wandruszka

Die Entstehung und Entwicklung des Hufbeschlaghandwerkes bietet die Möglichkeit, die These der Phantomzeit aus dem Blickwinkel einer technischen Innovation zu prüfen; desgleichen lässt sich mit der These der Phantomzeit der Frage nachgehen, ob die bisherige geschichtliche Einordnung des „Hufschutzes“ plausibel beschrieben wird.

Die Tätigkeit des klassischen Hufschmiedes teilt sich auf in die sog. „Hufzubereitung“, d.h. das Ausschneiden oder Auswirken des Hufes [vgl. Müller, 27-49] sowie das Anbringen eines Hufschutzes in Form von Hufschuhen oder Beschlägen aus Eisen oder Kombi-Materialien [vgl. z.B. Rau]. Die Bearbeitung des Hufes mit Werkzeugen setzt anatomische und morphologische Kenntnisse voraus, während der klassische Beschlag zusätzlich schmiedetechnische Fertigkeiten verlangt. Da die Erfindung des klassischen Beschlages mit genagelten Hufeisen heute ab dem 9. Jh. angesetzt wird [z.B. White], ist auf dem Hintergrund der fälschungsintensiven Zeit oder Unzeit eine Prüfung dieser Datierung nötig.

Nach Durchsicht der Literatur werden die urkundlichen Belege in Augenschein genommen, dann die bildlichen Darstellungen und schließlich die archäologischen Befunde geprüft. Hierbei wird als Zeitgrenze etwa das 13. Jh. anvisiert, da ab dieser Zeit erstens die Funde reichhaltiger werden, sodann die Hufeisen sich formal verändern: Größe, Breite, Mondsichelrutenform, glatter Rand und mit Falz [zur Typologie vgl. Drack nach Moosbrugger-Leu; Junkelmann III.94]. Uns interessiert hier nur die älteste Form (klein, schmal; wellenrandförmig, ohne Falz). Die technikgeschichtliche Einordnung erfolgt zum Schluss.

Literatur

Im 18. Jh. begannen die ersten Versuche, die Herkunft des Beschlages mit Nägeln zu ergründen [Th. Meyer 7]. Zunächst suchte man diese in der Antike und meinte, diesbezügliche Hinweise in der *Aeneis* des Virgil mit den equisonipedes oder Ovids „erzhufigen“ Hirschen und Stieren bzw. Homers „Pferden mit ehernen Füßen“ gefunden zu haben, erkannte dann aber darin Hinweise auf die Wertschätzung vorzüglicher Hornqualität, wie sie aus Anweisungen über Hufpflege bei Xenophon, Aristoteles sowie den römischen Schriftstellern Cato, Columella, Varo, Palatius und der beiden Vegetius hervorgehen [Horn 10-16]. Das Problem abgenutzter Hufe (ungulae attritae, detritae und subtritae) war im Altertum immer wieder Thema und führte zu den

Belege aus Literatur, Urkunden und Bildnissen

1300	1300 ff:	Hl. Eligius, Beschlagwunder
	1258:	Falkenbuch
	1250:	Jordanus Ruffus
	1234:	Ferramento XI. equorum
	1228:	Ferrator neben ferrarius (Pisa)
	1219:	Ferricavalli, Bologneser Bürger
1200		
	1199 ff:	Ferramenta (St. Gallen)
	1194:	Ferratura equorum (Bologna)
	1135:	Deckenfresken in Zillis
	1111:	König Sigurd von Norwegen in Konstantinopel
1100		
	1079:	Ritter Godebald, Tod durch Huftritt
	vor 1066:	König Eduard der Bekenner
	11. Jh.:	“broddar” = Eisnagel (Edda)
	1038:	Bonifaz, Markgraf von Tuszien
1000		
	973:	St. Udalricus
	930:	Waltharilied
911		Calceos lunatos ferreos (Tactica Leos)
-		
-		
-	826/59:	Ferramenta (St. Gallen)
-		
-		
-		Hl. Eligius († 659)
-		
614		
	6. Jh.:	Byzantinischer Anonymus
	2./5. Jh.:	Zwei Reliefs (Hufschmiede?)
	3. Jh.:	Zwei Pferde an Mühle (mit Hufeisen?)
	2. Jh.:	Jagdpferd, Pisa (mit Hufeisen?)

Erfindungen von Hufsocken bzw. Hufsandalen (*soleae spartae*) aus Naturmaterialien, die sich über eingelegte Metallplatten schließlich zur eisernen Hipposandale (*solea ferrea*) entwickelt hat. Daneben stehen reine Schmuck-Hipposandalen: *soleae argentae* des Reittieres Kaiser Neros und *soleae ex auro* des Reittieres der Kaiserin Poppaea und des Kaisers Commodus [Carnath 73].

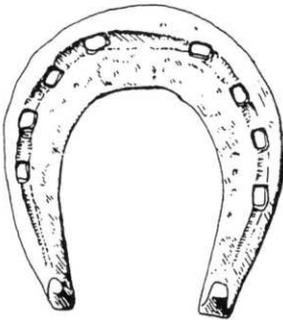
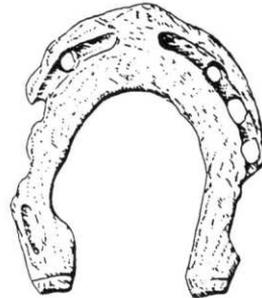
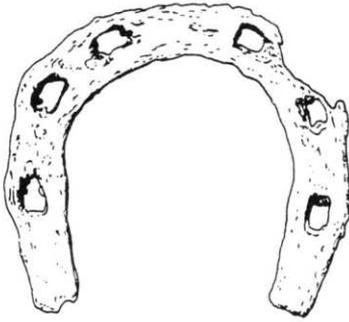
Als erster Hinweis auf echte Hufeisen im westlichen Europa galt bisher eine Erwähnung um 930 im *Waltharilied* des Ekkehard von St. Gallen: *seu saltem ferrata sonum daret ungula equorum* [Althof 97, Vers 1203]; es folgt 983/93 der Hinweis auf Hufbeschlag als Teil der üblichen Ausrüstung in den *Miracula* des Hl. Udalrich († 973): eine adelige Dame übergibt ihr *cavallum* ihren beiden Bediensteten, *ut pedes eius, sicuti mos est pergentibus, ferro munirent* [Gerhard, MGH SS IV, S. 424, n. 29]. Im 11. Jh. erfährt man aus der Edda von einem „goldhufigen Hengst“ und einem „ungeschärft“, d.h. nicht mit dem brodd (Eisnagel) versehenen, rennenden Ross [Horn 72 f]. In vielen Gräbern der Wikingerzeit findet man diesen Eisnagel, nämlich einen Rutschschutz in Form einer kleinen Platte mit Dorn. Die Platte hatte zwei spitzige Fortsätze, die in die Zehenhornwand eingeschlagen wurden. Sie ist aber funktionell etwas ganz anderes als ein genageltes Hufeisen. Zwischen- oder Mischformen von Hufschutz und Eisnagel sind nicht bekannt. Ab dieser Zeit liegen häufigere geschichtliche Belege über die Bedeutung des Hufbeschlages vor, etwa in einigen Schilderungen zu Bonifaz von Tuszien (ca. 1038), zu Ritter Godebald, einem Anhänger Kaiser Heinrichs IV. (ca. 1079) und zu König Sigurd von Norwegen (1110/11).

Neben diesen einzelnen Erwähnungen finden wir als älteste sachlich-technische Hinweise zum Hufbeschlag Angaben in Italien, und zwar bei Jordanus Ruffus († 1256), dem Oberstallmeister und Veterinär (*marescallus maior*) Friedrichs II.: Bei verdrehten Beinen und Hufen – heute würde man sagen: unregelmäßigen Gliedmaßen- und Zehenstellung – empfiehlt er Korrektur-eisen mit einseitiger Erhöhung sowie kurze Beschlagperioden [Klein 134 f; Roth, 55]. Umfassende Literatur zum Thema Hufbeschlag beginnt in Italien mit Lorenzo Rusius (14. Jh.), Cesare Fiaschi und Carlo Ruini im 16. Jh., weshalb Italien als Ausgangspunkt der systematischen Hufbeschlagskunst gilt.

Urkundliche Belege für Hufeisen

Als ältester schriftlicher Beleg gilt die Erwähnung von „eisernen Platten“ in einer dem Byzantiner Anonymus zugeschriebenen Aufzeichnung, der im 6. Jh. über Kriegskunst geschrieben hat [Köchli/Rüstow 106].

„Es folgt eine lange Periode von fast zwei [sc. 3 bis 4] Jahrhunderten, die uns nichts über die Anwendung des Hufbeschlages vermittelt hat“ [Horn 74].



Oben und Mitte links: Römisch datierte Hufeisen aus Rottenburg und Waldmössingen (2. Jh.), hochdatiert ins 13. Jh.

Mitte rechts und unten: Ebenfalls römisch datierte Exemplare aus Waldmössingen und Augsburg-Oberhausen, aufgrund der Merkmale (Mondsichelruten, Falz, glatter Rand, viereckige Nagellöcher) ins 14. – 16. Jh. datiert [Junkelmann].

Erst in den Schriften Kaiser Leos VI. (886–912) werden effektiv Hufeisen (halbmondförmige eiserne Sohlen) mit den dazu gehörigen Nägeln genannt, nämlich *calceos lunatos ferreos cum ipsis carphiis* [Leo 51, Kap.V, § 4, zit. nach Horn 74].

Durch zwei Eintragungen im Urkundenbuch von St. Gallen zu 826 und 859 wurden moderne Forscher veranlasst, die Einführung des Hufeisens ins 9. Jh. hinauf zu rücken [Junkelmann III.94]. Hier ist von Abgaben in *ferramentis* die Rede [UB St. Gallen, I.297 und II.468]. Hierbei ist auffällig, dass solche Abgaben in der Schweiz in Form von *ferramenta*, *ferra*, *ferra equi*, *ferripedia equorum*, rössen erst ab 1199 belegt sind [Müller-Lhotska 1984, 280, 291], mithin die St. Galler Belege isoliert dastehen, über dreihundert Jahre vor den vermehrt einsetzenden Belegen. *Ferramentum* bedeutet zunächst nur eisernes oder mit Eisen beschlagenes Werkzeug oder Gerät, erst jüngere Lexika bringen auch die Bedeutung „Hufbeschlag“. Dass diese zusätzliche Bedeutung in den Begriff aufgenommen wurde, geht erstmals aus einer Abgabe für das Stift Passau zu 1234 hervor: *de huba redduntur ferramento XL equorum* [v. Maurer III.248]. Es mögen die schweizerischen Belege des 12. Jhs. in diesem Sinne übersetzt werden; aber ob dies schon 340 Jahre früher ebenfalls gilt, ist keineswegs bewiesen.

Somit ist die karolingische Epoche urkundlich ohne Belege; ebenso verhält es sich im gleichen Zeitabschnitt für Byzanz. In Italien finde ich den frühesten Beleg für Bologna, wo 1194 Zahlungen *pro ferratura equorum* erwähnt werden [Hessel 146].

Urkundliche Belege für Hufschmiede

Bisher wurde der Schwerpunkt der Forschung auf das Hufeisen selbst gelegt – natürlicherweise, weil es häufig zu finden ist. Wie verhält es sich aber mit den Belegen zum Vorkommen des für den Hufbeschlag nötigen Personals?

Im Altertum gibt es kein spezielles Wort für Hufschmiede, nur für Schmiede (klassisch: *faber*, nachklassisch: *ferrarius*). Der Spezialist am Pferd war der *mulomedicus*, der nach einem Preisedikt von +301 u.a. für die *aptatura pedum* (Hufpflege) zuständig war [Junkelmann I.53]. Dass dieser Spezialist vielleicht schon hauptsächlich mit Hufpflege und Hufschutz beschäftigt war, zeigt der antike Grabstein eines *mulomedicus*, der einen eisernen Hufschuh in der Hand hält [Junkelmann I.54/55, Nr. 41]. Im Frühmittelalter kenne ich keinen Beleg für das Vorkommen eines Hufschmiedes. Im Hochmittelalter finden wir eine Person, die dem *mulomedicus* entspricht, den *marescalchus*. Er ist ein Praktiker am Pferd mit umfassendem Kompetenzbereich:

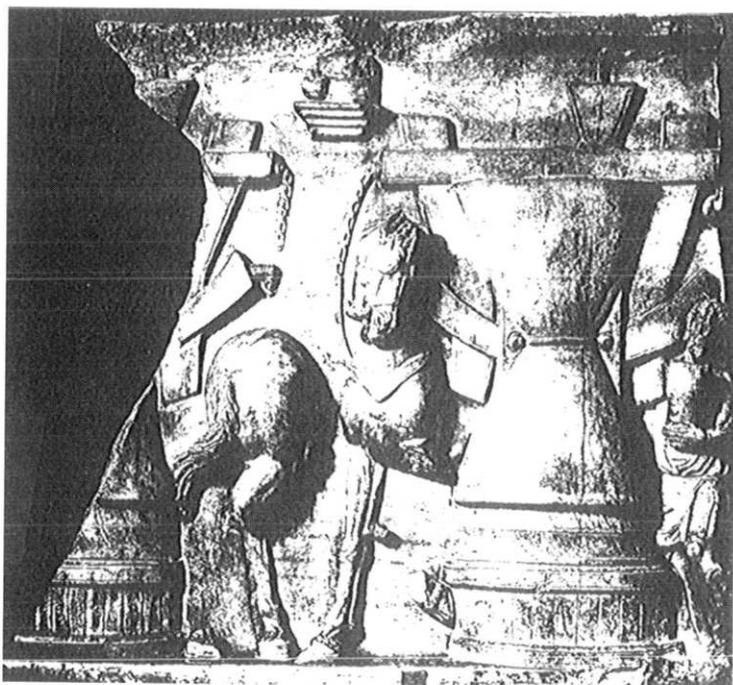
“*Equorum cura non solum constitit in victualibus ministrandis sed etiam in ferraturis eorum pedibus affigens, aegritudinibusque curandis et minuti-*

onibus faciendis, quae omnia solent per marescallos expediri” [Du Cange IV.274].

Die Behandlung von Erkrankungen durch ihn bildet den Inhalt von Fachprosa-Traktaten, z.B. der Pferdeheilkunde (*mulomedicina*) des Theodoricus de Borgognonibus aus Bologna (1205–1298), Chirurg und Bischof von Cervia. In Italien und Frankreich bleibt dieses Wort in der Bezeichnung des späteren Hufschmiedes erhalten (*maniscalco*; *marechal-ferrant*); die Begriffsverengung auf den *marescalchus* als „Reitschmied“ lässt sich 1250 bei Jordanus Ruffus nachweisen [Ruffus 105 = Klein 220]. Zugleich gibt es am Hof des Kaisers einen konkreten „Schmied und Marstaller“, den Meister Albrant, Verfasser eines Rossarzneibuches. Dieser Bedeutungsgehalt von *marescalchus* steht der Funktion des (ahd.) *marahscal* („Pferdeknecht“) als Aufseher des königlichen Reitstalles und des Transportwesens des königlichen Haushaltes in der Merowingerzeit [LMA VI.324, 335, 2029] noch recht nah, so dass hier Zusammenhänge zu vermuten sind.

Die Differenzierung innerhalb der Metallspezialisten wird in den großen Städten Italiens im 13. Jh. ebenfalls greifbar: *Ferrator equorum* neben dem *ferrator bovum* (1294) oder Personennamen wie *Ferracavalli* (1219) in Bologna zeigen die reinen Beschlag-Spezialisten an. Der *Mariscalchus* in derselben Stadt hat immer noch umfassende Kompetenzen (1293 als Schätzer von Alter und Wert des Pferdes). Die Statuten der Hufschmiede (*societas ferratorum*) von 1258 in Bologna unterscheiden schon Beschläge für Pferde, Maultiere und Esel [Wandruszka 258-261]. Die Bedeutung dieses Handwerkes in den Städten erhellt aus einer der frühesten „Statistiken“, der des Bonvesin della Riva zu allen möglichen Lebensbereichen Mailands in der 2. Hälfte des 13. Jh.: bei 200.000 Einwohner gibt er neben 100 Harnischmacherwerkstätten auch 80 Hufschmiede an [Keller 283].

Der *ferrarius* ist zunächst ein Grobschmied, so findet er sich etwa 1193 bis 1256 in Chiavenna mit der Herstellung von Schlössern, Pfeilen und einer Lancia (hier Fahnenstange) beschäftigt [Becker 214 f, 218]. Die Bedeutung dieses Begriffes (*ferrarius*) als Hufschmied findet sich früh in England – davon engl. *farrier* (Hufschmied). Schon vor der Eroberung von England 1066 erhob Eduard der Bekenner von 6 Schmieden aus Hereford u.a. jeweils 120 Hufeisen jährlich [White 55]; und danach ernennt Wilhelm I. den Henry de Farrariis zum *sousintendant des ferreurs* (Aufseher über die Schmiede), dessen Nachkommen im Wappen sechs Hufeisen führen. 1066 erhält Simon Saint-Liz die Stadt Northampton sowie den Bezirk von Falkley für die Versorgung seiner Pferde mit Hufeisen [Kösters 12; Hickman 14].



Der Gott Vulcan mit Hammer, Zange und hufeisenähnlichem Werkstück (Musée Cluny, Paris) [Junkelmann I, 86. Abb. 87; Burford, Abb. 34]
Zwei Pferde beim Mühledrehen, 3. Jh. (Vatikan, Museo Chiaramonti)



Grabstein eines römischen Mulomedicus, eine Hipposandale haltend (aus Scarponna/Charpaigne-Nancy, Musée Lorrain) [Junkelmann I, 55, Abb. 41].
Britisch-römischer Grobschmied, der am Amboss hufeisenförmiges Werkstück schmiedet (Yorkshire-Museum, York) [Burford, Abb. 33].

Bildliche Darstellungen

Im folgenden werden chronologisch alle Belege bis ins Hochmittelalter aufgeführt, auch die (pseudo?-)antiken, um alle Belege oder vermeintlichen Belege noch einmal in die Diskussion zu bringen.

- Relief eines Monuments aus Vasio (Vaison, Südfrankreich): Carruca eines Beamten von 2 Pferden schweren Typs gezogen; die Hufe wirken wie eingewickelt oder mit starkem Behang. Vorne links glaubte man ein Hufeisen zu erkennen [Junkelmann I.71, Nr. 69; zur älteren Diskussion vgl. Horn 43 f].

- Jagdpferd des Hippolytussarkophages im Camposanto, Pisa; spätes +2. Jh. [Ruprechtsberger]. Junkelmann [III.92] spricht nach eigener Begutachtung von „lediglich zwei Hufeisen, denen der Künstler, wohl aus gestalterischen Gründen, einen wulstigen unteren Rand gegeben hat, ohne [...] irgendwie Nagelung anzudeuten“ [ebd., 261].

- 2 Pferde beim Mühledrehen (Vatikan, Museo Chiaramonti; 3. Jh.), sehr naturalistische Darstellung. Deutlich zu erkennen ist eine ab der Mitte (bei 2 Hufen) bzw. am unteren Rand (bei 2 Hufen) abgesetzte Linie, die besonders vorne links wie ein Hufeisen aussieht [Junkelmann I. 86, Nr. 87 – ohne Kommentar seinerseits]. Keine Nagelung im Sinne von angedeuteten Nietern erkennbar.

- Grabrelief eines britisch-römischen Grobschmiedes aus dem Yorkshire-Museum in York [Burford, Abb. 33]. Er hält ein Werkstück, das aussieht wie ein Hufeisen, mit der Schmiedezange und schmiedet es mit dem Hammer über dem Ambosshorn.

- Relief des Gottes Vulcan aus dem römischen Gallien, Musée Cluny in Paris [Burford, Abb. 34]. Er schmiedet ebenfalls mit Zange und Hammer ein hufeisenähnliches Werkstück.

- Der Teppich von Bayeux, 2. Hälfte 11. Jh., zeigt an manchen Hufen eine dünne abgesetzte Zone, die einem Hufeisen entsprechen dürfte [Waurick 90].

- Deckenfresken der Kirche in Zillis/Graubünden, um 1135, Landesmuseum Zürich. Die dargestellten Hufeisen zeigen ein angedeutetes stilisiertes Hufeisen mit deutlich zu erkennenden Nietern [Carnath43, 45].

- „De arte venandi cum avibus“ [Codex Ms. Pal. Lat. 1071, Vatikan] nach 1258 zeigt fol. 81r, 102v, 103r Pferdehufe mit stollenartig hervorragenden Nägelköpfen an der Unterseite, was ich als Beschlag interpretiere. Ein Pferd ist rundum beschlagen, eines nur vorne und zwei gar nicht [Friedrich II.].

- Der Reiter im Dom von Bamberg als erste Statue, die ein beschlagenes Pferd zeigt, 13. Jh. Die Hufeisen zeigen 3 Wellen an den äußeren Rändern [Carnath 93].

Der heilige Eligius

Der Patron der Gold- und Hufschmiede aus dem 6. Jh. bietet die Möglichkeit, das Thema Hufbeschlag von einer ganz anderen Seite zu betrachten und evtl. mit den bisherigen Ergebnissen in Beziehung zu setzen. Zunächst werden im folgenden nur die ältesten – und zwar nur die das „Beschlagwunder“ betreffenden (der Heilige beschlägt ein widerspenstiges Pferd, indem er dessen Fuß abschneidet und wieder ansetzt) – Darstellungen bis ins 14. Jh. angegeben:

- Fresko in der Kirche von Kirchlindach bei Bern, datiert 1300. Darstellung des Beschlagwunders: Der Heilige mit Pferdefuß und Hammer am Amboss neben dem Pferd und eines ihn am Zügel haltenden Mannes [Carnath 32 f].

- Fresko in S. Giuliana in Castel d'Aviano, 13./14. Jh.; Beschlagwunder: Eligius – in zwei Aktionen dargestellt – mit Pferd und Aufhalter; zuerst geht er gegen den das ungebärdige, ausschlagende Pferd beeinflussenden weiblichen Teufel vor, indem er ihn mit der Zunge an der Nase zwickt. Dann beschlägt er den abgeschnittenen Fuß am Amboss und setzt ihn wieder an [Kaftal 276 ff].

- Glasmalerei des sog. Schmiedefensters im Münster zu Freiburg/Br., 1. Hälfte 14. Jh.: Darstellung des Hufwunders – Eligius mit Pferdefuß und Hammer, das Pferd im „Gewerf“, wohl im Zwangsstand, dazwischen ein Mann [Etzdorf 89, Nr. 1].

- Miniatur von Nicolo da Bologna, Ende 14. Jh., eingeklebte Seite in die Statuten der Schmiede von Bologna, 1579. Beschlagwunder: Eligius mit Pferdefuß und Hammer neben dem Pferd und einem Aufhalter [Etzdorf 100, Nr. 50]

- Fresko in Sant' Anastasia, Capella Cavalli hinter dem Altar in Verona, kurz vor 1400. Das Beschlagwunder zeigt neben Eligius, dem Pferd und dem Aufhalter noch einen Gesellen, der die Blasebälge zieht, dazu einen älteren Mann und eine aus einem Fenster zusehende Frau [Etzdorf 101, Nr. 51].

- Das Hufwunder in der Predella von Aretino Spinello, toskanisch – Sammlung Dr. Sternheim/Amsterdam um 1400 [Etzdorf 101, Nr. 52]

Für die genauere Bildinterpretation ist hier nicht der Platz. Es wird aber deutlich, dass die ältesten Darstellungen des Hufbeschlagwunders ab 1300 erfolgen, während die Niederschrift der entsprechenden Legenden erst später, in deutschsprachigen Raum erst seit dem späten 15. Jh. erscheinen [Fehrle 12].

Das Leben des Heiligen Eligius (590–659), dem gelernten Goldschmied, Münzmeister seit ca. 625 und seit 641 Bischof von Noyon, wird ausführlich von seinem Freund Bischof Audoen von Rouen erzählt, ist aber nur in einer Überarbeitung durch einen Mönch von St. Eloy in Noyon aus der 1. Hälfte



Legende des Hl. Eligius: Das Beschlagwunder (Fresko in der Kirche
Kirchlindach bei Bern, datiert auf 1300) [Camath, 32 f.]

des 8. Jhs. vorhanden [LMA III.1829-1830]. Hier ist auffällig, dass die bestehende Version von einem Mönch von St. Eloy = St. Eligius stammt, mithin an einen nachträglich konstruierten Namenspatron seines Klosters zu denken ist. Gibt es dafür Hinweise? Tatsächlich hieß das Kloster zunächst St. Loup und wurde erst nach dem Tode des Hl. Eligius umbenannt. Die Vita scheint keine Nachfolger gehabt zu haben, erst einige Handschriften aus dem 12. und 13. Jh. bringen wieder die Vita Eligii [Etzdorf 6]. Das Kloster existiert ebenfalls nicht mehr, wurde es doch 860 durch die Normannen zerstört und erst 986 wieder aufgebaut [Etzdorf 72]. Die erste Vita ist reich an politischen Details vom Hofe der Merowinger. Anderweitig nachweisbar ist Eligius nur durch seinen Namenszug auf einigen merowingischen Münzen und Unterschriften unter Urkunden von 632, 645 und 660. Das Patronat des Heiligen Eligius über die Goldschmiede in Frankreich kann man nur bis ins 13. Jh. zurückverfolgen. In der Vita ist vom Hufbeschlag, Hufschmieden o.ä. nirgends die Rede.

Das Fehlen bildlicher/figürlicher Darstellungen vor dem 13. Jh. korrespondiert mit dem Fehlen einer Handschriften-Überlieferung der Vita im Frühmittelalter und dem Fehlen von Patronats-Nachweisen. Die *Legenda Aurea* des Jacobus de Voragine (1263/73) kennt weder Namen noch Vita des Eligius. Von Etzdorfs Erklärung bleibt sehr allgemein:

„Der Mangel an literarischen Zeugnissen aus der Zwischenzeit beruht wohl nicht so sehr auf einem Fehlen der Vita überhaupt, sondern ist eher darauf zurückzuführen, daß so viele Handschriften des Mittelalters verloren sind“ [Etzdorf 6].

Man könnte genau so gut annehmen, dass vor dem 13. Jh. gar keine Vita existiert hat, sondern gemäß den Überlieferungsbefunden der Heilige erst um diese Zeit auftritt. Die Vita des Patrons des Klosters S. Eloy in Noyon müsste dann aus derselben Zeit stammen, was kritisch zu überprüfen wäre.

Archäologie

Die archäologischen Befunde zu den Hufeisen sind ein Paradebeispiel für den Fortschritt innerhalb dieser Wissenschaft, aber auch für ihre Probleme und die Interpretation der Befunde. Das Hauptproblem ist die stratigraphische Zuordnung von kleinen und relativ schweren Gegenständen. Erst nach und nach wurde erkannt, dass Hufeisen – besonders auf viel benutzten Verkehrswegen sowie in weichen Böden – in ältere Schichten hinuntergetreten werden oder absinken konnten [Carnath 95, 104; Drack; Junkelmann III.94; White 54]. Im Bergland ist ebenso an Verlagerung der Straten durch Hangabrutsche zu denken [Rezension Steinklauber zu Grabherr]. Entsprechend dieser Erkenntnis wurden Hufeisenfunde zunächst in der älteren Archäologie sehr früh datiert – bis ins

Gängige Typologie und Datierung archäologischer Befunde

1300	Spätmittelalter , Typ: Mondsichelruten, breiter Schuss, Falz, glatter Rand, viereckige Nagellöcher
911	Hochmittelalter , Typ: Wellenrand, gleich breite Ruten, rund-ovale Nagellöcher (sicher ab 10. Jh.)
- - - -	Frühmittelalter (Phantomzeit) : keine Befunde, auch nicht "hineindatiert"
614	"Spättrömisch" , Typ: Wellenrand ab 2. Jh. bis eventuell 6. Jh.; zum Teil zusammen mit Hippo-sandalen
100	

-5. Jh. (daher der Begriff „Kelteneisen“ für den Typus des wellenrandförmigen Hufeisens), um dann nach Beschränkung auf das +3. bis 8. Jh. weiter korrigiert zu werden, so dass man in der 2. Hälfte des 20. Jhs. aus den archäologischen Befunden die Datierung in die Antike und Spätantike aufgab [Carnath; Drack; Junkelmann]. Damit wurde der archäologische Befund den literarisch/urkundlichen Belegen (10. Jh.) angenähert. Neueste verfeinerte Grabungsmethoden kommen aber teilweise wieder zu Befunden, die das Hufeisen in die Antike datieren. Die folgenden ganz unvollständigen Belegstellen aus der Literatur sind einigermaßen chronologisch aufgelistet; es wurden nur solche aufgenommen, deren Beschreibung und Datierung mir wissenschaftlich plausibel erscheint.

- Hufeisen in einem römischen Keller, zusammen mit Keramik des späten +2. Jh. in Rottenburg/N. [Planck].

- Je ein wellenrandförmiges Hufeisen einmal zusammen mit einer Münze Marc Aurels, einmal mit einer aus der Zeit Trajans, in Egliseries/Franz. Jura und Tonnerre [Horn 42].

- Ein kleines wellenrandförmiges Hufeisen mit 4 längsovalen Nagellöchern; römisches Feldlager Vagoritum (Ervetal, Dep. de la Mayenne). Das Lager wurde im +3. Jh. durch einen Sachsenherzog zerstört [Boxberg; Lungwitz].

- Hufeisen mit anderen eindeutig datierbaren Gegenständen zusammengerostet in keltiberischen Gräbern (Spanien).

- Unter Straßenschichten versiegelt gefundenes Hufeisen, spätes 4. oder frühes 5. Jh. in Maiden Castel/Dorset [Wheeler].

- Als stratigraphisch gesichert geltende Hufeisen in Linz/Österreich, Le Rondet/Schweiz, Portchester Castle und Fishbourne/England ([Junkelmann III.93] – die vorgenannten Belege aus Spanien, England, Schweiz und Österreich waren bei Junkelmanns Veröffentlichung noch nicht ediert).

- Wohl als Amulett verwendetes bronzenes Miniaturhufeisen mit Wellenrand aus dem zu Anfang des +2. Jh. aufgegebenen Kastell Waldmössingen/Württemberg [Planck 1977, Abb. 6, Nr. 2], von Junkelmann aufgrund der geltenden Theorie ins 13. Jh. hochdatiert [Junkelmann III.93, 95].

- Ca. 200 Hufeisen der Saalburg bei Homburg v.d.H. (Römerkastell seit +11, um 300 zerstört) zuerst römisch datiert, dann ins 13. Jh. [Carnath 95]; wenigstens einige schienen den Fundberichten nach aus eindeutig römischen Schichten zu stammen [Junkelmann III.93]. Von den Hufeisen wurden zwei sogar unter einer gemörtelten Mauer im Kastell und zwei unter der Wallmauer des Kastells gefunden [Jakobi nach Horn, 58; vgl. Mandra].

- Hufeisenfunde in Alaise-près-Salins (das angebliche Alesia), zuerst keltisch, dann mittelalterlich datiert. Die Diskussion zwischen den französischen

Autoren Castan, Mégnin, De la Croix, Joly/Tasset und Vaissier ist nicht wirklich befriedigend entschieden [Horn 23-30].

- In Schambach/Niederbayern werden Hufeisen zusammen mit Hipposandalen der römischen Kaiserzeit (2. bis 4. Jh.) zugeordnet [Böhm/Meixner].

- Nicht näher datiert, aber aufgrund der Fundlage mit römischen Gegenständen werden Hufeisenfunde in Glevum (Gloucester) und im römischen Lager Hood Hill in Dorsetshire – hier auch mit Münzen von Augustus bis Trajan – als spätrömisch angesehen [Horn 47 f]. Ähnlich verhält es sich mit vielen Funden in Deutschland, die hier nicht weiter aufgeführt werden [ausführlich Horn 49-55].

- Ein wellenrandförmiges Hufeisen und zwei eher hochmittelalterliche Hufeisen (glatter Außenrand, eins mit Falz) zusammen mit einer typischen Tonvase des 6. Jhs. aus dem flandrischen Dorf Lede [Horn 46].

- Hufeisen in Castel Grande, Bellinzona, 9./10. Jh. [W. Meyer 84, K 34].

- Wellenrandförmige Hufeisen aus dem 10., 13., 14. und 15. Jh. im Pferdemuseum von Saumur, Schmiedesaal [Carnath 84, 93].

- Ein Hufeisen aus der Niederungsburg bei Haus Meer am linken Rheinufer, 10.–12. Jh. [Waurick 37, Nr. 53]. Es zeigt die typische Wellenrandform, hier mit 5 Nagellöchern und noch erkennbaren, stark abgelaufenen, angebogenen Stollen.

- Drei Hufeisen derselben Form, 11. Jh. im Musée Dauphinois in Grenoble [Prévot/Ribémont 163].

- Wellenrandförmige Hufeisen mit insgesamt über 2.000 Nägeln in der Region am Lac Paladru, 11. Jh. [Colardelle].

- Unter dem Reitzubehör der befestigten Siedlung Colletière bei Chavains in Burgund (seit 1103/05, aufgegeben in den 1130er Jahren) finden sich neben Sattelteilen, Sporen, Schirring auch Hufeisen [Waurick 39 f, Nr. 35].

- Zwei wellenrandförmige Hufeisen aus Thaleischweiler-Fröschen bei Pirmasens, „Steinenschloß“, 12. Jh. [ebd. 91, Nr. 18].

- Viele Hufeisen vom „Runden Berg“ bei Bad Urach, die alle zu einer leichten Form mit glattem Rand gehören, sowie 6 runden Nagellöchern, beide Schenkel (Ruten) gleich breit, ohne Stollen und Griff [Puhle II. 264 f]. Die Datierung aufgrund typologischer Merkmale 10.–13. Jh. wird wegen nicht nachgewiesener Besiedlung des „Runden Bergs“ 2. Hälfte 11. Jh. und 12. Jh. auf das 10./1. Hälfte 11. Jh. eingegrenzt. Dies ist nicht ganz überzeugend, da der glatte Rand eher für spätere Zeit (13. Jh.) spricht und zweitens die – vielleicht – ins 10. Jh. reichenden Funde (s.o.) wellenrandförmig sind und Stollen haben.

Zu erwähnen sind die archäologischen Befunde bzgl. Pferdegräbern jenseits der römischen Grenze. So ist beim größten deutschen Fund mit 40 Pferdegräbern eines sächsischen Gräberfeldes auf dem Kronsberg bei Rullstorf (Lüneburg) aus dem 7./8. Jh. von Hufeisen nie die Rede, dagegen von Reitzzubehör (Sattel). Ähnlich verhält es sich mit einem reiternomadischen (hunni-schen) Fundkomplex des Prunkgrabes von Coșesti an der oberen Moldau (4. Jh.) sowie Pferdegräbern in Gîmbas, wo wieder nur vom Zaumzeugteilen und einem vergoldeten Holzsattel die Rede ist [Harhoiu]. Auch zwei „karolingische“ Pferdegräber mit Skeletten von 32 Pferden sind ohne Hufeisen [Stiege-mann/Wemhoff III. 252]. Für die Alemannen scheint dieser Befund im großen Ganzen ebenfalls zu gelten [Koch; Camath 81; allg. zu Pferdegrabbeigaben siehe Benecke, 1994 und Arbogast, 2002]. Allerdings berichten ältere Autoren (Kösters, Rueff und Haßler) von alemannischen Grabstätten mit Reitutensilien und Hufeisen [Horn 68 f; White 55].

Bei den älteren Befunden bliebe im einzelnen zu prüfen, ob 1.) Verlage-rung innerhalb der Straten vorliegen könnte oder ob wir 2.) die typische Ver-kehrswegesituation mit ihrer speziellen Problematik vor uns haben oder ob 3.) ein chronologisches, kein stratigraphisches Problem vorliegt. Bei Grabfunden ist auch an mehrfache Durchwühlung und damit unklare Fundlage zu denken [Horn 30]. Jedenfalls hat ein Kenner wie Junkelmann trotz dieser neueren Ergebnisse die antike Datierung von Hufeisen nicht wieder aufgenommen, auch wenn er selbst keine Erklärung für das Phänomen geben konnte.

Zusammenfassung

In der Zusammenschau der verschiedenen Quellengattungen, die uns über Hufeisen berichten, kommen wir zunächst über das 10. Jh. kaum weiter zurück. Die Belege von St. Gallen sind schon aufgrund der sprachlichen Untersuchung schwer haltbar. Ein Blick auf die edierten Urkunden zeigt zudem eine häufige Fehlerhaftigkeit der Datumsangaben, ebenso häufige Ver-merke „kein Original“ und lässt somit eine Frage von ganz anderer Seite auf-kommen, nämlich ob jene ferramenta-Belege chronologisch eventuell ganz woanders hingehören.

Hufeisen werden regelmäßig im 11. und 12. Jh. genannt. Ihr komplettes Fehlen in frühmittelalterlicher Zeit ist auffällig. Auch die älteren sowie die neueren archäologischen Befunde datieren nie ins 8. bis 10. Jh.! Auch Huf-schmiede werden urkundlich erst ab dem 13. Jh. greifbar, ebenso in der bildli-chen Darstellung der Eligius-Legende.

Die neuesten Funde, die Hufeisen wieder der Spätantike zuordnen, passen nun gar nicht in die geltende mittelalterliche Entstehungs-These. Nimmt man diese Funde aber ernst, ergibt sich bisher eine Präsenz von Hufeisen vom

2. bis 5. Jh. und dann wieder ab dem 10. Jh. Vor diesem Hintergrund sind die als antike Zeugnisse verworfenen Bildnisse und Grabungsbefunde (bis ins 7. Jh.) nochmals zu prüfen. Tatsächlich gibt es keinen typologischen Unterschied zwischen den „römischen“ und mittelalterlich/frühneuzeitlichen Hufeisen des 11. und 12. Jhs. [Drack]: leichtes kleines Hufeisen mit Wellenrand und meist drei Nagellöchern pro Eisenschenkel.

„Es wäre nun mehr als merkwürdig, wenn die römischen Hufeisen 1000 Jahre früher auch schon die gleiche typologische Entwicklung durchgemacht hätten“ [Junkelmann III.94].

Das hier angedeutete Verdopplungsphänomen ist aus der Phantomzeitdebatte gut bekannt. Statt das Problem aber zwischen „Antike“ und „Mittelalter“ hin und her zu schieben, bietet die Phantomzeitthese eine Lösung an:

Die „Befundlücke“ des Frühmittelalters ist erklärbar – es gäbe sie einfach gar nicht. Damit rücken die typologisch gleichen Hufeisen der Spätantike (2./4.–6. Jh.) und des Mittelalters (11./12. Jh.) näher zusammen, Typologie und Stratigraphie stünden nicht mehr im Widerspruch, was ernsthaftes Befürworter der römischen Genese von archäologischer Seite wie Ruprechtsberger [1975; 1977/78] zur Aufgabe ihrer ursprünglichen Sichtweise genötigt hatte.

Ein Problem bleibt die Nichterwähnung von Hufeisen seitens römischer Autoren, während Hipposandalen erwähnt wurden. Allerdings handelt es sich um gerade 6 literarische Erwähnungen aus römischer Zeit [Horn 15 f; Kösters 8], davon zwei über die goldenen und silbernen Schmuckschuhe der Tiere Neros und Poppaeas. Ihnen stehen Hunderte von realen Hipposandalen aus Bodenfunden gegenüber. Insofern ist das Argument literarische Quelle versus archäologischem Befund schwächer, als in der Literatur angegeben. Das „Schweigen“ insbesondere von Publius Vegetius Renatus in seiner *Ars veterinaria* (um +500), ebenso des Vegetius Renatus Flavius in *De re militari* (um +375) betrifft Hufeisen [Horn 12 f]. Hipposandalen scheinen beim älteren (?) Vegetius erwähnt zu werden [Kösters 8]; man bedenke dabei, dass sich die Hufeisenfrage in der Peripherie des Reiches abspielt und dazu noch in den Anfängen steckt, also durchaus von ihm noch unbemerkt sein kann. Außerdem stellen solche Veterinärschriften Bearbeitungen älterer griechischer Texte dar, die sicher keine Hufeisen kannten [Junkelmann III.92].

Das Verhältnis von Hufeisen zu Hipposandalen gestaltet sich wie folgt: Gleicher geographischer Verbreitungsraum (röm. Nordwestprovinzen) [Junkelmann III.96]; Hipposandalen scheinen nur in römischen Zusammenhängen, also auch nur in römischer Zeit – nicht später – vorgekommen zu sein [Horn 17 mit Lit.]. Gemengelage von Hufeisen mit Hipposandalen sind belegt für die Saalburg [Horn; Kösters 8], Besançon [Horn 30] und Schambach, 2./4. Jh. (s.o.). Hufeisen (und desgleichen Hufeisen) wurden für Last- und Zugtiere im Schritt

auf den harten Verkehrswegen benötigt; für das römische Militär waren sie (noch) ungeeignet bzw. im Feld unnötig. So verwundert es nicht, in der römischen Kavallerie weder Hufschuhe noch Hufeisen zu finden, so etwa beim Fund in Krefeld-Gellep oder im Lager der Cohors I Breucorum equitata im Kastell Pfünz [Junkelmann III.93, 96] oder im Staatshandbuch des 4. Jhs. der Notitia dignitatum. Andererseits spricht J. Horn von einer Reihe römischer Garnisonen mit Hufschuhfunden, besonders reich das römische Lager bei Dalheim in Luxemburg [Horn 17]. Tatsächlich enthalten römische Gräber Pferdeskelette mit Hipposandalen direkt am Huf (z.B. bei Ulm, ebenso in England und Granges/Waadtländ), nie aber Hufeisen [Horn 68; Hickman 12]. Jedenfalls kannte das römische Militär keine Hufeisen, ebenso wenig die berittenen Völker jenseits der Grenze in spätrömischer Zeit.

Die älteren archäologischen Funde im römischen Britannien, Germanien und Gallien sowie die Reliefdarstellungen der (vermutlichen) Hufschmiede aus spätrömischer Zeit sprechen dafür, dass die besonderen Bedingungen dieser Region, sei es vom feuchten Klima, den Pferderassen und der daraus folgenden Hufminderqualität [Junkelmann III.96; Hickman 12 f], sei es von der Mischung der römisch/nicht-römischen Kulturen für die Erfindung des Hufbeschlages verantwortlich sind und zwar in der spätrömischen Zeit. Die Phantomzeit hätte dann die Erstbefunde von den späteren abgetrennt. Jedenfalls liegen für das sog. Frühmittelalter keine Belege vor. Es fällt auf, dass im Streit um die Datierung der älteren Funde und bei der Datierung neuerer Funde dieser Zeitabschnitt einfach nicht vorkommt.

Technikgeschichte

Im Rahmen jener technischen Revolution, die die Neuerungen von Kummel, Steigbügel, Pflug und Hufeisen darstellen und durch welche das Pferd zweifelsfrei viel effektiver einsetzbar wurde, fällt die Bewertung der Wichtigkeit des Hufeisens – verständlicherweise – unterschiedlich aus. Während L. White den Hufbeschlages als Ursache für den Wandel sieht, hält etwa V. Stromer dies für überzogen [Stromer 131]. Hipposandale wie Hufeisen, beschränkt auf die (ehemaligen) Nordwestprovinzen des römischen Reiches, scheinen besonders im Transportwesen und Handel, nicht aber beim Militär von Bedeutung gewesen zu sein.

Der Formwandel und das Größerwerden der Hufeisen ab dem 13. Jh. könnte mit der Zunahme von Größe/Gewicht der Pferde zusammenhängen und nun auch – bei inzwischen erreichtem handwerklichen Können und tiermedizinischen Kenntnissen – den Beschlag für berittene Krieger notwendiger sowie ausführbarer gemacht haben. Erst mit dem Rittertum und dem größeren Radius (vgl. die Kreuzzüge) der Pferde dürfte das Hufeisen seine volle

Bedeutung im Militärwesen erreicht haben. Insofern wären Hipposandalen und Hufeisen zwei Antworten auf z.T. ähnliche Problemlagen gewesen

So betrachtet, wäre ein „altbekannter Zopf“ – das Hufeisen – erst später in einer bestimmten historischen Konstellation gesellschaftlich-militärischen Wandels zu neuen Dimensionen gelangt. Die Fertigkeiten im Schmieden und ihre Anwendung auf den Huf waren die Voraussetzungen, um den wahrscheinlich immer wieder gemachten Versuchen des direkten Annagelns [vgl. Schnitzer/Blank] zunächst als „schwierige Alternative“, dann als echte Alternative und schließlich als bessere Lösung gegenüber den Hipposandalen den Weg zu bahnen. Dieser Qualitätssprung in der Anwendung des Hufeisens wird wohl in der Anwendung durch das Militär zu sehen sein, wofür der Beleg Leos VI. wirklich der erste sein mag; allerdings liegt dieser wieder in der Phantomzeit – seine Echtheit und eventuelle Neudatierung wären zu prüfen (einen weiteren Beleg unter seinem Sohn Konstantin konnte ich bisher nicht verifizieren). Die neue Bedeutung spiegelt sich jedenfalls in der Legendenbildung einer organisierten Berufsgruppe in den Städten (Italien!) um den „eigenen“ Heiligen Eligius, dessen Überlieferung und Entstehung in Norditalien und alemannischem Gebiet – wie gezeigt – nicht wesentlich über das 13. Jh. zurückgeht.

Die Annahme einer Phantomzeit würde das Schweigen der archäologischen und bildlichen Quellen während des 8. und 9. Jhs. plausibel machen. Zudem würden die Probleme stratigraphischer, chronologischer und typologischer Art der archäologischen Befunde widerspruchsfreier. Es wäre nicht mehr nötig, bei der Ausgrabung eines Limeskastells die vorgefundenen Hufeisen verschwinden zu lassen – aus Angst, man müsste die Fundstelle sonst als nicht römisch einschätzen [Junkelmann III.92].

Literatur

- Althof, H. (1899-1905), *Walthari poesis. Das Waltharilied Ekkehard's I. von St. Gallen. Ein Heldengesang aus dem 10. Jh. im Versmaß der Urschrift übersetzt und erläutert*, Leipzig
- Arbogast, R.-M. (2002), *Archéologie du cheval des origines à la période moderne*, Paris
- Becker, C. (1995), *Die Kommune Chiavenna im 12. und 13. Jahrhundert. Politisch-administrative Entwicklung und gesellschaftlicher Wandel in einer lombardischen Landgemeinde (Gesellschaft, Kultur und Schrift. Mediäv. Beiträge 3)*, Frankfurt/ M
- Benecke, N. (1994), *Der Mensch und seine Haustiere. Die Geschichte einer jahrtausendealten Beziehung*, Stuttgart
- Böhm, K. / Meixner, G. (1999), *Schambach: ein Beitrag zur vorrömischen Besiedlungsgeschichte des niederbayrischen Gäuboden*, in: *Proceedings of the 17th Archeolog. Conference of Lower Bavaria, Deggendorf*, ed. K. Schmotz, Rahden, 116-121
- Boxberg, I.v., 1880, *Sitzungsberichte und Abhandlungen des Vereins „Isis“*, Dresden

- Burford, A., 1985, *Künstler und Handwerker in Griechenland und Rom*, übersetzt von W. Felten (Kulturgeschichte der antiken Welt, 24), Mainz
- Carnath, G., 1953, *Das Hufeisen in seiner Bedeutung für Kultur und Zivilisation*, Zürich
- Colardelle, M. / Verdel, E., 1993, *Les habitats du lac du Paladru (Isère), dans leur environnement. La formation d'un terroir au Xe siècle*, Paris
- Drack, W., 1990, *Hufeisenfunde in, auf und über der römischen Straße in Oberwinterthur. Ein Beitrag zur Geschichte des Hufeisens*, Bayr. Vorgeschichtsblätter 55
- Du Cange, IV = C. du Fresne Sieur du Cange, 1954, *Glossarium ad Scriptores Mediae et infimae Latinitatis*, IV, 1883/7, ND Graz
- Etzdorf, K.v., 1956, *Der Heilige Eligius und die Typen seiner Darstellung als Patron der Goldschmiede und Schmiede*, Diss. phil. an der Ludwig-Maximilian-Universität München
- Friedrich II., ⁶1987, *Das Falkenbuch Kaiser Friedrichs II. Vollständige Wiedergabe des Codex Ms. Pal. Lat. 1071 „De arte venandi cum avibus“ der Bibliotheca Apostolica Vaticana*, Kommentar von C.A. Willemsen, Dortmund
- Fehrle, H., 1940, *Die Eligius-Sage*, Frankfurt/M
- Gerhardi Vita S. Oudalrici Episcopi, ed. G. Waitz, 1841 in: *Monumenta Germaniae Historica, Scriptorum*, IV, ed. G.H. Pertz, Hannover, 377-428
- Grabherr, G., 2001, *Michlhallberg, Die Ausgrabung in der römischen Siedlung 1997-1999 und die Untersuchungen an der zugehörigen Straßentrasse* (Schriftenreihe des Kammerhofmuseums Bad Aussee, 22)
- Harhoiu, R., 2003, *Die untere Donau während der späten Kaiserzeit und der Völkerwanderungszeit*, in: *European Archeologie – online / September 2003*
- Hessel, A., 1910, *Geschichte der Stadt Bologna von 1116 bis 1280*, Berlin (ND 1965, Vaduz)
- Hickman, J., ³1994, *Der richtige Hufbeschlag. Illustriertes Handbuch für Theorie und Praxis*, München (¹1983)
- Horn, J., 1912, *Ueber den ältesten Hufschutz des Pferdes. Ein Beitrag zur Geschichte des Hufbeschlages*, Diss. vet. med., Leipzig
- Jacobi, L., 1937, *Das Römerkastell Saalburg bei Homburg von der Höhe*, Berlin
- Jordanus Ruffus, 1818, *Hippiatrica*; hg.v. H. Molin, Padova
- Junkelmann, M., 1990, *Die Reiter Roms, Teil I, Reise, Jagd, Triumph und Circusrennen*, Mainz
- 1992, *Die Reiter Roms, Teil III, Zubehör, Reitweise, Bewaffnung*, Mainz
- Kaftal, G., 1978, *Saints in Italian Art, vol. 3: Iconography of the Saints in the Painting of North East Italy*, Florenz
- Keller, H., 1995, *Mailand zur Zeit des Kampfes gegen Friedrich II.*, in: *Europas Städte zwischen Zwang und Freiheit. Die europäische Stadt um die Mitte des 13. Jh.*, hg. v. W. Hartmann, Regensburg
- Klein, L., 1969, *Studien zur „medicina equorum“ des Jordanus Ruffus (1250)*, Diss. vet. med., Hannover
- Koch, U., 1997, *Der Ritt in die Ferne. Erfolgreiche Kriegszüge im Langobardenreich*, in: *Die Alamannen*, Stuttgart, 403-415
- Köchli, H. / Rüstow, W., 1855, *Des Byzantiner Anonymus Kriegswissensch.*, Leipzig
- Kösters, H., ⁶1914, *Lehrbuch des Hufbeschlages*, Berlin

Leonis imperatoris *Tactica, Constitutio de apparatu armorum* nr. IV, Lugduni Bata-
vorum, 1612. Teile der *Tactica* neu ediert von R. Vári, 1922, *Leonis Imperatoris tactica* (Sylloge tacticorum Graecorum, 3), Bd.2, Fasc.1: *Constitutiones XII-XIV*,
Budapest

LMA = Lexikon des Mittelalters, München

Lungwitz, A., 1885, Antike Hufeisen, in: *Der Hufschmied*, VII

Mandera, H.-E., 1956, Sind die Hufeisen von der Saalburg römisch?, in: *Saalburg-Jahrbuch* 15

Maurer, G.L.v., 1863, *Geschichte der Fronhöfe, der Bauernhöfe und der Hofverfassung in Deutschland*, III, Göttingen

Meyer, Th., 1941, Beitrag zur Geschichte des Hufbeschlages, *Diss. vet. med.*, Leipzig

Meyer, W., 1976, Das Castel Grande in Bellinzona. Bericht über die Ausgrabungen und Bauuntersuchungen von 1967, Olten

Müller, G., 1999, Radiologische Methode zur Beurteilung der Hufzubereitung bei Pferden mit zehenweiter oder zehenger Gliedmaßenstellg, *Diss. vet. med.*, Berlin

Müller-Lhotska, U.A., 1984, Das Pferd in der Schweiz, von der Prähistorie bis zum ausgehenden Mittelalter, *Diss.* Zürich

Planck, D., 1977, Neues zum römischen Kastell Waldmössingen Kreis Rottweil (*Fundberichte aus Baden-Württemberg*, 3), Stuttgart

Prévo, B. / Ribémont, B., 1994, *Le cheval en France au Moyen Age*, Orléans

Puhle, M., Hg. 2001, *Otto der Große. Magdeburg und Europa*, 2 Bde, Mainz

Rau, G. u. B., 2001, *Der richtige Hufschutz für mein Pferd*, Stuttgart

Roth, R., 1928, *Die Pferdeheilkunde des Jordanus Ruffus*, *Diss. vet. med.*, Berlin

Ruprechtsberger, E.M., 1975, *Hipposandalen und Hufeisen aus dem Ennser Museum*, *Jb ÖÖMV* 120/I, 25 ff.

- 1977/78, Römische Hufeisen und der Phaidrasarkophag im Camposanto zu Pisa, in: *Römisches Österreich* 5/6

Schnitzer, U. / Blank, R., 1994, *Der erste Hufschmied (Eine Erzählung)*, Karlsruhe

Steinklauber, U., o.J., Rezension zu Grabherr, Michlhallberg unter

www.plekos.uni-muenchen.de

Stiegemann, C. / Wemhoff, M., Hg. 1999, *Kunst und Kultur der Karolingerzeit. 799 Karl der Große und Leo III.* in Paderborn, *Ausstellungskatalog* in 3 Bänden

Stromer, V., 1988, Hufbeschlag und Werkzeug, in: *Handwerk und Sachkultur im Spätmittelalter, Internationaler Kongreß, Krems an der Donau*, 7. bis 10. 10. 1986

Wandruszka, N., 1993, Die Oberschichten Bolognas und ihre Rolle während der Ausbildung der Kommune (12. und 13. Jh.), *Europäische Hochschulschriften* III/566, Frankfurt/M.

Wartmann, H., Hg. 1863/66, *Urkundenbuch der Abtei St. Gallen*, I (700-840), II (840-920) Zürich

Waurick, G., Hg. 1992, *Das Reich der Salier 1024-1125. Katalog zur Ausstellung des Landes Rheinland-Pfalz*, Sigmaringen

White, L., 1968, *Die mittelalterliche Technik und der Wandel der Gesellschaft*, München

Dr. Nikolai Wandruszka, Hufbeschlag & Metallbau, Nwandruszka@web.de

„...spâhe sint Peigira.“

Althochdeutsche Sprache und Literatur und die Phantomzeit-Theorie

Von Martin Henkel

Heribert Illig's neue Chronologie, nach der etwa 300 Jahre unserer Geschichte nicht existiert haben, beruht nicht zuletzt auf einem berechtigten Misstrauen gegenüber schriftlichen Dokumenten aus mittelalterlichen Skriptorien. Illig schreibt mit Recht, dass die Mediävistik „längst durch geduldige Untersuchungen bewiesen (habe), dass nichts leichter fälschbar ist als Geschriebenes“ [Illig 1999, 234].

Man muss jedoch differenzieren. Die überwiegende Zahl der im europäischen Mittelalter geschriebenen Texte ist auf Latein abgefasst. Man kann in der Tat leicht lateinische Texte fälschen, die aus alter Zeit stammen sollen. Das Lateinische als Schriftsprache lässt nicht erkennen, wann genau ein Text geschrieben worden ist. Gewiss gibt es erhebliche orthographische und stilistische Unterschiede zwischen dem klassischen Latein und dem „Mittellatein“. Das Latein, das Cicero und Caesar, Vergil und Ovid, Quintilian, Hieronymus und Augustinus schrieben, war nie das im Alltag gesprochene Latein; es war immer eine Literatur- und Rhetorik-Sprache. Im engeren Sinn war das Latein, das wir in der Schule lernen, nie eine „lebendige“ Sprache; deshalb ist auch die Bezeichnung als „tote“ Sprache nicht richtig. Schreibung und Formenlehre haben sich seit der Etablierung einer lateinischen Schriftsprache im 2. Jh. nicht mehr wesentlich verändert (die seit dem 4. Jh. veränderte Aussprache des *c*- vor *-y*, *-ae*, *oe*, *-e* und *-i* schlägt sich ja in der Schrift nicht nieder). Es lagen immer alte schriftliche Dokumente vor, an denen man sich orientieren konnte.

Latein ist das ideale Fälschungsmedium. Angenommen, im 10. oder 11. Jh. hätte ein gelehrter Autor einen Text geschrieben, von dem die Leser glauben sollen, er sei schon zwei- oder dreihundert Jahre alt, so würden wir das allein an der sprachlichen Form nicht erkennen; es gibt gute und schlechte lateinische Texte, nicht aber alte und neuere Sprachformen im frühen Mittellatein. Man kann lateinische Texte nur dann und nur insofern als Fälschung erkennen, wenn sachliche Widersprüche auftauchen, Anachronismen innerhalb des Textes, im intertextuellen Vergleich, aufgrund des diplomatischen Befunds (Schreibmaterial, Schriftart) oder im Vergleich mit nichtschriftlichen Zeugnissen. Lateinische Texte, die entweder keinen erkennbaren Zeitbezug haben oder sich explizit auf längst vergangene Ereignisse (etwa die biblische

Geschichte oder die Völkerwanderungszeit oder die Hunnen- und Merowingerzeit) beziehen, kann man nur sehr schwer datieren. Erst in neuester Zeit sind mit verfeinerten wissenschaftlichen Methoden viele angeblich frühmittelalterliche Dokumente als Fälschungen erkannt worden.

Seit Luthers geniale Bibelübersetzung durch den Buchdruck in ganz Deutschland verbreitet wurde und dadurch eine normierte Schriftsprache etablierte, hat sich auch an der deutschen Sprache nicht mehr viel verändert. Wir können Texte Luthers ohne besondere Vorbildung heute noch lesen und weitgehend verstehen. Nur wenige Wörter sind in den letzten 500 Jahren völlig verloren gegangen (z. B. „Schnur“ für „Schwiegertochter“), sehr viel mehr kennen wir noch, gebrauchen sie aber nicht mehr („sintemalen“), dagegen sind natürlich viele hinzugekommen. Lautstand, Formenlehre und Syntax haben sich aber kaum verändert. Hochdeutsch ist insoweit eine relativ stabile, konservative Sprache. Da sie zudem lexikalisch und stilkritisch seit etwa 1100 gut dokumentiert und in ihren Entwicklungsschritten analysiert ist, kann man, wenn man will, frühere Sprachzustände beliebig nachahmen. Das geschieht auch heute noch, allerdings meistens zu unterhaltenden Zwecken (z. B. die um 1900 entstanden sein sollenden Werke der Dichterin „Julie Schrader“, die ihr Großneffe Berndt W. Wessling seit vielen Jahren veröffentlicht).

Aus der Kunstgeschichte ist bekannt, dass Fälschungen eine relativ geringe Haltbarkeitsdauer haben, weil sie immer ein bestimmtes Rezeptionsmuster voraussetzen und benutzen, das zeitbedingt und damit leicht vergänglich ist. Niemand würde heute Han van Meegeren einen von diesem selbst fabrizierten Vermeer abkaufen, eine Quattrocento-Madonna des Alceo Dossena von 1925 im Louvre aufstellen oder die im Dritten Reich entstandenen „gotischen“ Fresken Lothar Malskats im Dom zu Schlesig für echt halten (von dem verräterischen Truthahn einmal abgesehen). Auch würde niemand mehr die Elaborate des James Macpherson einem uralten keltischen Barden Ossian zuschreiben oder die von Thomas Chatterton im 18. Jahrhundert produzierten Texte eines mittelalterlichen Mönchs namens Rowley überzeugend finden. Die pseudobarocken „Dafnis“-Gedichte von Arno Holz, die freilich keine Authentizität vorspiegelten, sondern eine Travestie darstellten, haben ihren Witz weitgehend verloren, weil wir heute barocke Lyrik ganz anders sehen als vor 100 Jahren. Wenn wir heute noch mittelalterliche Fälschungen nicht mit bloßem Auge erkennen, dann dürfte das daran liegen, dass Fälscher und Fälschung uns so fern sind, dass sie gleich weit entfernt scheinen – und am Latein, das uns gleichsam die ganze Zeit vor der Renaissance und der Reformation als ein einheitlich dunkles Mittelalter erscheinen lässt. An der Sprache allein kann man tatsächlich nicht erkennen, dass die Dramen der Hrotsvit von Gandersheim aus dem 11. und nicht aus dem 16. Jahrhundert stammen, oder irren wir uns da [vgl. Tamerl]?

Illigs Theorie setzt u. a. voraus, dass sämtliche Dokumente, die sich auf die Karolingerzeit beziehen und aus dieser Zeit selbst stammen sollen, tatsächlich frühestens aus der Zeit um 1000 nach herkömmlicher Chronologie stammen. Soweit es sich um Dokumente in lateinischer Sprache handelt, gibt es kein grundsätzliches Problem. Nun gibt es jedoch eine ganze Anzahl von Texten in sprachlichen Gestalten, die die Philologen mit absoluter Sicherheit als frühere Formen des Deutschen identifizieren, wenn auch nicht unbedingt als Vorläufer des heutigen Deutsch. Ein Großteil, ja fast die Gesamtheit dieser Sprachzeugnisse wird von den Altgermanisten in die Zeit von 750 bis 900 datiert, also in Illigs „Phantomzeit“. Mindestens drei dieser Sprachzeugnisse sind mit Daten aus der karolingischen Geschichte eng verknüpft. Wenn die Phantomzeit-These zutrifft, müssen die volkssprachlichen Dokumente, die explizit auf fiktive Ereignisse aus dieser erfundenen Zeit Bezug nehmen, ebenfalls Fälschungen aus der ottonischen Zeit sein. Kann man aber „Althochdeutsch“ fälschen? Dieser Frage sind die Anhänger der Phantomzeit-Theorie bisher weitgehend ausgewichen. So geht Manfred Zeller [1991] überhaupt nicht auf die sprachliche Entwicklung innerhalb der deutschen mittelalterlichen Literatur(en) ein.

Die althochdeutschen und altniederdeutschen Sprachzeugnisse existieren, und es handelt sich zweifellos nicht um gelehrte Fälschungen aus der Zeit nach Jacob Grimms grundlegenden Erkenntnissen über die deutsche Sprachgeschichte (zuerst in einem Brief von 1820 an Lachmann; systematisch entwickelt in *Zur Geschichte der deutschen Sprache*, 1848; der altsächsische *Heliand* wurde von Schmeller 1830 so benannt und herausgegeben). Der Nachweis, dass es sich bei den Sprachformen dieser Texte um einen Sprachstand handelt, der der mittelhochdeutschen Sprache vorausgeht, und nicht etwa um dialektale Abweichungen, ist unwiderleglich geführt worden. Im 10./11. Jh. wusste man, davon ist auszugehen, nichts oder wenig von der Geschichte der Volkssprachen seit der Völkerwanderung. Die Sprache der ahd. und andt. Texte muss im großen und ganzen die Sprache sein, die zur Zeit ihrer Verfasser gesprochen wurde; das „Althochdeutsche“ ist weder erfunden noch rekonstruiert. Angenommen, die Urheber der althochdeutschen Texte hätten im 10./11. Jh. aufgrund etwa einer uns heute nicht mehr bekannten Quelle Kenntnisse über einen Jahrhunderte zurückliegenden Sprachzustand gehabt (also etwa germanische Aufzeichnungen aus der Merowingerzeit, die sie zur Konstruktion eines fiktiven karolingischen Fränkisch benutzt hätten), so wäre es sinnlos gewesen, diese esoterische Kenntnis zum Zweck von Fälschungen zu benutzen, weil die Adressaten ja nicht über die gleiche Kenntnis verfügten hätten. Diese Annahme ist also absurd. Außerdem müssten bei einer künstlich rekonstruierten altertümlichen Sprache einerseits viel mehr Fehler vorkom-

men als tatsächlich vorliegen; andererseits könnte man erwarten, dass die Fälscher, die ja nach Illig miteinander in Verbindung standen, sich bemüht hätten, eine einheitliche „karolingische“ Sprache zu schaffen; das ist jedoch nicht festzustellen. Einige Dokumente zeigen ein Bemühen um Normierung der Sprache, jedoch zeigen diese einzelnen Versuche gerade, dass es keine koordinierte Aktion gab.

In Widersprüche führt auch die Annahme, einige der althochdeutschen Texte, nämlich solche, die keinen Bezug zur karolingischen Geschichte haben, wären „echt“, stammten aus dem +6. Jh. und hätten den ottonischen Fälschern die Vorlage für die Rekonstruktion eines „karolingischen“ Idioms geliefert. Solche Rekonstruktionen würden sich durch eine Fülle von falschen oder „hyperkorrekten“ Bildungen verraten, wie man am älteren *Hildebrandslied* sehen kann, das aus einer oberdeutschen Vorlage in ein dem Bearbeiter nur unzureichend bekanntes niederdeutsches Idiom transponiert wurde.

Nein, diese Annahmen sind absurd. Es bleibt dabei: Die althochdeutschen Sprachdenkmäler zeigen die Sprache mehr oder weniger so, wie sie zur Zeit der Niederschrift oder nicht allzu lange zuvor tatsächlich gesprochen wurde. Die Texte können nicht zu einer Zeit entstanden sein, als man die Sprache, in der sie abgefasst sind, nicht mehr sprach. Daraus ergibt sich für die Illig-These die Frage: Wurde zur Zeit der Verfertigung der Phantomzeit und ihrer Füllung durch erfundene Ereignisse und Dokumente noch „Althochdeutsch“ gesprochen? Ist dann die Zeit bis zur Herausbildung des Mittelhochdeutschen nicht zu kurz?

Wenn wir dagegen deutsche Texte, die nach herkömmlicher Chronologie in die karolingische Zeit eingeordnet werden, aufgrund der sprachlichen Entwicklung in eine Zeit mehrere Jahrhunderte vor dem Aufblühen der mittelhochdeutschen Dichtung verlegen müssen, kommen wir in die Merowingerzeit (wodurch die Texte ja nicht älter werden, sondern nur den zu postulierenden zeitlichen Abstand zum Mittelhochdeutschen wahren). Ist das plausibel zu machen, oder geraten wir in Schwierigkeiten? Einen Vorteil hätte diese Annahme: Einige ahd. Sprachdokumente scheinen sich auf Ereignisse zu beziehen, die sich (nach herkömmlicher Chronologie) Jahrhunderte vor Abfassung dieser Texte zugetragen haben (z. B. kommen im *Hildebrandslied* Namen vor, die man wohl mit Odoakar, Theoderich und Attila, also historischen Personen aus dem +5./6. Jh. identifizieren muss). Andererseits nennt diese Namen auch das *Nibelungenlied*, das zweifellos um die Wende vom 12. zum 13. Jh. geschrieben wurde.

Um diese Fragen angehen zu können, müssen wir uns zunächst einen Überblick über die im Mittelalter gesprochenen und geschriebenen Formen des Deutschen verschaffen.

Wir können heute ohne spezielles Studium mittelhochdeutsche Texte nicht mehr lesen und verstehen, und das so genannte Althochdeutsch erscheint uns weitgehend als völlig fremde Sprache, in der wir spontan nur einige Wörter erkennen. Das Mittelhochdeutsche war nach übereinstimmender Meinung der Fachleute eine künstliche, normierte Literatur-, speziell Dichtungssprache auf der Grundlage bairisch-österreichischer Dialekte. Niemand sprach mittelhochdeutsch; dagegen benutzten auch Literaten, die zweifellos in Prosa ganz andere Dialekte sprachen, das Mittelhochdeutsche als Literaturmedium. Der sehr produktive Autor Heinrich von Veldeke, der um 1180 wirkte, stammte aus dem niederländischen Limburg, sprach also von Hause aus einen niederfränkischen Dialekt, schrieb aber seine *Eneit* in mittelhochdeutscher Sprache, und Eike von Repgow stellte seiner Sammlung sächsischer Rechtsnormen in alt(nieder)sächsischer Sprache ein Gedicht in mittelhochdeutschen Versen voran. Diese Kunstsprache wurde nur geschrieben und gesungen bzw. rezipiert; die gesprochene Sprache lief in vielen unterschiedlichen Dialekten nebenher und konnte sich weiterentwickeln.

Erst recht ist selbstverständlich, dass zu der Zeit, bevor das höfische Mhd. Literaturnorm wurde, die Sprache im Fluss war; die zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten entstandenen vor-mhd. schriftlichen Denkmäler können daher aus philologischer Sicht nicht exakt in eine chronologische Ordnung gebracht werden. Zudem muss man damit rechnen, dass viele der irgendwann schriftlich niedergelegten Texte bereits vor ihrer Niederschrift eine mündliche Geschichte hatten. Andererseits zeigen z. B. die verschiedenen, aber teilweise voneinander abhängigen „althochdeutschen“ Fassungen des Vaterunser, dass sich bei jeder Abschrift Varianten ergaben, die vielleicht eine Anpassung an die jeweils gesprochene Sprache darstellen, andererseits aber nicht allzu sehr von der Vorlage abweichen sollten (so sagen wir ja noch heute traditionell „Vaterunser“ statt „Unser Vater“ und richten uns so nach den althochdeutschen Interlinearversionen des lateinischen Textes des Pater noster, die die lateinische Wortstellung bewahren), abgesehen davon, dass es natürlich keine normierte Rechtschreibung gab und gerade die „neuen“ Laute mit den lateinischen Buchstaben nur schwer wiederzugeben waren. Der (alemannische) Laut *kch-* kann z. B. als *qh-*, *ch-*, *kh-* oder *hh-* geschrieben werden; letzteres Graphem kann aber auch einfaches *ch-* wiedergeben, das sonst auch einfach *h-*, *ch-* oder *c-* geschrieben werden kann; *c-* wiederum kann auch *z-* repräsentieren. Ein besonderes Problem sind die Phoneme bzw. Grapheme *th-* und *dh-*. Wie wurden sie ausgesprochen, und was bedeutet es, wenn ein Text an ihrer Stelle ein einfaches *d-* oder *t-* enthält? Wie wurde z. B. das lateinische Wort „*theoticus*“ ausgesprochen, aus dem über „*diutisk*“ u. ä. schließlich „deutsch“ wurde?

Die sprachliche Entwicklung kann in unterschiedlichen Regionen sehr ungleichzeitig verlaufen. Ein einzelnes schriftliches Dokument kann daher nicht unbedingt Zeugnis für die gesprochene Sprache seiner Entstehungszeit sein. Schreiber der althochdeutschen Texte waren wohl ausschließlich Mönche. In einem Kloster trafen Mönche aus unterschiedlichen Gegenden zusammen. Schrieben sie etwa einen Text ab oder zeichneten einen Text aus mündlicher Tradition auf, so ist damit zu rechnen, dass ihnen, unabhängig von der Herkunft des jeweiligen Textes, Eigentümlichkeiten ihres heimatlichen Dialekts in die Feder gerieten.

Eine althochdeutsche Sprache, ein „Normalalthochdeutsch“ gibt es (im Unterschied zur mittelhochdeutschen Sprache) gar nicht. Unter dem Begriff des Ahd. werden schriftlich überlieferte bairische, alemannische und fränkische Sprachzeugnisse zusammengefasst. Alemannisch und Bairisch stehen sich sehr nahe, aber auch innerhalb dieser Sprachgemeinschaften gibt es Uneinheitlichkeiten. Das Langobardische ist nur in „Sprachsplintern“ überliefert, die aber im fragmentarischen, in einer St. Galler Handschrift von ~700 erhaltene *Edictus Rothari*, auf 643 datiert, die ältesten schriftlichen deutschen Wörter enthalten [Wapnewski 1980, 10]. Diesen nach germanischen „Stämmen“ benannten Dialektgruppen entsprechen wohl bestimmte Siedlungsgebiete dieser Gruppen (wobei man Begriffe wie „germanisch“ und „keltisch“ nur auf die Sprachen beziehen sollte, nicht auf Völker oder gar „Rassen“). In diesen Gebieten fand, ausgehend von Süddeutschland, genauer aus dem alemannischen Siedlungsgebiet, zu unbekannter Zeit („deren Beginn man in das 6. Jahrhundert setzt“ [Eggers 1986, 102]) eine sprachliche Entwicklung statt, die diese Dialekte von den übrigen westgermanischen Sprachformen trennte, dem (Alt-)Sächsischen, dem Angelsächsischen und dem Friesischen.

Allerdings erfasste diese von Jacob Grimm erstmals beschriebene „Zweite“ oder „Hochdeutsche Lautverschiebung“ die Dialektgruppen nicht vollständig, sondern sie dehnte sich vermutlich über einen längeren Zeitraum geographisch von Süden nach Norden aus, ohne Rücksicht auf die Grenzen und Übergänge zwischen den gesprochenen germanischen Sprachen oder Dialekten. Das Alemannische und das Bairische wurden vollständig dieser Veränderung unterzogen, im äußersten Süden, in Tirol und in der Schweiz am konsequentesten; im Bereich des fränkischen Siedlungsgebietes ist sie irgendwann zum Stocken gekommen. Noch heute spricht man am Niederrhein von Düsseldorf abwärts und in den benachbarten niederländischen Provinzen Limburg und Gelderland ebenso wie im Nordosten von Belgien „niederfränkische“ Dialekte, d. h. Dialekte, die fränkische Formmerkmale zeigen, zugleich aber die hochdeutsche Lautverschiebung nicht mitgemacht haben. (Das zur Nationalsprache gewordene Niederlands ist im wesentlichen niedersächsisch mit niederfränkischen Anteilen. Den Dialekt von Maastricht aber versteht ein

Mönchengladbacher besser als ein Amsterdamer.) Andererseits drangen die neuen Sprachformen weiter im Osten in ursprünglich sächsisch-thüringisches Siedlungsgebiet vor (der heutige mainfränkische Dialekt gilt als ursprünglich „elbgermanisch“ [Eggers 1986, 36]). Überdies war die „hochdeutsche Lautverschiebung“ mit dem Sieg der mittelhochdeutschen Literatursprache nicht abgeschlossen. Aufgrund der territorialen Verhältnisse im Hochmittelalter und später hat sich das Hochdeutsche an vielen Stellen sekundär über niederdeutsche Formen geschoben. Bis 1945 verlief die Sprachgrenze selbst durch Ostpreußen: In Elbing sprach man einen oberdeutschen, in Königsberg einen niederdeutschen Dialekt.

Im großen und ganzen aber ist die hochdeutsche Lautverschiebung nicht über den bergigen Teil Deutschlands hinaus vorgedrungen, also nicht in die „platte“ niederdeutsche Ebene vorgedrungen. „Hochdeutsch“ ist also ursprünglich und noch bei Grimm identisch mit „oberdeutsch“ und steht in Opposition zu „niederdeutsch“; weil das niedersächsische Plattdeutsch sich von allen deutschen Dialekten am meisten von der Schriftsprache unterscheidet, wurde „Platt“ zur Bezeichnung auch anderer Dialekte, und „Hochdeutsch“ wurde so sekundär zur Bezeichnung der deutschen Schriftsprache im Gegensatz zu allen Dialekten. Und so bekam der Begriff „Hochdeutsch“ den neuen Sinn „hochstehendes, elaboriertes Deutsch“ oder auch „Deutsch der höheren Stände“. (Manche Linguisten bezeichnen das Niedersächsische auch als Sprache, weil es einerseits eine „Abstandssprache“ gegenüber dem Hochdeutschen sei und andererseits seit dem 19. Jahrhundert auch zur Schriftsprache geworden ist und Dichter und Schriftsteller wie Fritz Reuter und Claus Groth sich seiner bedient haben.) Weiter kompliziert wird die Terminologie dadurch, dass die Germanisten heute das Althochdeutsche in eine oberdeutsche und eine mitteldeutsche Dialektgruppe einteilen, wobei die mitteldeutsche Gruppe wieder in eine west- und eine ostmittelhochdeutsche Form zerfällt [Braune/Eggers 1975, 5]. Jacob Grimm nannte die oberdeutsche Gruppe dagegen „strengalthochdeutsch“.

Wie und warum Lautverschiebungen stattfinden, ist ungeklärt. Die meisten sprachlichen Veränderungen lassen sich dadurch erklären, dass Bevölkerungen unterschiedlicher Sprache (durch Eroberung oder friedliche Einwanderung) in engen Kontakt miteinander kommen. Mal prägen die Eroberer oder Einwanderer den Ansässigen ihre Sprache auf, die sich dabei aber verändert, mal setzt sich die autochthone Sprache mit Überformung durch, mal kommt es zu Kreol-, Pidgin- oder Patois-Sprachen. Die zwei Sprachen können eine Zeitlang (wie in England nach 1066 das Altenglische und das normannische Französisch als Sprache der Oberschicht) sozial getrennt nebeneinander herlaufen, bis sie sich vermischen. Wenn die hochdeutsche Lautverschiebung im +6. Jh. nach konventioneller Chronologie bei den Alemannen begonnen hat,

ist ein solcher Kontakt zwischen zwei Sprachen nicht zu erkennen. Hätte sie früher, also etwa zur Zeit der Völkerwanderung begonnen, schon eher. Nach Illigs Fassung der bairischen Geschichte sind im +5./6. Jh. im Gebiet des heutigen Bayern umfangreiche Ein- und Durchwanderungsprozesse vor allem von Ost nach West anzunehmen, während eine alemannische Bevölkerung schon seit etwa +400 ansässig war [vgl. Friedrich 1991, 59]. Ein Kontakt unterschiedlicher Sprachen als Grund für die Lautverschiebung wäre also wahrscheinlich. Dass die Lautverschiebung im alemannischen Sprachraum begonnen habe, ist allerdings mangels schriftlicher Zeugnisse offenbar eine Annahme, die der Tatsache geschuldet ist, dass sie im heutigen alemannischen Sprachgebiet am konsequentesten durchgeführt wurde, was vor allem am schwyzerdeutschen Laut -kch- zu erkennen ist. Lautverschiebungen können nicht *in situ* beobachtet werden, und deshalb gilt auch für die hochdeutsche: „...eine befriedigende Erklärung steht aus“ [Braune/Eggers 1975, 84].

Die hochdeutsche Lautverschiebung umfasst im wesentlichen – stark vereinfacht – folgende Vorgänge:

Germanisches p, t, k werden nach Vokal und teilweise im Anlaut zu (p)f, (t)s, ch, im Südalemannischen kch; b, d, g werden dagegen teilweise zu p, t, k (diese Entwicklung ist teilweise später wieder rückgängig gemacht worden). Beispiele: Appel > Apfel, dat > das, Katte > Katze, maken > machen. Dagegen: got. fadar > Vater. Weiter entwickelte sich der sog. Primärumlaut bei -a- vor -i-: *faren, feris*: fahren, du fährst.

Die Grenze, bis zu der die Lautverschiebung vordrang, nannte man früher „Benrather Linie“. Durch diesen südlichen Düsseldorfer Vorort verlief die Grenze zwischen „das“ und „dat“, „laufen“ und „lophen“, „machen“ und „maken“. Inzwischen differenziert man aber und spricht vom „Benrather Gürtel“ oder besser „Fächer“. Einzelne Formmerkmale des Hochdeutschen sind unterschiedlich weit nach Norden vorgedrungen; südlich von Düsseldorf treffen tatsächlich mehrere dieser Grenzlinien („Isoglossen“) auf den Rhein. Andererseits hat das Rheinfränkische das -p- in bestimmten Fällen bewahrt und nicht überwiegend zu -pf- gewandelt wie das Alemannische, das Bairische, das Mainfränkische und die Dialekte in Thüringen und Sachsen (und damit auch Luthers Neuhochdeutsch). Die Apfel-Appel-Grenze verläuft von Wissembourg über Speyer und Heidelberg in Richtung Thüringen.

Das Mhd. unterscheidet sich vom Ahd. durch die Abschwächung der unbebtonen vollen Endsilben zu -e, Vereinfachung der Flexionsformen, Sekundärumlaut (die anderen Vokale außer kurzem a werden vor i zu ä, ö usw.), Auslautverhärtung (*lip, libes*). Es ist sehr auffällig, dass wir diesen doch tiefgreifenden Umbau der Sprache von einer mit Flexion und vollen Endvokalen zu einer, bei der die Kasusmerkmale zunehmend auf Artikel und Pronomina beschränkt werden, nicht im einzelnen nachverfolgen können, da aus dem

Zeitraum, in dem er sich nach traditioneller Chronologie vollzogen hat, keine oder fast keine schriftlichen Belege der deutschen Sprache vorhanden sind. Es handelt sich (grob) um die Zeit von 900–1050. In dieser Zeit muss sich im bairischen Sprachraum im heutigen Bayern und Österreich die sprachliche Entwicklung vollzogen haben, die mit der Literatursprache „Mittelhochdeutsch“ ab 1050/60 fassbar wird.

Sprachliche Veränderungen brauchen ihre Zeit. Ein Erwachsener ändert seine Sprechweise kaum noch wesentlich. Wie alle Paradigmenwechsel sind auch sprachliche Veränderungen darauf angewiesen, dass die Vertreter des alten Paradigmas wegsterben. Auch die Illig-These wird, wenn sie denn zutrifft, erst unter einer zukünftigen Generation von Historikern zur allgemeinen Anerkennung kommen. Und so sind auch für die Lautverschiebung und für den Übergang vom Alt- zum Mittelhochdeutschen Zeiträume anzusetzen, die mehrere Generationen überdauern. Die Übergänge können wir nicht erkennen. Wir können nur einzelne Zustände wahrnehmen.

„Althochdeutsche“ Texte erkennt man also daran, dass einerseits die in der Zweiten Lautverschiebung entstandenen Merkmale des Hochdeutschen vorhanden sind, andererseits aber noch die vollen Endungen und Flexionsformen erhalten sind. So kennt z. B. das Ahd. den Nom. Pl. *Peigira* und den Gen. Pl. *Peigirô*: die Baiern, der Baiern; im Mhd. kann man *diu Beieren* (Nom.) nur noch durch den Artikel von *der Beieren* (Gen.) unterscheiden.

Im folgenden stelle ich eine (sicher unvollständige) Liste derjenigen Texte zusammen, die nach Meinung der Altgermanisten aus der ersten Phase der deutschen Literatur stammen, also nach herkömmlicher Chronologie aus der Zeit von 750 bis etwa 1050. Ganz allgemein gilt jedoch: Bis zum 15. Jahrhundert „treten an die Stelle gesicherter Daten (...) in der Regel approximative Datierungen und oftmals hypothetische Lokalisierungen“ [Brunner 1997, 33]. Und je früher, desto ungenauer werden die Datierungen. Bereits die grobe Periodisierung ist vage. Eine erste Epoche deutscher Literatur wird so abgegrenzt: „Von den Anfängen im 8. Jh. bis um 1150 (althochdeutsche und frühmittelhochdeutsche Literatur, die letztere beginnt um 1050)“ [ebd., 35]. Warum werden alt- und frühmittelhochdeutsche Literatur in eine Epoche zusammengefasst und nicht etwa der Schnitt zwischen Alt- und Mittelhochdeutsch angesetzt, wie es nach der ursprünglich von Jacob Grimm formulierten Distinktion zu erwarten wäre und was auch der Tatsache Rechnung trüge, dass aus der Zeit von 900 bis 1050 praktisch keine deutschsprachigen Texte überliefert sind?

Die Anzahl der auf die 150 Jahre von 750–900, die es nach Illig gar nicht gegeben hat, datierten deutschen Texte ist erheblich. Jeder einzelne dieser Texte muss bei der Annahme einer Phantomzeit in andere Zeitabschnitte untergebracht und als mit deren politischen, kulturellen, religiösen und demo-

graphischen Umständen kompatibel erklärt werden. Das hätte sicher auch Auswirkungen auf die Datierung der wenigen Dokumente, die traditionell in das 10. und frühe 11. Jh. verlegt werden.

Zu den frühesten deutschen Sprachdenkmälern gehören die sog. ahd. *Glossen*, die in mehr als 1.000 Handschriften überliefert sind, entweder als Übersetzungshilfen am Rand oder zwischen den Zeilen lat. Texte (Interlinearglossen). Daneben gibt es selbständige Wörtersammlungen zu einzelnen Texten, sog. Glossare. Das älteste deutsche Buch ist das in mehreren Fassungen vorliegende sog. *Abrogans*, ein Glossar, das seltene lat. Wörter durch gebräuchlichere und dann durch dtsh. erklärt; es enthält in der umfangreichsten Fassung 3.670 volkssprachliche Wörter, alphabetisch geordnet nach den zu erläuternden lat. Wörtern. Es wurde um die Mitte des 8. Jh. in Freising (unter Bischof Arbeo; es stamme aber ursprünglich nach Baesecke aus dem langobardischen Oberitalien, wohl wegen der Schreibung -p- für -b- und -c- für -g- usw. [Wapnewski 1980, 9]), oder Salzburg zusammengestellt, um 790 gekürzt und bearbeitet zur *Samanunga wortô*: Sammlung der Wörter, auch Pseudorhabanisches Glossar genannt.

Vocabularius Sancti Galli (um 775, Fulda?) von einem Schreiber mit ags. Hintergrund, Mitarbeiter des Bonifatius?, enthält auch altengl. Glossen, „die älteste erhaltene deutsche Handschrift“ [Wapnewski 1980, 11].

Psalmübersetzungen altalem., altnfr. und altsächs., 9. Jh., fragmentarisch überliefert.

Interlinearversion der Benediktinerregel zu Beginn des 9. Jh. (St. Gallen?)

27 lat. *Hymnen des Ambrosius* mit Interlinearversion, Reichenau 1. Viertel 9. Jh. (Murbacher Hymnen).

Sächsisches Taufgelöbniß, spätes 8. Jh.. Es wird mit der Christianisierung der Sachsen durch Karl den Großen in Verbindung gebracht und ist religionsgeschichtlich insofern interessant, als es nur eine Absage an die germanischen Götter und ihr mythologisches Gefolge verlangt, deren Existenz aber nicht bestreitet. Ist eine derartige Form von Monolatrie zu ottonischer Zeit denkbar? Oder muss das Gelöbniß in die Zeit vor 600 datiert werden?

Fränkisches Taufgelöbniß, um 800, Übersetzung aus dem Lateinischen [Text bei Eggers 1986, 92]. *Weißburger Katechismus* Ende 8. Jh.? [Eggers 484]

Althochdeutscher *Isidor* und *Mon(d)see-Wiener Fragmente*, Fragmente des Mt-Ev und eine Predigt, vorzügliche Arbeiten wohl eines Übersetzers aus Lothringen (Metz, Ende 8. Jh.).

„Eine Leistung, [...] von der wir zu wissen meinen, daß sie vollkommen den Intentionen Karls und Alkuins entspricht und im geistigen Raum ihrer 'Hofakademie' anzusiedeln ist – ohne daß es [...] gelungen wäre, Persönlichkeit und Herkunft des Übersetzerautors zu fixieren (dessen Werk wohl in Murbach entstand).“ [Wapnewski 1980, 11f.]

Eggers [116] schreibt dagegen von dem „sehr altertümlichen“ Isidor, während die Monseer-Wiener Fragmente etwa gleichzeitig „in der Schule des <Isidor>-Übersetzers“ entstanden.

Eines der bedeutendsten althochdeutschen Dokumente ist der sog. *Althochdeutsche Tatian*. Bonifatius hatte dem Kloster Fulda eine lateinische Übersetzung von Tatians Diatessaron, einer syrischen Evangelienharmonie aus der 2. Hälfte des 2. Jh., hinterlassen; sie wurde im 2. Viertel des 9. Jh. unter Abt Hrabanus Maurus übersetzt. Wapnewski [13] datiert das Werk „um 830“, Eggers [258] „ostfränkisch, um 825“. Die vollständigste von drei Handschriften ist von sechs (von der Wissenschaft mit griechischen Buchstaben bezeichneten) Schreibern geschrieben, aber mit durchgehenden vereinheitlichenden Korrekturen versehen. Man glaube, so Wapnewski, die korrigierende Hand des Hrabanus Maurus zu erkennen. Die korrigierte Sprachform ist so systematisch und einheitlich, dass man im 19. Jh. „das Althochdeutsche“ nach Maßgabe dieser Handschrift definiert hat [Kartschoke 1990, 113]. Eine „Grammatik der althochdeutschen Sprache“ ist tatsächlich im wesentlichen eine Grammatik der Sprache der Fuldaer Tatian-Übersetzung, die dem ostfränkischen Sprachtypus zugerechnet wird [vgl. Braune/Eggers 1975, 6]. Einige Autoren identifizieren den Schreiber γ mit dem späteren Reichenauer Abt Walahfrid Strabo, dem Schüler des Hrabanus.

Bruchstücke einer ahd. Übersetzung der *Lex Salica*, die im 6. Jh. lat. zusammengefasst wurde. Dieses Fragment wird als ältestes Dokument des Althochdeutschen angesehen.

Trierer Kapitulare, Übers. eines Gesetzes des Kaisers Ludwig des Frommen, 818.

Erste datierte „deutsche“ Urkunden: *Markbeschreibungen* für Hammelburg 777, Würzburg 779 (eine weitere undatiert) mit Nennungen zahlreicher Orts- und Flurnamen.

Straßburger Eide vom 14. Februar 842. Bekanntlich schlossen Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche ein Bündnis gegen ihren Bruder Lothar. Dabei sollen sie sich gegenseitig Treue geschworen haben, Karl „*teudisca*“, Ludwig „*romana lingua*“, um jeweils vom Heer des Bruders verstanden zu werden; die beiden Heere sollen ebenfalls je in ihrer Sprache Treue geschworen haben [Text bei Eggers 255 f].

Die Straßburger Eide sind von einem angeblichen Augen- und Ohrenzeugen namens Nithart, Enkel Karls des Großen, in seinem unmittelbar danach verfassten Werk *De dissensionibus filiorum Ludovici Pii usque ad annum 843* überliefert worden. Der frz. Text ist ein Solitär; es gibt kein anderes Zeugnis für altfrz. Sprache, das sicher in die Karolingerzeit datiert würde; eine Sequenz auf die Hl. Eulalia wird noch ins 9. Jh. datiert (881); die nächstjüngeren Sprachzeugen sind das Fragment von Valenciennes (Mitte 10. Jh.), das ist eine Predigt in einem Gemisch aus Latein und Altfranz., ein Passions-text von 980 bzw. „um 1000“ aus Clermont-Ferrand und das gleichzeitige Leodegar-Lied.

Das Frz. der Karolingerzeit, so nimmt man an, war dem „Vulgärlatein“ noch so ähnlich, dass es nicht als eigene Sprache wahrgenommen wurde, sondern eben als abgesunkenes, vulgäres Latein [hierzu Geckeler/Dietrich 146 ff.], das einige Elemente gallischer und germanischer Dialekte übernommen hatte. In der Tat steht der „frz.“ Text der Eide dem Lateinischen noch so nahe, dass man denken könnte, sie seien von einem lateinisch denkenden Autor fingiert worden: „*sagrament*“ (frz. *serment*), „*fradre*“ (frz. *frère*), „*deo*“ (frz. *dieu*). Die Romanisten meinen jedoch, dabei handle es sich nur um eine noch nicht vom Lateinischen abgekoppelte Orthographie [ebd., 179 ff.]. In *fradre* z. B. sei das -a- wie nfrz. -è- zu lesen und das -d- wie ein weiches engl. -th-, das dann bald darauf verschwand. Das erklärt aber m. E. *sagrament* nicht. Nach Wolf [56] ist die Herkunft dieses „romanischen“ Dialekts ungeklärt; einige Formelemente erinnern mehr an das heutige Spanisch als an einen Vorläufer des Französischen: *ayudha* (span. *ayuda*, das -d- wird ja gesprochen wie das engl. weiche -th-, dagegen frz. *aide*), *eo* = ich (gesprochen *io*, wie span. *yo*; It. Larousse étymologique ist frz. *je* aus *jo* durch proklitische Verwendung entstanden). Die Forscher schwanken, ob sie den Dialekt der frz. Eide in das Zentrum oder den Südwesten Frankreichs verlegen sollen. Ein solcher Solitär erweckt natürlich Verdacht; der frz. Text der Eide steht ähnlich isoliert in der französischen Sprachgeschichte wie die Aachener Pfalzkapelle in der Architekturgeschichte. Aber selbst wenn Karls Enkel Nithart als Augen- und Ohrenzeuge den Wortlaut treu überliefert hat, so hat er ihn doch in der ihm bekannten Lautung eines romanischen Dialekts wiedergegeben. Wo hat also Nithart, Sohn der Kaisertochter Bertha, Französisch gelernt?

Ist andererseits der Sprachstand des französischen Textes mit der nach Illig anzunehmenden Datierung „Nitharts“ (der angeblich am 15. Mai 843 fiel) in das späte 10./frühe 11. Jh. vereinbar? Und lässt sich der Lautstand der deutschen Version der Eide in eine Zeit datieren, die den ersten zweifellos mittelhochdeutschen Texten um nur wenige Jahrzehnte vorausging?

Kasseler Glossen, 1863 im Kloster Fulda entdeckt, eine Art „Sprachführer Deutsch für französische Touristen“ mit Konversationsbeispielen. Die Datie-

rung und Regionalzuweisung schwankt: 1. Viertel 9. Jh. Bayern oder Fulda um 775 [Wapnewski 11], auch 8. bzw. 9. Jh. [Geckeler/Dietrich 178]. Der Schreiber ist wohl kein Romane, weil er häufig frz. Laute verwechselt, die dtsh. dagegen gut wiedergibt, z. B. *puticla: flasca* (*bouteille*: Flasche, aus lat. *butticula*, also sicher nie mit p- gesprochen).

Ähnlich, aber umfangreicher *Altdeutsche (Pariser) Gespräche* in romanischer Orthographie, Anf. 10. Jh. Das w- von Fragewörtern usw. wird mit gu-wiedergegeben, wie im afrz. üblich: das aus dem Fränk. (*wardôn*) stammende *garder* wurde afrz. *garder* geschrieben, vgl. noch im Engl. *guard*.

Hildebrandslied, von zwei ungelenten Schreibern offenbar übungshalber in eine lat. Hs. 830/40 eingetragen; Wapnewski [18] spricht von kurz nach 800. Man nimmt an, dass der Text in ahd.-asächs. Mischsprache in der 2. Hälfte des 8. Jh. entstand [Brunner 52]. Für Wapnewski [18] ist der Text dagegen langobardischen oder gotischen Ursprungs, in Bayern eingedeutscht und in Fulda mechanisch mit ndt. Elementen versetzt. Erwähnt werden Otachre = Odoakar (?) (433–493), Theotrihh = Theoderich (?) (454–526) und *huneo truhtin*, der Herr der Hunnen, womit Etzel oder Attila (regierte etwa 434–453) gemeint sein soll, zu dem auch nach dem *Nibelungenlied* (Ende 12./Anf. 13. Jh.) Dietrich von Bern floh.

Hildebrand ist im *Nibelungenlied* Dietrichs Waffenmeister. Im *Hildebrandslied* gibt es einerseits einen *waltant got* (christlich? jedenfalls monotheistisch zu verstehen), andererseits einen germanischen (?) Schicksalsglauben: *wêwurt skihit*, Unheil oder Verhängnis geschieht. (Die Spekulationen, dass Dietrich von Bern in Wirklichkeit der von Bonn sei usw., sind, dies am Rande, Quatsch. Allein die Annahme, mit *duna* sei nicht der Strom Donau, sondern der Bach Dhünn gemeint, obwohl im *Nibelungenlied* Rüedeger von Bechelaren (Pöchlarn) einen Flussübergang sichert, zeigt die Bemühtheit dieser These.)

Das Lied liegt in althochdeutsch-alt-sächsischer Mischsprache vor, mit oberdeutsch-bairischen und fränkischen Spuren und mit zum Teil falschen („hyperkorrekten“) Umsetzungen ins nördliche Altsächsisch [Sonderegger 1974, 92]. Es ist das einzige Sprachdenkmal, das man mit dem von Karl dem Großen (nach Einhard: *Vita*, Kap. 29) angelegten oder angeregten Heldenliederbuch in Verbindung bringen könnte.

Das lat. Versepos *Waltharius* des Ekkehard I. von St. Gallen, gest. 973 (?) beruht auf einer fragmentarisch überlieferten aengl. Fassung „Waldere“ (9. Jh.). Die Datierung schwankt zwischen Anf. des 9. Jh. bis Mitte des 10. Jh. Am wahrscheinlichsten sei „Ende des 9. Jh.“. Vielleicht sei auch frater Geraldus der Autor [Wapnewski 23]. Spielt wie das *Nibelungenlied* am Hof Attilas und bei Gunther in Worms, der aber die Franken, nicht die Burgunder regiert.

(Viktor von Scheffel hat in seinem Ekkehard-Roman die verschiedenen St. Galler Mönche dieses Namens verwechselt.)

Die *Merseburger Zaubersprüche* stehen in einer Handschrift aus der 1. Hälfte des 10. Jh., sind aber wohl viel älter, „da derartige Sprüche gewöhnlich von einer Generation zur nächsten weitergegeben werden“ [Brunner 1997, 56]. Der Lautstand weist keine Anzeichen der 2. Lautverschiebung auf, was bei einer Herkunft aus dem sächsischen Gebiet (Merseburg) keinen Hinweis auf die Entstehungszeit darstellt. Nach überwiegender Meinung stammen sie aus der Zeit des Bonifatius oder noch früher, weil sie keinen Hinweis auf das Christentum enthalten. Die Merseburger Zaubersprüche sind damit die ältesten erhaltenen Texte in dtsh. Sprache.

Einige auf magische Praktiken verweisende, nur teilweise christlich überformte Tiersegen werden ebenfalls ins 8. oder frühe 9. Jahrhundert datiert, darunter vor allem der *Lorscher Bienensegen*: *kirst, imbi est hucze*. Die Deutung ist umstritten. Handelt es sich um ein Gebet an Christus beim ersten Ausflug der Bienen im Frühjahr, oder muss man übersetzen: „Herrje, die Bienen hauen ab!“?

Exhortatio ad plebem christianam mit dtsh. Übersetzung Anf. 9. Jh. mit angenommenem Bezug zu Karls Forderung, regelmäßig zu predigen. Die Frankfurter Synode von 794 beschloss, dass man Gott in allen Sprachen anbeten könne. 20 Jahre später wurde der Beschluss in Mainz, Reims und Tours bestätigt. Auf der Synode (dem Konzil) von Tours 813 soll Karl gefordert haben, lateinische Predigten solle man *transferre (...) in rusticam Romanam linguam aut thiotiscam, quo facilius cuncti possint intellegere, quae dicuntur*. Diese Formulierung ähnelt auffällig der folgenden: Georg von Ostia berichtete dem Papst im Jahre 786 über eine Synode am Hof des Angelnkönigs Offa, man habe Beschlüsse verlesen *'...tam latine, quam theodisce, quo omnes intelligere potuissent'* – sowohl in Latein als auch in Deutsch, damit alle verstehen können [Eggers 1986, 42].

Auf der Reichsversammlung 788 (Reichsannalen) wird Thassilo von Baiern verurteilt wegen eines Verbrechens, *quod theodisca lingua harisliz vocatur*: „Heeres-Aufschlitzung“. Die Erklärung, *theodisca* bezeichne hier die Sprache, die alle auf der Reichsversammlung vertretenen Stammesführer (Grafen, Vasallen) verstanden, ist nicht überzeugend, weil ja der Annalist ein „theodisches“ Wort wählt, weil er kein lateinisches für dieses Verbrechen kennt. Im 9. Jh. kommt in lat. Urkunden aus Baiern die Form *diutiscus* auf, die Otfrid noch nicht kennt.

Eggers [43] referiert Leo Weisgerber und Theodor Frings. Demnach ist das Wort, aus dem „deutsch“ entstand, von **theudo* abgeleitet, „Volk“. Im fränkischen Grenzland zum romanischen Sprachgebiet hätten die germanisch Spre-

chenden das, was zu ihrem eigenen Volk gehörte, als **theudiskaz* bezeichnet, das Fremde als **walhiskaz* (welsch). (Das widerspricht jedoch dem Sprachgebrauch bei Otfrid.) Die dem lat. *theotiscus* oder *theodiscus* entsprechende Form mit -eo- ist die im Rhein-Maas-Gebiet übliche „rheinfränkische“ Fassung. Ihm entspricht ein nordfranzösisches (wallonisches) *tiéis, tiois*, etwa in dem Ortsnamen Thionville (Diedenhofen) in Lothringen.

Wessobrunner Schöpfungsgedicht und Gebet, Abschrift um 814 aus der Diözese Augsburg.

Muspilli, 2. Hälfte 9. Jh. in einer Handschrift im Besitz Ludwigs des Deutschen. Bairische Schreibsprache mit südrheinfr. Elementen. Das namengebende Wort ist unerklärt, bezeichnet jedenfalls ein katastrophales eschatologisches Ereignis, vor dem man Angst haben muss, ohne dass man es eindeutig auf das christliche Jüngste Gericht beziehen könnte.

Eine im Jahre 1562 gedruckte Abschrift eines verlorenen Originals (*Praefatio in librum antiquum lingua Saxonica conscriptum*) behauptet, Kaiser Ludwig (der Fromme? der Deutsche?) habe einem edlen Sachsen den Auftrag gegeben, das AT und das NT in die Volkssprache zu übersetzen. Also vor oder nach 840, spätestens 850 [Wapnewski 1980, 14: „um 830“, folglich im Auftrag von Ludwig dem Frommen]. Vom AT sind nur Fragmente überliefert (Altsächsische Genesis), das NT sei der von Schmeller bei der Herausgabe 1830 **Heliand** genannte Text. Vom *Heliand* existieren zwei vollständige Hss., drei Fragmente in Hss. aus der 2. Hälfte des 9. und aus dem 10. Jh.

Otfrid von Weissenburg, nach eigener Angabe Schüler des Hrabanus Maurus: gereimtes **Evangelienbuch**, nach den Widmungen entstanden zwischen 863 und 871. Lateinische Widmungen an Ludwig den Deutschen, Bischof Liutbert von Mainz (seit 863) und Bischof Salomon I. von Konstanz (839–871). Vier Handschriften des 9. und 10. Jh., eine, die Wiener Fassung mit eigenhändigen Korrekturen Otfrids. Das Werk ist „in *frenkisga zungun*“ verfasst, der Begriff „*theotiscus*“ erscheint nur in den lat. Widmungen, in denen verdächtigerweise auch *franzisce* für „französisch“ vorkommt (woher soll das -z- kommen?), und im lateinischen Vorwort, in dem Otfrid begründet, *cur scriptor hunc librum theotisce dictaverit*. Otfrid diskutiert auf Latein ausführlich die Schwierigkeiten, die sich daraus ergeben, dass es bisher keine fränkische Schriftsprache und Orthographie gebe. Zeller [1991, 64] hat im Anschluss an Kartschoke [25] darauf aufmerksam gemacht, dass mehr als 100 Jahre später Notker III. von St. Gallen vor demselben Problem steht, Otfrid offenbar nicht kennt, – obwohl doch dessen Widmungsexemplar an Bischof Salomon von Konstanz ihm zugänglich gewesen sein müsste – und ganz neue Rechtschreibregeln festlegt. Otfrid spricht in der deutschen Einleitung seines Werks vom „*Frankono thiotē*“, dem „Volk der Franken“, das das Recht

habe, in seiner eigenen Sprache Gott zu loben. Die Sprache ist südrheinfränkisch. Die Verse sind ziemlich flüssig, die Reime meistens ganz überzeugend, also nicht bloße Assonanzen. Kartschoke weist darauf hin, dass Otfrid sich mit seinen gereimten Versen nicht etwa auf überkommene germanische Stabreimdichtung bezieht und ihr etwas Neues entgegensetzt, sondern versucht, eine der reimlosen metrischen Dichtung der Antike entsprechende Dichtungsform zu etablieren [Kartschoke 1990, 94 f.; zitiert von Zeller 65].

Weitere kleine *Gedichte in Reimpaarversen* 2. Hälfte des 9. Jh.

Das älteste dtsh. geistliche Lied ist das *Petruslied*, überliefert in einer Hs. um 900, Freising.

Georgslegende, Reichenau 9. Jh., aber nur in einer Hs. aus dem 11. Jh. erhalten.

Ekkehard IV. (St. Gallen, † um 1057) übersetzte eine dtsh. gesungene *Galluslegende* des Ratpert (um 840/850–um 900) ins Lat., nach seiner Angabe, damit die schöne Melodie nicht verloren gehe. Es müsste geklärt werden, warum das Lied nicht mehr auf deutsch gesungen wurde. Wurde die Volkssprache den Mönchen verboten, oder hatte sich die Sprache so sehr verändert, dass der alte Text nicht mehr verwendungsfähig war?

Das (rheinfränk.) *Ludwigslied* entstand unmittelbar nach dem Sieg Ludwigs III. über die Normannen bei Saucourt am 3. August 881. Die erhaltene Aufzeichnung stammt aus der Zeit kurz nach Ludwigs Tod (5. 8. 882). Parallelen gibt es nur auf Latein: Gedicht auf den Avarensieg Pippins 796; Klage des Angilbert anlässlich der Schlacht bei Fontanetum 841; Lied über die Gefangenschaft Ludwigs des Deutschen bei Benevent 871. Das Ludwigslied, das „allerdings leichter verständlich ist als sehr vieles in althochdeutscher Zeit Geschriebene“ [Eggers 1986, 79], klingt fast schon mittelhochdeutsch, wie Eggers durch eine Übersetzung ins Mhd. zeigt. Besonders die Schreibung *hiu* für „euch“ (mhd. *iuch*) ist verdächtig. Eggers, der an der Datierung 881/82 nicht zweifelt, hält das Lied offenbar dennoch für ein Zeugnis einer Spätzeit. Er vergleicht es mit dem „wichtigen Pathos“ des *Hildebrandsliedes* und sagt: „Über eine so stark verdichtete Sprachgewalt gebietet der Dichter des ‘Ludwigsliedes’ nicht mehr [!]; aber ein Abglanz [!] davon liegt doch auch über seinem Schaffen...“ [ebd., 80].

Es gibt kaum deutsche Texte aus dem 10. Jh.; Ausnahmen: ein deutsch-lat. Mischgedicht *De Heinricho*, bei dem man nicht weiß, auf welchen Heinrich und welchen Otto es sich bezieht, Ende 10. Jh.. Außerdem schrieb nur Notker III. Labeo oder Teutonicus (um 950–1022), der für Schüler lat. Texte übersetzte, u. a. *De consolatione philosophiae* des Boethius. Sein umfangreiches

Werk ist nur teilweise erhalten. Zur gleichen Zeit wirkte die fragwürdige Hrotsvit von Gandersheim, die lateinische Schuldramen geschrieben haben soll, wie sie erst wieder in der Zeit des Humanismus verfasst wurden.

Rheinfr. Übersetzung des *Hohenliedes* 10. oder 11. Jh.

Zu erwähnen ist auch der *Ruodlieb*, ein lateinischer Versroman aus der Mitte des 11. Jh., „an dem eigentlich nichts so ist, wie es sein dürfte“ [Wapnewski 23],

„ein früher, einsamer Vorläufer der zwei Jahrhunderte später aufblühenden ritterlichen Epik [...] zugleich sehen wir ein erstes frühes Aufleuchten des ritterlich-höfischen Lebensideals“. [Fricke 1951, 16]

Solche Formulierungen erwecken natürlich den Verdacht, dass eine Datierung in eine spätere Zeit zu erwägen ist. Nun gibt es aber sicher Gründe dafür, dass die Mediävisten trotz erheblicher Bedenken den Roman so früh datieren – jedenfalls scheint das chronologische Schema nicht so konsistent zu sein, wie man annehmen möchte.

Eggers [116] gibt ein Indiz für Datierungen innerhalb der ahd. Literatur. In der frühen Zeit wird *dominus*, wenn Gott Vater oder Christus gemeint ist, immer mit *truhtîn* wiedergegeben; *hërro* ist auf weltliche Herren beschränkt. Es ist ursprünglich ein Komparativ: der hehrere, und Gott lässt sich nicht mit Menschen bezüglich seiner Würde vergleichen. Es handelt sich um eine Übersetzung von *senior*. Im *Hildebrandslied* heißt es, Hildebrand sei der *hërro man* von den beiden Protagonisten gewesen und habe deshalb das Gespräch begonnen. Bei Notker wird *hërro* unterschiedslos für Gott und Menschen gebraucht. Im *Heliand* dagegen schon *hërro* neben *drohtîn* für Christus. Nach Eggers hat die Sprache der Kirche im frisch bekehrten Sachsenland noch keine Tradition, daher rühre die Unbefangenheit des *Heliand*-Dichters.

Da die meisten ahd. Texte religiöser Natur sind, stellt sich die Frage nach der Christianisierung auch in sprachgeschichtlicher Hinsicht. Eggers [111 ff.] gibt Hinweise, welche zentralen religiösen Begriffe bereits vor der 2. Lautverschiebung aufgenommen worden sein müssen. So sei *kirihha* im 4. Jh. in Trier oder Köln aus einem vulgärgriechischen *kyrikon* entstanden. „Pfaffe“ und „Bischof“ haben die Lautverschiebung mitgemacht, sind also ebenfalls sehr alt, und „Almosen“ stammt nicht aus dem kirchenoffiziellen lat. *eleemosyna*, sondern aus einer vulgärlat. Form. „Abt“ aus vlt. *abbate* dagegen hat die Lautverschiebung nicht mitgemacht. Dass der Papst *bâbes* erst im 10. Jh. auftaucht, könnte gegen Illig sprechen: Da der Papst in der Karls-Geschichte eine große Rolle spielt und in Ottos III. Zeit eine noch größere, wäre sein Fehlen in „karolingischen“ Texten aus ottonischer Zeit sehr befremdlich, dagegen verständlich, wenn die ahd. Texte aus der Merowingerzeit stammten.

Das einzige Wort, das Eggers [140] auf die irisch-britische Mission zurückführt, ist Sonnabend (ags. *sunnanaefen*, ahd. *sunnûnâband*), das sich zuerst an den beiden Schauplätzen der Mission des Bonifatius, Hessen und Friesland, findet und von dort aus mit den älteren Saterdag (*Saturni dies*) und Samstag (got. *sabbato*, gesprochen *sambato*) in Konflikt geriet. Sonntag und Montag konnten als Lehnübersetzungen aus dem Lat. bestehen bleiben, weil Sonne und Mond den Germanen nicht als Götter galten. Ostern ahd. *ôstarûn* Morgenröte, weil die Osternacht als übliche Zeit der Taufe in weißen Kleidern durchwacht wurde (*alba*, frz. *aube*). Wahrscheinlich seien auch *heilant* und *heilag*=heilig, das älteres *wîh* weitgehend ersetzte, ags. Ursprungs [Eggers 167]. *Der heilago geist* ersetzte den missverständlichen Begriff *der wîho âtum*. (Im Weißenburger Katechismus wird „empfangen vom Heiligen Geist“ mit „fona heiligemo geiste“ übersetzt, dagegen „ich glaube an den Heiligen Geist“ mit „in âtum uuihhan“.) Interessant ist, dass „heilig“ in Bayern heute noch ein Fremdwort ist: es wird „halig“ ausgesprochen und niemals „*hoalig“, während „ich weiß“ „i woaß“ und „Geiß“ „goaß“ lauten. „Weih“ ist in Bayern lebendig geblieben: Weihenstephan usw. Da dieselbe Erscheinung aber auch in anderen Dialekten und bei anderen Wörtern wie „Geist“ und „Fleisch“ festgestellt wird, ist es wohl eher die Kanzelverwendung dieser Wörter, die ihre Unterwerfung unter die Ausspracheregeln des Dialekts verhindert [vgl. Kluge-Götze s. v. „heilig“]

„Kelch“ ist spätestens im 4. Jh. aus *calice* entlehnt, bevor im Lat. c- vor -i und -e zu ts- wurde, „Kreuz“ erst nach diesem Wandel aus *cruce* übernommen. „Engel“ (lat. *angelus*>*engil* mit primärem Umlaut) und „Teufel“ (lat. *diabolus*) sind vor der Lautverschiebung importiert worden. Eggers kommt zu dem Schluss,

„daß der volkstümliche christliche Ausdrucksschatz schon gegen Ende der voralthochdeutschen Zeit weitgehend ausgeprägt und gefestigt war. Die angelsächsischen Missionare kamen daher sozusagen zu spät, um auf dem Gebiet der christlichen Volkssprache noch Wirkungen ausüben zu können.“ [Eggers 168]

Das müsste erläutert werden. Die ags. Missionare hätten für die Mission unter Friesen, Sachsen usw. einen christlichen Ausdrucksschatz übernommen, der wo? schon ausgeprägt und gefestigt war.

„Nach rund 150jähriger Pause – sieht man von dem für sich stehenden Werk Notkers III. von St. Gallen ab – konstatiert man seit etwa 1050 den Wiederbeginn deutscher Literatur.“ [Brunner 1997, 77]

Zu dieser Zeit taucht nämlich ziemlich unvermittelt das Mittelhochdeutsche auf. Das Althochdeutsche ist wie eine Raupe, die sich um 900 verpuppt und 1050 aus scheinbarer Starre als Schmetterling (Mittelhochdeutsch) ans Licht

tritt. Der *Ältere Physiologus* (um 1070 Hirsau?) ist schon mhd., ebenso das *Ezzolied* (um 1060) und die *Wiener Genesis* (um 1060).

Die Übersicht über die frühmittelalterlichen deutschen Sprachdenkmäler hat ergeben: Wenn die Hochdeutsche Lautverschiebung im +6. Jh. im alemannischen Sprachgebiet begonnen hat, ist es höchst unwahrscheinlich, dass sie schon gegen Ende dieses Jahrhunderts in Mainz, Fulda und Lorsch voll durchgedrungen war. Wenn es – auf einzelne Jahre kommt es hier nicht an – das 7. bis 9. Jh. nicht gegeben hat, müssen folglich alle „althochdeutschen“ Texte im 10. oder in der ersten Hälfte des 11. Jh. niedergeschrieben worden sein, also in jener Zeit, die nach bisheriger Auffassung keine deutschen Sprachzeugnisse hinterlassen hat. Dabei mögen einzelne dieser Texte auf einer mündlichen oder auch schriftlichen Tradition fußen, die sich in der Beibehaltung älterer Wortformen niederschlägt. Im großen und ganzen muss aber die Sprache der Texte zur Zeit der Niederschrift gesprochen worden sein.

Es gibt zwei althochdeutsche Texte, die sich direkt auf Ereignisse aus der karolingischen Zeit beziehen: das *Ludwigslied* und die *Straßburger Eide*. Ein weiterer, das *Evangelienbuch Otfrids*, bezieht sich durch die lateinische Widmung an Ludwig den Deutschen indirekt, aber eindeutig auf die Karolinger-geschichte. Es ergeben sich m. E. folgende Probleme, wenn man die Phantomzeit-These annimmt:

1. Die *Evangelienharmonie* des Otfried gehört wegen der Widmung an den fiktiven Ludwig den Deutschen zu dem Fälschungsprogramm. Sprach man um 1000 noch so wie Otfried? Stammt nur die lat. Widmung aus der Zeit der Fälschung? Von wann stammt dann der ahd. Text der *Evangelienharmonie*? (Noch einmal: In den lat. Widmungen unterscheidet Otfrid zwischen *theotisce* und *franzisce*, im ahd. Text lässt er sich am Anfang über verschiedene Völker und Sprachen aus, um zu begründen, dass jetzt auch „das Volk der Franken“ in seiner Sprache, nämlich *in frenkisga zungun* die Geschichte Christi erfahren können sollen. Von einer „franzischen“ Sprache ist im ahd. Text nicht die Rede. Die traditionelle Auffassung muss sich fragen lassen: Gelten die *franzisce* Sprechenden um 870 schon nicht mehr als Franken?)

2. Die *Straßburger Eide* und das *Ludwigslied* müssten ebenfalls aus der ottonischen Zeit stammen. Wenn nicht, wäre höchstens denkbar, dass die Eide und das *Ludwigslied* aus der merowingischen Zeit stammen und allenfalls die Namen geändert worden sind – eine ziemlich unwahrscheinliche Annahme. Es ist aber auffällig, dass der romanische Text der Eide gut ein zeredetes Latein in ansatzweise phonetischer Schreibweise sein könnte, ein Text, den man nicht datieren könnte, der also durchaus im 10. Jh. entstanden sein könnte. Aber gilt das auch für die deutsche Fassung?

Wenn die von Illig vorgeschlagene neue Chronologie Bestand haben soll, dann muss sie neben der politischen, der religiösen, der Bau- und der Kunstgeschichte auch die Sprachgeschichte neu justieren. Wenn die Probleme, die sich vor allem mit den genannten drei althochdeutschen Texten stellen, sich nicht in Einklang mit Illigs These lösen lassen, kann diese These als falsifiziert gelten. Aber auch alle anderen hier genannten Texte müssen im Rahmen der neuen Chronologie plausibel erklärt werden. „*spâhe sint Peigira*“ (Kasseler Glossen): „Klug sind die Bayern.“ Gräfelting, bitte übernehmen!

Literatur

- Bergmann, Rolf / Pauly, Peter (³1985): Alt- und Mittelhochdeutsch. Arbeitsbuch zur Grammatik der älteren deutschen Sprachstufen und zur deutschen Sprachgeschichte. Göttingen
- Braune/Eggers (¹²1975) = Braune, Wilhelm. Althochdeutsche Grammatik. Bearbeitet von Hans Eggers. Tübingen
- Brunner, Horst (1997): Geschichte der deutschen Literatur des Mittelalters im Überblick. Stuttgart
- Eggers, Hans (1986): Deutsche Sprachgeschichte. Band 1. Das Althochdeutsche und das Mittelhochdeutsche. Reinbek
- Fricke, Gerhard (²1951): Geschichte der deutschen Dichtung. Tübingen
- Friedrich, Horst (1991): „Baierns ‘dunkle’ Jahrhunderte“; in: VFG 3 (3-4) 56-62
- Geckeler, Horst / Dietrich, Wolf (2003): Einführung in die französische Sprachwissenschaft. Berlin
- Gerdes, Udo / Spellerberg, Gerhard (⁷1991): Althochdeutsch – Mittelhochdeutsch. Meisenheim
- Illig, Heribert (1996): Wer hat an der Uhr gedreht?; München
- Kartschoke, Dieter (1990): Geschichte der deutschen Literatur im frühen Mittelalter. München
- Schilde, Joachim (1991): Kurze Geschichte der deutschen Sprache. Berlin
- Schlosser, Horst Dieter (1977): Die literarischen Anfänge der deutschen Sprache. Ein Arbeitsbuch zur althochdeutschen und altniederdeutschen Literatur. Berlin
- Schmidt, Wilhelm (⁶1991): Geschichte der deutschen Sprache. Ein Lehrbuch für das germanistische Studium. Stuttgart · Leipzig
- Schulte, Klaus (1993): Von frommen Wörtern und frühen Göttern. Stuttgart
- Schwarz, Ernst (1982): Kurze deutsche Wortgeschichte. Darmstadt
- Sonderegger, Stefan (1974): Althochdeutsche Sprache und Literatur. Berlin u. a.
- Tamerl, Alfred (1999): Hrotsvith von Gandersheim. Eine Entmystifizierung; Gräfelting
- Wapnewski, Peter (:⁴1980): Deutsche Literatur des Mittelalters. Göttingen
- Wolf, Heinz Jürgen (²1991): Französische Sprachgeschichte. Heidelberg · Wiesbaden
- Zeller, Manfred (1991): „Deutsche Literatur im Mittelalter. Zu ihrer Entwicklung“; in: ZS 3 (3) 63-68

Dr. Martin Henkel Synergetik@aol.com

Stabwechsel mit Martin Henkel

Eine Antwort von Heribert Illig

Was soll man bei einem solchen Lob über uns Bayern machen? Man übernimmt den Fall und muss sich sofort mit einer ganz harten Aussage 'herumschlagen':

"Wenn die Probleme, die sich vor allem mit den genannten drei althochdeutschen Texten stellen, sich nicht im Einklang mit Illigs These lösen lassen, kann diese These als falsifiziert gelten." (s. S. 144)

Da will denn doch ein Wort über die Falsifizierbarkeit und über die Germanistik formuliert sein.

Karl Popper hat das Postulat erhoben, dass in der Welt der Wissenschaft, in seiner "dritten Welt" eine These oder eine Theorie nicht nur verifizierbar, sondern auch falsifizierbar sein muss. Nicht falsifizierbare Theoriegebilde, wie nach seinem Urteil die Psychoanalyse, sind Theorien ohne empirisch-wissenschaftlichen Charakter, sie sind nicht nachprüfbar, auch wenn er betont, dass Freud mit seinen Theorien vieles richtig gesehen haben dürfte: "Ihr logischer Gehalt ist sicher groß; aber ihr empirischer Gehalt ist Null." [Popper 41]. Allgemein bekannt ist Poppers Beispiel mit der Aussage: Alle Schwäne sind weiß. Erst mit der Entdeckung Australiens und der dort lebenden schwarzen Schwäne ist dieser Satz falsifiziert worden.

Doch gerade die "dritte Welt" ist fast nie so holzschnittartig schwarz und weiß, sondern vielfältig differenziert. Weil das Popper klar war, hat er die Falsifizierbarkeit deutlich tiefer gehängt, als das heute manchmal gesehen wird:

"Das Falsifizierbarkeitskriterium läßt sich mit vielen Theorien illustrieren. So ist zum Beispiel die Theorie, daß Impfung gegen Blattern schützt, falsifizierbar: Wenn jemand, der richtig geimpft wurde, trotzdem Blattern bekommt, so ist die Theorie falsifiziert.

Das Beispiel kann auch dazu verwendet werden, zu zeigen, daß das Falsifizierbarkeitskriterium seine eigenen Probleme hat. Wenn unter den Millionen von geimpften Menschen *einer* Blattern bekommen sollte, so werden wir kaum unsere Theorie als falsifiziert ansehen. Wir werden eher annehmen, daß etwas mit der Impfung oder mit dem Impfstoff nicht in Ordnung war. Und im Prinzip ist ein solcher Ausweg immer möglich: Wenn wir mit einer Falsifikation konfrontiert sind, so können wir uns immer irgendwie herausreden; wir können eine Hypothese einführen und die Falsifikation zurückweisen. Wir können unsere Theorien gegen alle möglichen Falsifikationen »immunisieren«" [Popper 36 f].

Das sagt Popper im Hinblick auf naturwissenschaftliche Theorien wie die von Newton oder Einstein. Viel weniger in seinem Blickfeld sind Lehrgebäude wie das der Mediävistik oder der Germanistik. Denn hier fehlen uns von vornherein zahllose Angaben, um eine vergangene Welt zu beschreiben oder die Entwicklung einer Sprache lückenlos aufzuzeigen: Die Zahl der Schriftzeugnisse ist begrenzt und wird mit jeder genauen Sichtung noch geringer; die Archäologie fördert hingegen immer mehr Funde zu Tage, doch nicht unbedingt die, die zum Füllen von Lücken dringend benötigt würden. Insofern ist die Frage berechtigt, ob es sich in den geisteswissenschaftlichen Disziplinen immer um Theorien mit empirischem Charakter handelt. Stehen sie mit möglichen Erfahrungen im Widerspruch, sind sie im Prinzip durch Erfahrung falsifizierbar?

Dazu vier Beispiele. Henkel spricht von den Straßburger Eiden. Sie verkörpern allein eine frühe Stufe des Französischen; sie stehen isoliert von der weiteren Entwicklung. Henkel selbst betont diesen Sachverhalt (s. S. 136). Der Koran bildet, wie hier im Heft berichtet wird (s. S. 250), das erste arabische Buch, das jedoch isoliert steht: ihm folgt rund 150 Jahre keine arabische Literatur. (Selbstverständlich gibt es auch über so einen vergleichsweise einfach nachprüfbaren Sachverhalt keine einheitliche Meinung. Ihr trat etwa Prof. Lutz Richter-Bernburg [2004] entschieden entgegen.) Zum Dritten: Das im 10. Jh. entstehende Englisch hat überraschenderweise keinen Kontakt mit dem ersten Englisch, das Alfred the Great bei seinen Übersetzungen aus dem Lateinischen geprägt haben soll. Ihr Einfluss macht sich erst im 11. Jh. geltend [vgl. Illig 1999, 96 ff.]. Das Althochdeutsche schließlich ist für 150 Jahre vom Mittelhochdeutschen durch ein Vakuum getrennt. Das sind vier Befunde für vier frühe Sprachen, von denen jeder einzelne die entsprechend gelehrte Sprachentwicklung falsifizieren würde, weil er jeder Erfahrung widerspricht.

Aber natürlich haben die zuständigen Philologen ihre Theorien längst immunisiert. Wer mit einem so simplen Argumenten kommt, wird überlegen belächelt und mit einem Wust komplizierter Hilfskonstruktionen konfrontiert, die dem Kritiker den Weg versperren. Schließlich denkt dieser nur noch: Hoffentlich haben wenigstens die Urheber dieser Hilfskonstruktionen – hier ist immer an die Epizyklen und Exzenter des ptolemäischen Weltbildes zu denken – ihr kompliziertes System verstanden.

Wäre es also mit dem Falsifizieren einer umfangreichen Theorie so einfach, dürften die herrschenden Lehren für die Evolution von Arabisch, Deutsch, Englisch und Französisch nicht mehr gelehrt werden. Doch sie werden nicht nur gelehrt, sondern auch als Theorien akzeptiert. Dabei hat die Philologie noch nie die ihr zu Grunde liegende Chronologie geprüft, sondern kritiklos in ihr System eingebaut: Es braucht eben so und so viele Jahre, bis aus Althochdeutsch Mittelhochdeutsch entsteht; es muss so viele Jahre brau-

**Synchronistische Übersicht
alt- und mittelhochdeutscher Literatur**

700	
730	
760	
790	»Wessobrunner Gebet« (770/90)
820	Tatians Evangelienübersetzung (830)
850	Otfrid v. Weissenburgs »Evangelienharmonie« (863/71)
880	»Muspilli« / »Ludwigslied« / »Petruslied«
910	
940	
970	
1000	
1030	
1060	»Ezzo-Lied« (1063) / Williramms »Hohes Lied« (1069) / »Anno-Lied« (1085)
1090	
1120	Ava: »Das Leben Jesu« (um 1125) / »Kaiser- chronik« (1135/55)
1150	Lamprecht: »Alexanderlied« / Hildegard von Bingen / »König Rother« / Archipoeta
1180	Konrad: »Rolandslied« / Heinrich: »Reinhart Fuchs« / »Herzog Ernst«

[Illig 1996, 67]

chen, weil es so viele Jahre gebraucht hat. Gerade Philologen können sehr ungeduldig werden, wenn man auf den Umstand hinweist, dass sprachevolutive Erfahrungen aus späteren Zeiten keineswegs immer derartig lange Entwicklungszeit bestätigen.

Mit anderen Worten: Es darf die Frage gestellt werden, ob die Philologie der genannten Sprachen nicht Teile enthält, die die jeweilige Theorie insgesamt in Frage stellt – nur werden diese Fragen nicht gestellt, weil sonst diese Theorien in Gefahr geraten.

Aus diesem Grund habe ich vor acht Jahren das Schema (s. S. 147) aufgestellt und erläutert [Illig 1996, 62-70], um die bislang unverstandene Überlieferungslücke zwischen Alt- und Mittelhochdeutsch klarzustellen (Altsächsisch, Altenglisch und 'Dialekte' wurden nicht berücksichtigt) [zur Erklärung vgl. Zeller 1991]. Es ist beruhigend zu sehen, dass laut Henkel zwar mehr althochdeutsche Texte existieren, doch gleichwohl die Lücke und der Erklärungsbedarf unübersehbar geblieben sind. Die argumentative Situation hat sich sogar zu Gunsten der Phantomzeitthese gebessert, weil die dichtere Besetzung vor 900 die bequeme Hilfskonstruktion – je älter, desto weniger Belege – um so schlechter greift.

Popper hat natürlich viel weiter reichende Betrachtungen angestellt: Bei Diskussion einer empirisch nachprüfaren Theorie

„sind drei Ideen von größter Bedeutung: Erstens die Idee der *Wahrheit*; zweitens die Idee des logischen und empirischen *Gehaltes* einer Theorie; und drittens die Idee des *Wahrheitsgehaltes* einer Theorie und der *Annäherung an die Wahrheit*“ [Popper 39 f.].

So sind Theorien daran zu messen, wie weit sie sich der Wahrheit genähert haben und wie groß ihr jeweiliger Gehalt ist. „Je mehr wir mit einer Theorie behaupten, um so größer ist das Risiko, daß die Theorie falsch ist.“ [ebd., 40].

Damit ist die Falsifizierung im strengen Sinn bereits an ihr Ende gelangt. Denn die Wahrheit ist für die Philosophen ein unausschöpflicher Begriff. Die meisten sind der Meinung, dass wir uns der Wahrheit nur annähern, sie aber nicht wirklich finden können. Damit ist der Abstand zwischen Hypothese und Wahrheit 'in Wahrheit' gar nicht messbar – es handelt sich also um einen ganz anderen Vorgang als um einen mathematischen, um den einer asymptotischen Grenzbetrachtung, bei der der Abstand zum Grenzwert zwangsläufig immer kleiner wird.

Das Problem der Falsifizierung stellt sich für die Zeit nach Popper genau so wie während seiner Zeit. Mit Paul Feyerabend brachte einer seiner Schüler eine Klarstellung, die uns Gerhard Anwander zwei Hefte früher vermittelt hat:

“Das Schlagwort »anything goes« aber ist nicht eine methodologische Regel, die ich empfehle, sondern eine schmerzhaft Beschreibung der

Situation meiner Gegner nach Vergleich ihrer Regeln mit der wissenschaftlichen (ethischen, politischen) Praxis.'

Eine Falsifikationsforderung würde nämlich in der Praxis dazu führen, dass Wissenschaftler ständig ihre Theorie zugunsten einer anderen (welcher?) aufgeben müssten, weil es unpassende, rätselhafte, widersprüchliche Befunde, also »Falsifikationen« **zu jeder Theorie zu jedem Zeitpunkt** gibt. Das heißt, es gibt immer Rätsel und diese zu lösen, ist ja gerade die Aufgabe des *normalen Wissenschaftlers!*'' [Anwander 355; seine Hvhgen.]

Anwander wies auch auf die Kritik der Popperschen Gedanken durch Wolfgang Stegmüller hin:

''In der Rekonstruktion der KUHN'schen Thesen bei STEGMÜLLER [Teil E] verschwinden allerdings diese Mängel. Eine (naturwissenschaftliche) Theorie hat danach einen mathematisch-logischen Kern und eine Menge von intendierten Anwendungen, darunter eine paradigmatische Beispielmenge. Dieser Strukturkern ist von Natur aus nicht widerlegbar bzw. falsifizierbar, denn er wird formuliert und erweist sich entweder als fruchtbar beim Problemlösen oder nicht. *Falsch* oder *richtig* ist deshalb das ungeeignete Kategorienpaar bei der Bewertung eines Theoriekernes. Dieser Befund erklärt, warum Theorien an sich unwiderlegbar sind und so z.B. die Falsifikationsforderung von POPPER ins Leere geht.'' [Anwander 371]

Das Ende vom Lied hat der Neurobiologe Wolf Singer den Mediävisten wie auch uns mitgeteilt. Aus seiner naturwissenschaftlichen Sicht heraus gibt es in der Geschichtswissenschaft überhaupt kein objektives Wahrheitskriterium, sondern bis auf weiteres gilt die den Lesern bereits vertraute Aussage:

''Und so scheint mir, daß es weder die Außenperspektive noch den idealen Beobachter geben kann, die beide erforderlich wären, um so etwas wie die eigentliche, die wahre, die tatsächliche Geschichte zu rekonstruieren. Wenn dem so sein sollte, dann können wir im Prinzip nicht wissen, welcher der möglichen Rekonstruktionsversuche der vermuteten »wahren« Geschichte am nächsten kommt. Und so wird jeweils in die Geschichte als Tatsache eingehen, was die Mehrheit derer, die sich gegenseitig Kompetenz zuschreiben, für das Zutreffendste halten. Unbeantwortet bleibt dabei, wie nahe diese Feststellungen der idealen Beschreibung kommen, weil es diese aus unserer Perspektive nicht geben kann'' [Singer 86; vgl. Illig 2000b, 630; 2002, 740 f.].

Ziehen wir die Nutzenanwendung für die Phantomzeitthese. Sie hat gemäß Popper viel Gehalt und sie ist kühn; deshalb ist sie eine große Herausforderung für die herrschende Lehre. Dementsprechend wird sie eilig als "absurd" bezeichnet oder als "Schwachsinn" abgetan. Denn eine wirkliche Auseinandersetzung mit ihr würde zu einer harten Prüfung der herrschenden Theorie.

Eine Aussage wie "die Steinkuppel des Aachener Oktogons konnte kein Mensch um 800 bauen" ist brandgefährlich. Denn wenn sie um 800 nicht gewölbt werden konnte, dann scheidet Karl d. Gr. als Bauherr aus, dann verliert die wichtigste Pfalz des christlichen Frankenreiches ihre Kirche, dann gerät die Idee des gesamten Frankenreichs in Zweifel. Folglich wird zur Verteidigung alles aufgeboten, was geht und auch was nicht geht: die Holzkuppel des Felsendoms zu Jerusalem als direkte Vorläuferin oder die peinliche Behauptung, die Kuppel sei gar nicht aus Stein, sondern aus Tonhohlkörpern gewölbt (s. S. 90) oder das mittlerweile berühmte, allen Ernstes vorgebrachte Bonmot von Hermann Fillitz: 'Wer eine Kuppel bauen will, der kann das auch' [vgl. Illig 2000, 132].

Ich will dasselbe gar nicht mehr mit der Fundarmut durchexerzieren, die von der herrschenden Leere fast mit Gewalt ignoriert wird. Es ist bereits klar geworden: Hier stehen sich gleich mächtige Theorien einander gegenüber, und Wissenschaftler sind herausgefordert, herauszufinden, welche den größeren Gehalt, die größere Nähe zur Wahrheit – schlichter gesprochen: öfters die bessere Lösung hat. Zwangsläufig hat die junge Phantomzeitthese mehr Lücken, mehr Ungeklärtes, alles andere wäre paradox. Viel bedenklicher scheint mir, dass die herrschende Lehre, die – dank der *Monumenta Germaniae Historica* – seit fast 200 Jahren entwickelt und ausgebaut wird, nach wie vor derart auffällige Schwachstellen hat. Wenn es binnen zweier Jahrhunderte nicht gelungen ist, ein Theoriegebäude 'wasserdicht' zu bekommen, dann ist es wohl prinzipiell nicht möglich.

Wir sollten deshalb vorsichtig sein mit 'finalen' Falsifizierungen. Hertel verweist z.B. Heinz Ritter-Schaumburgs Idee der nordwärts ziehenden Nibelungen mit einer einzigen Beobachtung in den Orkus: Die kleine Duna könne nicht an die Stelle der Donau treten, weil im Lied eine Fähre zum Übersetzen genannt wird (s. S. 137). Die Beobachtung ist richtig, aber ist sie zentral genug, um den Schwenk nach Norden ad absurdum zu führen? Ritter-Schaumburgs Überlegungen entzündeten sich an dem Vers, demzufolge die Donau in den Rhein mündet [Ritter 47 f.]. Diese Aussage ist allemal so unsinnig wie der Fährkahn zum Bewältigung der kleinen Duna. Wenn man nicht von vornherein davon überzeugt ist, dass der Nibelungengau an der Donau liegt, wird man also für die Lokalisation relevante Liedaussagen gegeneinander halten und sich schließlich für die umfassendere, stimmigere Version entscheiden. Doch das ist hier nicht meine Aufgabe.

Ähnlich schroff richtete Henkel [3/2003] im letzten Heft über die Beiträge von Karl Günther und Johannes Neumann. Er stellte dabei die Forderung der ergebnisoffenen Forschung [Henkel 661]. Das klingt sehr objektiv, scheitert aber an der Wirklichkeit. Bei beschränkter Lebenszeit und Kasse ist es

schlicht und einfach unmöglich, innerhalb eines Forschungsgebietes jeder halbwegs sinnvoll erscheinenden Fragestellung nachzugehen. Nicht jede Frage kann einer Antwort zugeführt werden. Statt dessen werden Arbeits-hypothesen aufgestellt und getestet. Im nächsten Schritt lässt sich dann konzi- ser formulieren und besser falsifizieren. Dabei ist es nach meiner Meinung auch statthaft, "krampfhaft Belege für eine feststehende Theorie" zu suchen [ebd.], was Henkel für verwerflich hält. Wer sonst als der Urheber einer Theo- rie sollte sie bis zum guten oder schlechten Schluss verteidigen? Alles andere wäre widersinnig.

Literatur

- Anwander, Gerhard (2003): Nachrichten aus der Geschichte der Naturwissenschaften - Paradigma-Begriff bei Thomas Kuhn; in: ZS 15 (2) 349-374
- Henkel, Martin (2004): "...spähe sint Peigira." Althochdeutsche Sprache und Literatur und die Phantomzeit-Theorie; in: ZS 16 (1) 125-144
- (2003): "...is there method in 't? Zu zwei Beiträgen in ZS 1/2003"; in: ZS 15 (3) 656-661
- Illig, Heribert (2002): Von lesenswert bis ungelesen. Ein Florilegium; in: ZS 12 (4) 736-745
- (2000b): Den Mythos erinnern, Karl vergessen. Rings um den Historikertag zu Aachen; in: ZS 12 (4) 626-638
- (2000a): Mittelalter im Brennpunkt. Ein Situationsbericht; in: ZS 12 (1) 126-159
- (1999): Wer hat an der Uhr gedreht? Wie 300 Jahre Mittelalter erfunden wurden; München
- (1996): Das erfundene Mittelalter; Düsseldorf (spätere Auflagen sind seiteniden- tisch)
- Kuhn, Thomas S. (1973): Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen; Frankfurt/ Main
- Popper, Karl R. (1996): Alles Leben ist Problemlösen. Über Erkenntnis, Geschichte und Politik; München · Zürich
- Richter-Bemburg, Lutz (2004): Beneidenswert unbedarft; Leserbrief in SZ, München, vom 23. 3. 2004
- Ritter-Schaumburg, Heinz (1981): Die Nibelungen zogen nordwärts; München
- Singer, Wolf (2002): Der Beobachter im Gehirn. Essays zur Hirnforschung; Frank- furt/Main
- Stegmüller, Wolfgang (1973): Probleme und Resultate der Wissenschaftstheorie und analytischen Philosophie. Band II Theorie und Erfahrung; Studienausgabe Teil D und E; Berlin
- Zeller, Manfred (1991): Deutsche Literatur im Mittelalter. Zu ihrer Entwicklung; in: ZS 3 (3) 63-68

Wikinger in Deutschland

Fabian Fritzsche

Einleitung

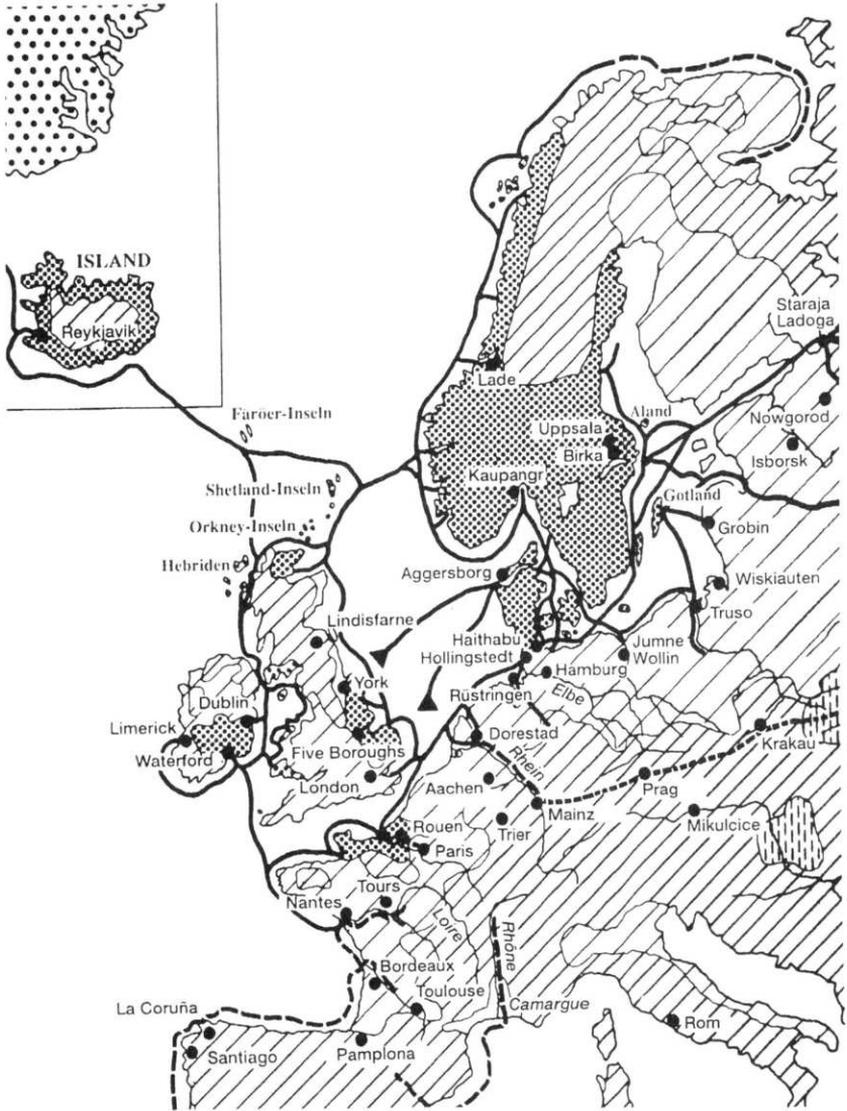
Der Zeitraum von 800 bis 1100 wird oft als Zeitalter der Wikinger bezeichnet. Ein Großteil dieser Epoche befindet sich damit innerhalb der Phantomzeit, womit hier ein Prüfstein für bzw. gegen die These vorliegt. Das Thema Wikinger wurde zwar bereits angesprochen [Illig 1996, 157-161; 1999, 97 ff.], aber sicher nicht abschließend behandelt. Da die Wikinger auch und gerade in der fraglichen Zeit in Kontakt standen mit Franken und dem byzantinischen Reich, sollte diesem Volk m. E. im Hinblick auf die These mehr Beachtung geschenkt werden.

Aufgrund der Vielschichtigkeit der Geschichte der Wikinger ist es allerdings nicht möglich, sämtliche Aspekte in einem Artikel zu behandeln. Diese Arbeit soll daher auch Anregung sein für weitere Forschungen. Der erste Teil beschreibt zunächst die Geschichte der Wikinger, wie sie sich in den Quellen bzw. der konventionellen Chronologie darstellt. Anschließend möchte ich auf die Fundsituation eingehen, um die geschriebene Geschichte zu verifizieren oder zu falsifizieren.

Im Folgenden soll es zunächst um Wikingerspuren im heutigen Deutschland und in den angrenzenden Gebieten gehen; dabei werden der überlieferten Geschichte Funde und Quellenlage gegenüber gestellt – getreu dem Illigschen Motto: „Bauten, Funde und Schriften in Widerstreit“. Die gesamte Geschichte der Wikinger zu überprüfen würde den vorgegebenen Seitenumfang bei weitem übersteigen. Auf folgender Karte sind die von den Wikingern benutzten Wege eingezeichnet. Der westlichste Ort, der hier behandelt werden soll ist Dorestad, der östlichste Hamburg. In Norden soll Haithabu die Grenze bilden und im Süden Trier und Worms.

Die Geschichte der Wikinger, wie sie sich in den Quellen darstellt

Als ursprüngliches Siedlungsgebiet der Normannen gelten die heutigen Staaten Schweden, Norwegen und Dänemark. Als Startpunkt für die Wikingerzeit wird oft der Überfall auf die Abtei Lindisfarne am 8. Juni 793 genannt. Allerdings datiert die *Anglo-Saxon-Chronicle* den Angriff auf die Iden des Januar [Boyer 1994, 13]. Die Ungereimtheiten stehen also gleich am Beginn der Geschichte der Nordmänner. Das Ende dieser Zeit wird im allgemeinen im Jahr 1066 gesehen, also mit der Eroberung Englands durch William the Conqueror gleichgesetzt, was aber nicht gänzlich unumstritten ist.



Die Welt der Wikinger [Vorsatzblatt Boyer]. Die Karte zeigt das hier behandelte Gebiet, aber auch die Regionen, mit denen sich weitere Arbeiten zu befassen haben. Bekanntermaßen wurden im frühen Mitteleuropa nicht nur Städte Mitteleuropas geplündert. Die Normannen sollen große Teile Europas verheert, aber auch zahlreiche Städte gegründet haben.

Sowohl über die Zeit dazwischen als auch über die Vorgeschichte wissen wir aber nur sehr wenig Gesichertes. So schreibt Simek, dass „ein offenbar beträchtlicher Teil der überlieferten Texte unecht ist, die schriftliche Fixierung der altnordischen Literatur sogar erst 2–4 Jahrhunderte nach der Wikingerzeit einsetzte.“ [Simek 2002, 106]

Auch Boyer schreibt in ähnlicher Weise:

„Dazu ist immer wieder zu betonen, daß wir, obwohl es paradox erscheinen mag, nur sehr unzureichend über die tatsächlichen Ereignisse informiert sind, daß die uns zur Verfügung stehenden Quellen selten für bare Münzer genommen werden können und daß der Historiker daher alle ihm vorliegenden ‚Dokumente‘ einer minutiösen Prüfung unterziehen muß, um die Wikinger zu entmystifizieren.“ [Boyer 1994, 19]

Ab 799 wurde die friesisch-fränkische Küste Ziel der Wikingerangriffe, was Karl den Großen veranlasst haben soll, eine eigene Flotte zu bauen [Oxenstierna 1979, 38]. Bis ca. 840 sollen die Wikinger nur vereinzelt Angriffe auf das Frankenreich unternommen haben und dabei u. a. Orte in Friesland überfallen haben. So sollen in den Jahren 834 bis 837 jährlich Angriffe auf Dorestad geführt worden sein.

Ab Mitte des 9. Jhs. beginnt dann die sog. zweite Phase der Wikingerzeit. Jetzt handelt es sich nicht mehr nur um unkoordinierte Überfälle, die eher zufällig einen bestimmten Ort treffen, sondern um gezielte, planmäßige Angriffe mit dem Ziel der Eroberung, Machtübernahme oder Kolonisierung [Oxenstierna 1979, 140]. In dieser Zeit werden von den Dänen Teile Englands erobert und dauerhaft gehalten. Auch Island soll in dieser Phase besiedelt worden sein. In der zweiten Hälfte des 9. Jhs. sollen die Wikinger dann sogar ins Mittelmeer gedrungen sein, um spanische Küstenstädte zu plündern. Über die Geschehnisse in Skandinavien selbst während dieser Zeit ist allerdings wenig bis gar nichts bekannt, oder sie verläuft „erstaunlich ereignisarm“ [Boyer 1993, 140, 153]. Im Jahre 881 wurde mit Aachen, Worms, Koblenz, Bonn, Köln u.a. gleich eine ganze Reihe deutscher Städte überfallen. Ein Jahr später wurde dann noch Trier und Umgebung geplündert.

Nach Boyer [1993, 165 ff.] beginnt um 900 die dritte Phase der Wikinger-Expansion, die gekennzeichnet ist durch Kolonisierung und Besiedlung. 911 erhalten die Normannen die nach ihnen benannte Normandie als Lehen. Im gleichen Jahr werden erstmals Rus als Söldner in byzantinischen Diensten erwähnt. Auch York ist in dieser Phase zeitweise selbständiges Wikingerkönigreich, und Dänemark wird christianisiert.

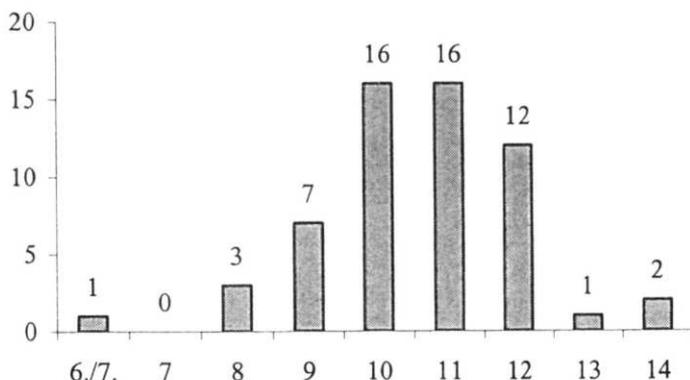
Erst ab 980 bis zum Ende der Wikingerzeit finden dann die sog. Großen Fahrten statt, d.h. große Heere unternehmen ausgedehnte Raubzüge u.a. auf England (980 und 992–1013!). Auch die Entdeckung und Besiedlung von

Grönland sowie die wahrscheinliche Entdeckung Amerikas fallen in diese vierte und letzte Phase.

Gemäß der vorgenommenen Themenabgrenzung ist insbesondere der Raubzug von 881/82 von Interesse. In den genannten Städten sollten sich Spuren von den Normannen finden lassen, seien es Brandschichten, die sicher auf die Zeit datiert werden können oder sogar Wikingerartefakte, die die Anwesenheit in den Städten belegen. Sollten sich solche Funde finden lassen, wäre dies ein eindeutiger Beleg gegen die Phantomzeitthese, da die Wikinger auf die genannten deutschen Städten lediglich in dieser Zeit Überfälle unternommen haben sollen.

Die Fundsituation und Widersprüche in den Quellen

Entsprechend der oben dargestellten Geschichte sollten sich relativ gleichmäßig Funde vom späten 8. bis zum späten 11. Jh. finden lassen. Obwohl sich dieser Artikel lediglich auf das Gebiet des heutigen Deutschland beschränkt, möchte ich kurz die Verteilung der Exponate der XXII. Kunstausstellung des Europarates: *Wikinger, Waräger, Normannen* von 1992 aufzeigen.



Schon hier wird also offenkundig, dass die angebliche Anfangszeit der Wikinger deutlich weniger gut belegt ist als das 10. und 11. Jh., obwohl kein Anspruch auf Vollständigkeit erhoben wird. Allerdings beschränken sich die Exponate nicht auf einen geographischen Raum, sondern beziehen durchaus Skandinavien, also das Stammland der Wikinger, mit ein. Alleine daher wären schon deutlich mehr Funde aus dem 8. und 9. Jh. zu erwarten – zumal das 9. Jh. als Höhepunkt der Wikingerzeit bezeichnet wird [Boyer 1994, 65]. Richtig erkennt schon Boyer [20],

„daß die Archäologie die wichtigste, wenn nicht gar die einzige Wissenschaft ist, die die Geschichte der Wikinger zu erhellen vermag.“

Es ist daher zu überprüfen, inwieweit die Dark Ages des frühen Mittelalters durch die Archäologie erhellt werden können. Zu unterscheiden ist zwischen Funden in Wikingersiedlungen und archäologischen Spuren für die Überfälle auf Klöster und Städte. Während erstere an den deutschen Küsten bereits im späten 8. Jh. erwartet werden, sollen die ersten Überfälle auf das Frankenreich Anfang des 9. Jhs. stattgefunden haben.

Wikingersiedlungen in Deutschland

Haithabu ist wohl die bekannteste Wikingersiedlung. Sie befindet sich in der Nähe der heutigen Stadt Schleswig und wird häufig in Verbindung gebracht mit der Siedlung Hollingstedt, die von einigen Wissenschaftlern als Nordseehafen Haithabus gesehen wird.

Haithabu

„Haithabu, im heutigen dänischen Hedeby [hier irrt Boyer; Haithabu liegt in Schleswig-Holstein], das in manchen Quellen Sliesthorp oder Sliaswic (man beachte die Endung –wic) heißt, weil es an der Schlei, gegenüber der heutigen Stadt Schleswig lag, ist unbestritten der bekannteste und am häufigsten genannte Handelsplatz der Wikingerzeit“ [Boyer 1994, 274].

Die Anfänge von Haithabu werden in der Mitte des 8. Jhs. gesucht, als König Godfred Kaufleuten einen Ort im Slawenland zuwies [Hard/Michaelson, 1994, 42 f.]. Derselbe König soll den Quellen zufolge auch im Jahre 808 den Danewerk erweitert haben, wovon aber archäologisch nichts nachweisbar ist [ebd., 19]. Angesichts der relativ zahlreichen Funde sollte eine chronologische Einordnung der Siedlung möglich sein. Doch diese Erwartung wird enttäuscht:

„Die zeitliche Einordnung der Eisenfunde aus Haithabu ist ausschließlich an Vergleichsmaterial gebunden, da derzeit kein gesichertes stratigraphisch-chronologisches Gliederungssystem vorliegt.“ [Westphalen 2002, 314]

Sicherlich ist diese Aussage nicht nur auf die Eisenfunde anwendbar, sondern gilt für alle Funde in Haithabu. Außerdem räumt Westphalen ein, dass auch die Datierung anhand von Parallelfunden mit Unsicherheiten behaftet ist, da diese zu sehr vom aktuellen Forschungsstand abhängen [ebd., 314]. Diese Unsicherheit wird von anderen Ausgräbern ebenfalls betont:

„Einer Datierung der hier angesprochenen Funde [...] stellen sich ebenfalls erhebliche Schwierigkeiten in den Weg.“ [Zippelius 1969, 55]

Obwohl Haithabu ein frühmittelalterlicher Handelsplatz gewesen ist, hatten die Wikinger für Münzen offensichtlich erst spät Verwendung. Abgesehen

von einigen Imitaten karolingischer Münzen wurden Wikingermünzen erst für die Zeit ab dem 10. Jh. entdeckt [Hodges/Whitehouse 1983, 118]. Und

„bis weit in das 11. Jahrhundert hinein sind die meisten nordischen Münzen stumm: Sie schweigen darüber, wo, wann, und für wen sie geprägt wurden.“ [Malmer 2002, 117]

Die Münzen aus Haithabu ahmen die karolingischen Prägungen aus Dorestad nach, auf denen die Buchstaben „CAROLUS“ und „DORSTAD“ aufgeprägt sind. Doch wie Heinsohn und auch Martin gezeigt haben, ist es selbst mit scheinbar echten karolingischen Münzen nicht möglich unabhängig zu datieren [Heinsohn 2001; Martin 2000]. Sicher gilt dies für Imitate noch stärker. Vielmehr werden durch diese Funde die Thesen von Heinsohn und Martin bestätigt: Die angeblich karolingischen Münzen stammen aus späterer Zeit. Denn die gefundenen Imitate werden nach einer Unterbrechung der Münzproduktion Ende des 9. und im 10. Jh. gröber und weisen keine Bilder mehr auf. Gab es also einen Rückschritt? Oder eine „rätselhafte Rezession in Nordeuropa?“ [Malmer 2002, 122]

Es ist auffällig, dass den wesentlichen Teil der gefundenen Münzen aus der Zeit vor dem 10. Jh. arabische und teilweise auch byzantinische Prägungen ausmachen [Boyer 1994, 133]. Dabei müssen die spärlichen Funde fränkischer Münzen doch sehr überraschen, beliefen sich nach zeitgenössischen fränkischen Quellen Beute und Danegeld alleine im 9. Jh. zusammen auf immerhin 19.400 kg Silber und 310 kg Gold [Graham-Campbell 1980, 31].

Die Karolinger sollen außerdem versucht haben, die Normannen zu christianisieren. Ab 829 wurde daher Ansgar auf Missionsreise nach Skandinavien geschickt [Capelle 1986, 58]. Um 850 errichtete er schließlich auch in Haithabu eine Kirche [Elsner 1989, 16]. Als der arabische Reisende At-Tartüshi jedoch im Jahr 965 nach Haithabu kam, berichtet er:

“Schleswig ist eine sehr große Stadt am äußersten Ende des Weltmeere. In ihrem Innern gibt es Quellen süßen Wasser. Ihre Bewohner sind Sirianbeter, außer einer kleinen Anzahl, welche Christen sind, die dort eine Kirche besitzen.”

Offensichtlich waren die Missionierungserfolge von wenig Erfolg gekrönt. Obwohl die Kirche 965 bereits über 100 Jahre bestehen sollte, waren die Christen nur eine kleine Gruppe. Wir stoßen erneut auf das Phänomen, dass nach einer angeblichen ersten Christianisierung in der Phantomzeit eine zweite im 9. oder 10. Jh. folgt.

Hollingstedt

Die ersten Funde in Hollingstedt wurden Anfang der 1930er Jahre durch den Lehrer Läufer gemacht. Bereits 1933 wurde dann die erste Grabung vorge-

nommen. Seitdem gab es mehrere Exkavationen, bei denen im wesentlichen jedoch Keramik gefunden wurde. Und die Keramik wiederum besteht zu ca. 60% aus sog. Harter Grauware. Die Stratigraphie verweist diese Ware in das 12.–14. Jh. [Lüdtkke 1985, 44]. Ebenso unproblematisch sind die weiche Grauware und die rote Irdenware, die beide ebenfalls ins Hochmittelalter datiert werden [Lüdtkke 1987, 24 ff.]. Unter den Funden befand sich die vereinzelt Scherbe einer Reliefbandamphore, die der Badorfer Art zugerechnet wird. Diese wird im allgemeinen in das 9. Jh. datiert, was auf einen parallelen Fund von Badorfer Keramik und einer Münze Ludwigs des Frommen (814–840) zurückzuführen ist [ebd., 42]. Allerdings war diese Art von Keramik wohl bis ins 11. Jh. verbreitet, so dass dadurch eine Falsifizierung der Phantomzeitthese nicht möglich ist [vgl. Niemitz].

Auch die restlichen Keramikfunde stellen aus chronologischer Sicht kein Problem da. Sogar Lüdtkke selbst hält eine Datierung von Hollingstedt in das 9. oder frühe 10. Jh. für problematisch. So bemerkt er, dass für diese Siedlung keine absolutchronologischen Fixpunkte vorliegen und auch dendrochronologische Untersuchungen nicht eingebracht werden können. Ebenso sei eine Übertragung absolutchronologischer Zuordnungen von Haithabu oder Schleswig auf Hollingstedt mit einem beträchtlichen Unsicherheitsfaktor verknüpft. Eine Existenz Hollingstedt vor der Jahrtausendwende könne zwar vermutet werden, aber auch eine Datierung „um 1000“ sei durchaus im Bereich der Möglichkeit [ebd., 60 f.].

Dies würde auch durch C14-Datierungen bestätigt. So ergab eine Untersuchung von Holzpfählen und Baumringscheiben, dass von 18 Objekten lediglich bei einem die untere Grenze des Zeitintervalls in der Phantomzeit liegt (895–1025). Alle anderen untersuchten Objekte werden allerfrühestens auf das Ende des 10. Jhs. datiert [Erlenkeuser 2002, 111]. Auch wenn C14-Datierungen grundsätzlich angezweifelt werden können, sollte dies für die konventionelle Forschung Grund genug sein, den Siedlungsbeginn entsprechend an das Ende des 10. Jhs. zu legen.

Funde außerhalb des Siedlungsgebietes

Die ersten Angriffe auf fränkisches Gebiet soll es bereits Ende des 8. Jhs. gegeben haben; sie sollten sich durch Brandspuren oder Funde bestätigen lassen. Oft haben sich die Invasoren auf für einige Zeit in dem entsprechenden Gebiet aufgehalten und zum Teil dort überwintert, so dass dort spezifische Wikingerfunde auftreten sollten. Bevorzugtes Angriffsziel waren Klöster, aber auch Städte wie Köln oder Paris.

„Der Zeitpunkt eines Überfalls ist meist sorgfältig gewählt: ein Sonntag oder Feiertag, vorzugsweise während der Messe, ein Markttag (wie in

Nantes am 28. Juni 843) oder ein großer christlicher Feiertag wie zum Beispiel Ostern (so beim Überfall auf Paris im Jahre 858).“ [Boyer 1993, 92] Nicht nur über die örtlichen Gegebenheiten waren die Angreifer gut informiert, sondern offensichtlich auch über den christlichen Kalender einschließlich der Feiertage. Hier drängt sich der Verdacht auf, dass die christlichen Geschichtsschreiber die Wikinger lediglich möglichst gottlos erscheinen lassen, indem sie die (erfundenen) Überfälle auf Sonn- und Feiertage datierten.

Das Nordseegebiet

Dorestad

Wie Haithabu gehört Dorestad zu den sog. Emporia, frühmittelalterlichen (See-)Handelsplätzen. Dabei ist der Forschung durchaus bewusst, dass die „Grundlagen für eine Chronologie der Bodenfunde in Dorestad alles andere als günstig sind. [...] Ein Gräberfeld, das die Chronologie stützen könnte, ist ebenfalls nicht vorhanden. Die chronologische Einordnung des Materials erfährt also am Fundort keine Stütze“ [Hübener 1953, 178].

Wie von H.-U. Niemitz herausgestellt, erkennen die Archäologen außerdem an, dass die „karolingische Keramik“ für eine schärfere Datierung nicht geeignet ist [Eckstein/van Es 1972, 222]. Auffällig ist außerdem, dass zwar auch römische Keramik gefunden wurde, aber nur im Verbund mit karolingischer Keramik [van Es 1972, 214]. Dies deutet m.E. darauf hin, dass eine frühere Datierung auf die Vor-Phantomzeit der Emporia denkbar wäre.

Aus den o.g. Gründen versuchen die Historiker und Archäologen mit Hilfe der Dendrochronologie zu genauen Datierungen zu gelangen. Allerdings sind die Holzfunde in Dorestad, die für eine solche Untersuchung in Frage kommen, nicht sehr zahlreich; letztlich kommen nur die sog. Daubenbrunnen für eine dendrochronologische Datierung in Frage [ebd., 223 f.]. Das Ergebnis der frühen Untersuchungen fällt jedoch vernichtend aus:

„In Anbetracht der geringen Zahl untersuchter Brunnen und der erst beginnenden archäologischen Auswertung des Grabungsbefundes wird eine weitergehende Interpretation der Ergebnisse vorerst zurückgestellt“ [van Es 226].

Über die Anfänge der Siedlung ist außerdem weder archäologisch noch aus den Schriftquellen heraus etwas bekannt [Clarke/Ambrosiani 1991, 18]. Im Jahr 864 soll Dorestad durch eine Sturmflut untergegangen sein. Der Endpunkt wäre somit klar gegeben, lässt sich aber naturwissenschaftlich natürlich nicht mehr nachweisen. Überraschenderweise bestand das friesische Reich nur von ca. 500 bis 719. Demnach hätte Dorestad also 150 Jahre länger bestanden als der ‘Staat’ selbst. Dies wäre nicht leicht denkbar, könnte aber ein Ansatzpunkt sein: Vorausgesetzt, die Phantomzeitthese ist richtig, sind die Daten ab

614 falsch. Von 614 bis 719 wären es 105 Jahre, die bei Streichung der Phantomzeit bis zum Jahr 1016 reichten. Gemäß konventioneller Geschichtsschreibung steht Friesland bis 1014 unter dänischer Herrschaft, unter der friesische Grafen die Herrschaft ausübten. Berücksichtigt man die allgemeine Unsicherheit von Daten aus dem frühen Mittelalter, könnte also der Untergang des friesischen Reiches 719/1016 das Ende der dänischen Lehnsherrschaft bedeuten. Bezeichnend ist, dass wir für den Zeitraum von 500 bis 719 gerade einmal drei friesische Könige kennen, aber diese auch nur ungefähr chronologisch einordnen können. Hier sind sicherlich weitere Forschungen vonnöten. Aber wie auch immer, da die Wikinger die Stadt seit den Überfällen ab dem Jahr 834 teilweise in Brand gesteckt haben sollen, sollten sich entsprechende Spuren archäologisch nachweisen lassen. In keinem Bericht konnte ich jedoch Hinweise darauf finden.

Angesichts der eher geringen Bedeutung Dorestads stellt sich der Forschung sogar die Frage, weshalb gerade diese Siedlung zum Hauptziel mehrerer Wikinger-Raubzüge wurde [Clarke/Ambrosiani 1991, 28]. So hat Dorestad „statt Gold und Silber [...] nur zentnerweise Knochen und Keramikscherben zu bieten“ [van Es/Verwers 281]. Auch wenn an dieser Stelle auf die Datierung Dorestads nicht näher eingegangen werden kann, so ist doch deutlich geworden, dass auch hier keine Spuren von Wikingerüberfällen zu finden sind.

Die Hammaburg

Die Stadt Hamburg leitet ihren Namen von der 845 von Wikingern zerstörten Hammaburg ab. Bei Boyer kommt zwar Verwunderung bezüglich des Überfalls zum Ausdruck, aber lediglich darüber, dass der Angriff laut *Annales Bertiniani* mit 600 Schiffen stattgefunden haben soll, nicht über die fehlenden Spuren per se [Boyer 1994, 101]. Bei verschiedenen Ausgrabungen seit Ende des Zweiten Weltkriegs konnte eine Befestigungsanlage zwischen Alster und Bille nachgewiesen werden.

„Für die Datierung dieser Befestigung bieten sich nur Tonscherben an. [...] Hierbei handelt es sich um verzierte Stücke, die der slawischen Menkendorf-Keramik und vereinzelt noch der Feldberg-Keramik in Mecklenburg ähneln, nur wenige Scherben scheinen wirklich slawischer Herkunft zu sein.“ [Thieme 1993, 67]

Die Burg selbst kann also nicht seriös datiert werden. Aber hier interessiert vorrangig der Überfall auf die Burg. Doch hierzu sieht die Fundsituation noch bescheidener aus:

„Waffen oder andere Gerätschaften, die mit den wikingischen Eroberern des Jahres 845 in Verbindung gebracht werden könnten, sind in und unterhalb der Hammaburg nicht gefunden worden.“ [ebd., 67]

Während die Datierung der Burg mangels Besserem aufgrund der schriftlichen Quellen erfolgt, fehlt jeglicher archäologischer Beleg für eine Zerstörung durch die Wikinger.

Das Rheinland

Xanten

Die Stadt Xanten wurde laut Chroniken 863 von den Normannen geplündert. Aus der Zeit davor sind keine schriftlichen Zeugnisse erhalten geblieben [Schuknecht 2001]. Bei dem Überfall soll u.a. der Dom St. Viktor zerstört worden sein. Da diese Kirche archäologisch relativ gut untersucht ist, muss und kann sie pars pro toto für die gesamte Stadt stehen. Von den Karolingern sollen die Bauten IV, V und VI des Stiftes stammen. Bau IV wird aufgrund eines einzigen Denars Pippins des Jüngeren (751–768) in die 2. Hälfte des 8. Jhs. datiert. Die als Bau V bezeichnete Erweiterung soll im direkten Anschluss errichtet worden sein. Nach Meinung der meisten Forscher folgte Bau VI dann in der Mitte des 9. Jhs. Seine Datierung wurde aufgrund der gefundenen Badorfer Keramik vorgenommen. Außerdem soll hier eine Brandschicht nachgewiesen worden sein [Runde 2003, 296].

Um an das darunter liegende antike Mauerwerk zu gelangen, riss W. Bader jedoch die "karolingischen" Mauerreste des Baus IV heraus, so dass schon 1969 H. Borger keine entsprechenden Reste mehr finden konnte [Borger/Oedinger 1969, 54]. Borger musste außerdem feststellen, dass

„die Fundamente der Mittelschiffmauern der karolingischen Kirche VI fehlen. Sie müssen an der gleichen Stelle wie die der ottonischen Stiftskirche gestanden haben.“ [ebd., 75]

Wir treffen also wieder auf das altbekannte Bild, dass Kirchen aus dem 10. und 11. Jh. auf dem gleichen Grundriss errichtet wurden wie angebliche Vorgängerbauten aus karolingischer Zeit. Runde [296] geht sogar noch einen Schritt weiter: „Damit wären im Grunde die Ausmaße des heutigen Stifts bereits in karolingischer Zeit festgelegt worden.“

Fraglich ist aber, für wen diese Kirche, die in ihrer Längenausdehnung alle nachfolgenden Bauten festgelegt hat [ebd., 75], überhaupt errichtet wurde. Für die entsprechende Zeit konnten in der Nähe des Doms „mit einiger Wahrscheinlichkeit“ ganze vier (!) Häuser erschlossen werden [Runde f.]. Hier muss Runde selbst eingestehen, dass die behauptete Annahme der Siedlungskontinuität vom 5. bis zum 9. Jh. überaus problematisch ist. Offensichtlich wurden in dieser Zeit praktisch keine neuen Häuser gebaut – aber ein großer Dom! Auch die Datierung der Gebäude ist sehr vage und wird nur als nachrömisch angegeben. Da in den Häusern keine Funde ergraben wurden und in der Umgebung lediglich Kugeltopscherben in Kombination mit Badorfer

Ware, wird die Karolingerzeit präferiert [ebd., 291]. Otten [235] stellt außerdem fest:

„Die Baureste, aber auch das Fundmaterial des 8./9. Jahrhunderts sind schlicht zu spärlich und sprechen im Grunde gegen einen länger genutzten Handelsplatz oder gar eine Marktstelle, von einer ausgedehnten Handwerkstätigkeit wie an Klosteranlagen gleicher Zeit ganz zu schweigen.“

Wir stehen also vor dem Phänomen, dass eine große Kirche in einem menschenleeren Gebiet errichtet wurde, welches aber trotzdem Angriffsziel der Normannen war.

Da keine genuinen Wikingerfunde gemacht worden sind, muss man wohl annehmen, dass die offensichtlich nachgewiesene Brandschicht zu einer anderen Zeit entstanden ist. Außerdem betont Borger [122], dass Bauteile durch einen Brand verziegelt wurden, schließt aber trotzdem auf eine große Brandkatastrophe. Auch Xanten kann also nicht für die Existenz der Wikinger während der Phantomzeit bürgen.

Duisburg

883 sollen die Wikinger Duisburg überfallen und erobert haben. Fast ein Jahr lang hätten sie hier gelebt; entsprechend viele Spuren müssten sich finden lassen. Ein Aufsatz von W. Janssen liest sich allerdings wie ein Artikel der *Zeitensprünge*:

„Überblickt man die archäologische Hinterlassenschaft in den überfallenen Gebieten [des Rheinlandes], so fällt in dieser Beziehung eine ausgesprochene Fundleere auf. Es gibt so gut wie keine eindeutig nordischen Gegenstände an Mittel- und Niederrhein.“ [Janssen 1993, 19]

Auch spezifische Zerstörungsspuren konnten nicht aufgedeckt werden. Die Kirchen blieben bis in ottonische Zeit erhalten [ebd., 11]. Zwar sollen archäologische Funde in Schloss Broich bei Mülheim an der Ruhr aus dem späten 9. Jh. stammen, aber hier fehlt jede schriftliche Bezeugung [ebd., 13]. Ein anderer Autor stellt im selben Band fest:

„Noch unergiebig sind die archäologischen Zeugnisse. Weder sind die in der ältesten Schicht gefundenen Menschenknochen, noch der angeschnittene Graben mit irgendeiner Sicherheit gerade diesen Ereignissen zuzuordnen, wie auch ebenso wenig die Brandreste dem Brand, den die Wikinger bei ihrem Abzug legten. Die Bodenspuren lassen wie auch andernorts nur anonyme Aussagen über menschliche Aktivitäten zu“ [Krause 1993, 29].

Es bleibt also festzuhalten, dass die Wikinger auch in der Gegend in und um Duisburg trotz mehrmonatigen Aufenthalts keinerlei Spuren hinterlassen haben.

Köln

In Köln fanden seit Ende des Krieges umfangreiche Grabungen statt, so dass hier neben karolingische Spuren auch Wikingerfunde zu erwarten wären. Bis zu den Ausgrabungen am Kölner Heumarkt [vgl. Illig 2000, 286] waren nur wenige Funde des frühen Mittelalters bekannt [Kempken 2001, 701]. Die Archäologen erhoffen sich, hier die Problematik der Siedlungskontinuität von der Antike zum Mittelalter beleuchten zu können [zur Siedlungskontinuität vgl. Niemitz 1992]. In Köln ist dabei besonders der Zeitraum zwischen dem 5. Jh. und der späteren Nutzung im späten 9. oder der ersten Hälfte des 10. Jhs. von Interesse [Kempken 702]. Angeblich belegen dabei C14-Daten eine kontinuierliche Nutzung des Geländes. Ganz unabhängig von der hier bereits vielfach diskutierten C14-Problematik ist auffällig, dass nach zahlreichen Funden aus dem 5. Jh. und weniger Funden mit Datierung ins späte 6./frühe 7. Jh., die Funde in der Phantomzeit plötzlich mehr als rar werden.

„Die Gefäßkeramik, die sich gut mit Siedlungsfunden aus dem Hafenbereich von Dorestad vergleich lässt, und Einzelfunde vom Heumarktgelände belegen für den Zeitraum vom späten 7. bis zur ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts eine ungebrochene Siedlungskontinuität auf dem Heumarktgelände“ [ebd., 723].

Allerdings wird unmittelbar danach [ebd., 724] eingeräumt, dass

„eine Bestimmung der Warenart der in diesen Befunden enthaltenen Gefäßkeramik [...] mit den in der Literatur üblichen Warenartbezeichnungen wie ‚Badorf‘, ‚Pingsdorf‘, ‚Hunneschans‘ etc. kaum möglich“ ist.

Erst mit dem Beginn des 10. Jhs. steigt die Zahl der Funde wieder deutlich an. Außerdem treten diese Keramikgefäße, die ja auch für Dorestad die Zuordnung in die Phantomzeit verbürgen, im Luxemburger Gebiet erst in den Schichten des späten 9. und des frühen 10. Jhs. auf. Hier sollte aus stratigraphischen Gründen auch über eine neue Datierung für Dorestad nachgedacht werden.

Aber nicht nur die Karolinger, sondern auch die phantomzeitlichen Merowinger sind äußerst selten mit Funden vertreten. Auffällig bei diesen Objekten ist, dass hier „keine vergleichbaren Funde bekannt“ sind oder dass „die zusammen mit dem Beinobjekt gefundene Gefäßkeramik [...] keine eindeutige Datierung“ ermöglicht [Kempken, 738]. Hier muss offenbar eine fundleere Zeit gefüllt werden. Dieser Eindruck wiederholt sich bei den Kommentaren zur Keramik:

„Werkzeuge liegen bisher vor allem aus spätantiken und merowingischen Befunden vor. Dies entspricht aber mit Sicherheit nicht den tatsächlichen Fundverhältnissen, sondern steht im Zusammenhang mit der Auswahl der bisher restaurierten Objekte“ [ebd., 746].

Die Auswahl der zu restaurierenden Objekte war also nicht repräsentativ, sondern es wären Funde außerhalb der Phantomzeit bevorzugt worden. Das ist angesichts der Karolinger-Begeisterung eigentlich kaum vorstellbar. Wenn wir uns an die Fakten halten, so muss festgestellt werden, dass die Zeit vom 7. bis zum späten 9. Jh. mehr als dünn vertreten ist.

Trotz der umfangreichen Grabungen am Kölner Heumarkt bleiben also die Karolinger sehr blass [Illig 2000, 286], und von den Wikingern fehlt hier jede Spur. Es wurden weder Waffen, Schmuck oder Gebrauchsgegenstände der Wikinger gefunden, noch konnten irgendwelche Zerstörungsschichten nachgewiesen werden [Illig 1997, 663].

Worms

Auch Worms soll beim großen Raubzug 881/82 geplündert worden sein. Brühl schreibt dazu in seinem Text nur: „Wichtiger ist jedoch, daß weder Normannen noch Ungarn die Stadt gefährden konnten“ [Brühl 1990, 117]. Erst in der Fußnote dazu verrät er den Grund, weshalb die Normannen keine Gefahr für die Stadt waren: „Die ang[ebliche] Zerstörung von Worms durch die Normannen im Jahre 891 hat nie stattgefunden.“ Auch hier fehlen also sowohl Zerstörungsschicht als auch entsprechende Wikingerrunde.

Koblenz

Im Jahre 882 soll auch Koblenz möglicherweise gebrandschatzt worden sein; es bildete damit den südlichen Endpunkt der Normannenvorstöße in das Rhein-Main-Gebiet [Flach 1992, 113]. Ob allerdings nur das Umland oder auch die Stadt selbst geplündert worden sind, geht aus den *Fuldaer Annalen* nicht klar hervor [ebd., 114]. Wie auch immer, es scheinen jedenfalls in der Stadt keinerlei Wikinger- oder Zerstörungsspuren gefunden worden zu sein. Andernfalls wären diese Mutmaßungen gar nicht erst nötig.

Das Moselgebiet

Schon der Führer zu den Ausgrabungsstätten des Rheinischen Landesmuseums Trier: *Archäologie zwischen Hunsrück und Eifel* wirft ein bezeichnendes Licht auf das frühe Mittelalter. Auf seiner Abbildung über die vor- und frühgeschichtlichen Kulturen im Trierer Land [Kühnen 12] werden für jede Epoche – mit Ausnahme der Karolingerzeit – Charakteristika genannt, die in der Region bestaunt werden können (z.B. Reihengräber für die Völkerwanderungszeit oder Oppida für die jüngere Latènezeit).

Blättert man weiter, werden für Trier lediglich zwei Örtlichkeiten genannt, die im frühen Mittelalter genutzt worden sein sollen: Römische [!] Wohnbau-

ten und Getreidespeicher, die im 7. Jh. als Frauenkloster gedient haben sollen [ebd., 60] und ein spätrömischer [!] Palast, der ebenfalls ab dem 7. Jh. als Frauenkloster Verwendung gefunden haben soll. Frühmittelalterliche Überreste gibt es also nicht. Wieder einmal scheinen die Karolinger ältere Bauten übernommen und weitgehend "recycelt" zu haben [vgl. Illig 2000, 286].

Schaut man sich dann im Umfeld von Trier um, so stößt man nur noch auf ein [!] weiteres möglicherweise frühmittelalterliches Relikt: Einem konventionell auf das 6.–1. Jh. datierten keltischen Burgring wird eine Wiedernutzung im 9. und 10. Jh. zugestanden. Kühnen [136]:

„Eine jüngere Erhöhung des Walles könnte zu einer Wiedernutzung als Fluchtburg des karolingischen Klosters Prüm vor dem Hintergrund der Normannen- und Ungarneinfälle des 9.-10. Jahrhunderts gehören.“

Also auch hier nur eine Mutmaßung. Die Erhöhung des Walls könnte genauso gut aus einer anderen Zeit, vor allem aus dem realen 10. Jh. stammen.

Die Vielzahl der römischen Überreste muss gar nicht erst erwähnen werden, um die Trostlosigkeit der karolingischen Fundsituation zu verdeutlichen. Angesichts dieser Fakten muss man sich fragen, weshalb die Normannen überhaupt in dieses Gebiet vorgedrungen sein sollen. Doch blicken wir einmal genauer auf die Quellen.

Trier

Für Trier wird die Quellenlage schon zu Beginn des 7. Jhs. dunkel. Selbst Karl der Große soll nicht hier gewesen sein. Der angebliche Normanneneinfall von 882 gehört daher schon zu den wenigen Fixpunkten der frühmittelalterlichen Geschichte der Stadt. Bei dem Angriff soll Trier stärker verwüstet worden sein, als in den Tagen der Frankeneinfälle des 5. Jhs. [Heyen 1972, 88]. Die *Annales Vedastini* berichten für das Jahr 882 von der Zerstörung der *palatia regnum*, also des Königspalastes. Doch leider fehlt bis heute jeder Hinweis für eine nähere Lokalisierung des Baus [Brühl 1990, 84]. Ebenso soll im gleichen Jahr das Stift St. Paulin geplündert, aber nicht zerstört worden sein. Doch in den nachfolgenden Jahrzehnten verarmte das Kloster völlig, so dass 981 durch Erzbischof Egbert (975–993) das Stift neu dotiert werden musste [Kempf 1958, 14]. Im Jahre 1049 konnte dann der Neubau geweiht werden, der nur bis 1093 stehen blieb, als ein Feuer den Bau zerstörte. Die schriftliche Überlieferung reicht allerdings nur bis ins 11. Jh. zurück. Für eine eventuelle Kontinuität vom (römischen) 4. Jh. ins frühe Mittelalter gibt es keine Belege – gilt aber trotzdem als sicher [Heyen 1972, 80]. Auch hier kann die Geschichtsschreibung nur Mutmaßungen anstellen. So muss von Heyen dann nicht nur für St. Paulin, sondern angesichts der Nicht-Zerstörung der Bibliothek von St. Maximin konstatieren, dass die Zerstörung durch die

Normannen lediglich den Endpunkt eines langen kulturellen Verfalls bildet, der trotz karolingischer Renaissance den Tiefpunkt in der Mitte des 10. Jhs. erreicht [Heyen 1972, 89]. Wie auch Illig [1996, 98] schon feststellte, bleiben nicht nur die beiden o.g. Gebäude erhalten, sondern auch die Porta Nigra und große Teile der Stadtmauern unversehrt. Von normannischen Zerstörungen also keinerlei Spuren, wenn man nicht wie Brühl [82] die Zerstörungen des 5. Jhs. den Normannen von 882 anlastet.

Kloster Prüm

Wichtigste Quelle für die Wikingerüberfälle auf das Kloster und die Umgebung von Prüm in der Eifel ist die *Weltchronik* des Regino von Prüm. Diese Chronik ist das erste Werk, in welchem die Anno-Domini-Zählung durchgehend verwendet wird [Topper 1999, 20]. Allerdings ist uns die Chronik gar nicht im Original erhalten, sondern nur in einer Abschrift des 11. Jhs. Neben dem Kloster Prüm selbst sollen weitere in der Gegend gelegene Klöster verwüstet worden sein. „Durch diese Überfälle wird in großem Ausmaß die in der Karolingerzeit entstandene Klosterkultur zerstört“ [Jenninges 1993, 3]. Dies muss angesichts der Abgelegenheit schon überraschen, weshalb den Angreifern auch „gute geographische und topographische Kenntnisse“ [ebd., 5] unterstellt werden müssen. Ebenso verwunderlich ist die fehlende Anteilnahme Reginos am blutigen Ende des dortigen Bauernvolkes [ebd., 6]. Aber nicht nur seine Chronik mutet seltsam an, auch seine Person bleibt dunkel:

„Besäßen wir nicht die im Liber aureus überlieferte Abliste, den knappen Vermerk in den *Annales Pruminenses* über seine Wahl, die Bemerkungen zur eigenen Person in der Chronik sowie die damit zusammenhängende Notiz der Magdeburger Centuriatoren, wüßten wir nicht einmal, daß Regino Abt in Prüm gewesen ist. In keiner der drei während seiner Amtszeit für Prüm bzw. Zelle Münstereifel ausgestellten Urkunden Zwentibolds wird sein Name genannt.“ [Wisplinghoff 1999, 452]

Aber nicht nur bei seinen Mönchsbrüdern, auch bei seinen anderen Zeitgenossen hat er keinerlei Beachtung gefunden [ebd., 455]. Weissgerber bezeichnet sie daher auch als Fälschung [Weissgerber 2003, 80]. Mit Regino verlieren wir aber die wesentliche Quelle, die überhaupt die Wikingerüberfälle auf die Gegend um Prüm belegt. Archäologische Funde gibt es keine aus der fraglichen Zeit.

Aachen

Man möchte beinahe sagen: Selbstverständlich sollen die Wikinger auch Aachen überfallen haben. Allerdings hatte Aachen das 'Glück' nur einmal, nämlich während des Überfallzuges 881/82. Gemäß den *Annales Fuldenses* sollen die Wikinger gar die Pfalzkapelle als Pferdestall missbraucht haben.

Der Schaden hielt sich aber insgesamt doch sehr in Grenzen. Sowohl das Bauwerk selbst als auch die Einrichtung samt Bronzegittern und Marmor blieb erhalten [Buchkremer 1907, 133]. Dieser eine Überfall ist aber bislang die einzige Erklärung konventioneller Forschung für das Verschwinden des Karlsgrabes: Aus Angst vor den Normannen soll die Grablege unkenntlich gemacht worden sein – mit offensichtlich großen Erfolg. Bis heute ist das Grab nicht gefunden worden. Zweifel an der Legende des Karlsgrabes wurden allerdings schon früh erhoben [Linder 1893]. Auch Borgolte [2000, 141] kann keine bessere Erklärung abgeben:

„Vielleicht sollte man es damit genug sein lassen; denn es wäre nicht die schlechteste Lehre, die Geschichte als Wissenschaft zu vermitteln möchte, dass sie eben nicht alles erklären kann und auch Tatsachen aushalten müssen [sic!] die ihrem sonstigen Erfahrungsschatz widersprechen“

So scheitert auch der Versuch, Illigs Argumentation – das unauffindbare Grab spreche gegen die Existenz Karls des Großen [Illig 1996, 45] – umzudrehen.

Dabei ist nicht einmal geklärt, wie das Grab unkenntlich gemacht wurde. Einige nehmen an, lediglich das Denkmal über dem Grab wurde entfernt, andere vermuten, dass auch der Leichnam selbst versteckt wurde. Wie Buchkremer [1907, 135] betont, ist die Sicherung des Grabes gegen die Normannen jedoch eine Notwendigkeit, da Otto III. es mit Sicherheit gefunden hat und somit eine Zerstörung ausgeschlossen werden kann. Zwar war das Versteck im Jahre 1000 nicht mehr bekannt, es existierte aber noch eine „allgemeine Vorstellung von der Lage“ [ebd., 137]. Pikanterweise fehlt in Aachen nicht nur das Grab, sondern auch jede Spur der nach ihm suchenden Wikinger.

Fazit

Ganz offensichtlich konnte bislang die Anwesenheit von Normannen an keinen der genannten Orte in der Phantomzeit mit Sicherheit nachgewiesen werden. Damit müssen sämtliche Wikingerüberfälle auf Orte im heutigen Deutschland als Erfindung späterer Chronisten gelten. Möglicherweise sollte so die Geschichte des Ortes bzw. der Abtei, Kirche usw. in die Vergangenheit verlegt werden; gleichzeitig konnte so das Fehlen von Bauten aus der fraglichen Zeit kaschiert werden. Das Wort von Brühl [117] – „Die angeblichen Zerstörung von Worms durch die Normannen in Jahre 891 hat nie stattgefunden“ – kann nun ergänzt werden: Auch die angeblichen Überfälle auf Xanten, Köln, Koblenz, Dorestad, Aachen, Trier, die Eifel haben nie stattgefunden!

Auch für Haithabu kann eine Besiedlung während der Phantomzeit nicht belegt werden. Angesichts der gefundenen arabischen Münzen muss aber weiter über die chronologische Stellung des Islam nachgedacht werden. Möglicherweise bestanden die Emporia bereits vor der Phantomzeit. Die frühmittel-

alterlichen Handelsplätze könnten m. E. ein sehr fruchtbares Feld für die Phantomzeitforschung sein. Über eine Synchronisation von Emporia und Islam können so möglicherweise neue Erkenntnisse gewonnen werden.

Literatur

- Borger, H. / Oediger, F.W. (1969): Beiträge zur Frühgeschichte des Xantener Viktorstifts, Düsseldorf
- Borgolte, M. (2000): Die Dauer von Grab und Grabmal als Problem der Geschichte; in: Maier, Wilhelm / Schmid, Wolfgang / Schwarz, Michael Viktor (Hg.): Grabmäler. Tendenzen der Forschung; Berlin, 129-146
- Boyer, R. (1994): Die Wikinger, Stuttgart
<http://home.tiscali.de/irkujen/zeit.htm#874>, Stand: 28. Oktober 2003
- Brandt, K. / Müller-Wille, M. / Radtke, Chr. (Hrsg.): Haithabu und die frühe Stadtentwicklung im nördlichen Europa, Schleswig
- Brühl, Carlrichard (1990): Palatium und Civitas, Band II: Germanien, Köln · Wien
- Buchkremer, J. (1907): Das Grab Karls des Großen, in: Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins, Heft 29, 132-136
- Capelle, Th. (1986): Kultur- und Kunstgeschichte der Wikinger, Darmstadt
- Clarke, H. / Ambrosiani, B. (1991): Towns in the Viking Age, Vol. 1, New York
- Duisburg und die Wikinger. 1100 Jahre Duisburg, 883-1983 (Ausstellung), Duisburg
- Eckstein, D. / Es, W.A. van (1972): Rijksdienst voor het oudheidkundig bodemonderzoek – Dendrochronologische Untersuchungen von Daubenbrunnen aus der frühmittelalterlichen Siedlung Dorestad, Holland, Sonderdruck: Die Kunde
- Elsner, H. (1989): Wikinger Museum Haithabu: Schaufenster einer frühen Stadt, Neumünster
- Erlenkeuser, H. (2002): ¹⁴C-Datierungen mittelalterlicher Plattformen am Ufer von Treene in Hollingstedt/Schleswig-Holstein, in: Brandt et al., 107-116
- Es, W.A. van (1972): Die neuen Dorestad-Grabungen 1967-1972, in: Vor- und Frühformen der europäischen Stadt
- Es, W.A. van / Verwers, W.J.H. (2002): Aufstieg, Blüte und Niedergang der frühmittelalterlichen Handelsmetropole Dorestad, in: Brandt et al., 281-302
- Flach, H. (1992): Herrscheraufenthalte bis zum hohen Mittelalter, in: Geschichte der Stadt Koblenz, Stuttgart, 87-120
- Graham-Campbell, J. (1980): Das Leben der Wikinger, Berlin · Hamburg
- Heinsohn, G. (2001): Karl der Einfältige – Imitator oder Urmuster?, in: ZS 13 (1) 631-661
- Heyen, F.-J. (1972): Das Stift St. Paulina von Trier, in: Das Erzbistum Trier I, Berlin
- Hodges, R., Whitehouse, D. (1983): Mohammed, Charlemagne & the Origins of Europe, New York
- Hübener, W. (1953): Keramik und Kämmen in Dorestad, in: Germania, 1953, 177-189
- Illig, H. (1996), Das erfundene Mittelalter, München
- (1997): Aachens Pfalzkapelle gerät in Bewegung – Ein Wendepunkt in der Mittelalterdebatte, in: ZS 9 (4) 657-666
- (1999): Wer hat an der Uhr gedreht, München
- (2000): Siedlungsarchäologie und chronikale Schwächen; in: ZS 12 (2), 281-295

- Janssen, W. (1993): Die Wikinger im Rheinland, in: Duisburg und die Wikinger
- Jennings, H. (1993): Die Normannenzüge der Jahre 881/82 und 892 im Lande zwischen Venn und Schneifel, in: Die Zeitschrift des Geschichtsvereins „Prümer Land e. V.“, 3-9
- Kemper, Th. K. (1958): Das Heiligtum des Bischofs und Martyrers Paulinus in Trier, Trier
- Kempen, F. (2001): Spätantike und frühmittelalterliche Funde vom Heumarkt in Köln, in: Kölner Jahrbuch, Nr. 34, 701-747
- Krause, G. (1993): Zu den Anfängen Duisburgs, in: Duisburg und die Wikinger
- Kühnen, H.-P. (Hrsg.) (1999): Archäologie zwischen Hunsrück und Eifel, Trier
- Lindner, Th. (1893): Die Fabel von der Bestattung Karls des Grossen, Aachen
- Lüdtke, H. (1985): Die mittelalterliche Keramik von Schleswig. Ausgrabung Schild 1971-1975, Neumünster
- (1987): Die Keramik von Hollingstedt, in: Hoffmann, D. u.a.: Berichte über die Ausgrabungen in Haithabu, Bericht 25, 9-82
- Malmer, B. (2002): Münzprägung und frühe Stadtbildung in Nordeuropa, in: Brandt et al., 117-132
- Martin, P.C. (2000): Können Münzen Karl den Großen retten?, in: ZS 12 (1), 88-112
- Muht, A. / Weiss, R.-M. (1992): Wikinger, Waräger, Normannen – Die Skandinavien und Europa von 800 bis 1200, Begleitheft zur Ausstellung, bis 15.11 1992 in Berlin
- Niemitz, H.-U. (1992): Archäologie und Kontinuität. Gab es Städte zwischen Spätantike und Mittelalter?, in: ZS 14 (3), 55-68
- Otten, Th. (2003): Die Ausgrabung unter St. Viktor zu Xanten, Mainz
- Oxenstierna, Eric Graf (†1979): Die Wikinger, Stuttgart u.a.
- Runde, I. (2003): Xanten im frühen und hohen Mittelalter, Köln · Weimar · Wien
- Schuknecht, F. (2001): Dorsten und das Stift Xanten – Geschichte in acht Jahrhunderten, Vortrag vor dem Lions-Club Dorsten-Hanse am 20.11.2001, http://www.lions-dorsten-hanse.de/Activities/Wir_sind_dabei/Heimatverein/Xanten-Vortr_LF/xanten-votr_lf.html
- Simek, R. (2002): Die Wikinger, München
- Thieme, W. (1993): Die Hammaburg, eine fränkische Befestigung nördlich der Elbe, in: Duisburg und die Wikinger
- Topper, U. (2000): Erfundene Geschichte; München
- Weissgerber, K. (2003): Ungarns wirkliche Frühgeschichte, Gräfelting
- Westphalen, Petra (2002): Die Eisenfunde aus Haithabu, Neumünster
- Wisplinghoff, E. (1999): Untersuchungen zur Geschichte des Klosters Prüm an der Wende vom 9. zum 10. Jahrhundert, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters, 439-476
- Zippelius, A. (1969): Zur Frage der Dachkonstruktionen bei den Holzbauten in Haithabu, in: Die archäologischen Befunde der Ausgrabung Haithabu 1963-1964, Band 3, Neumünster
- Fabian Fritzsche, 44263 Dortmund, Seydlitzstr. 21, fabian308@arcor.de

Höhen und Tiefen der Archäoastronomie Maya-Kalender und Astrolabien Heribert Illig

Eine Revolution im Maya-Kalender

Wie mir dankenswerterweise Karl-Heinz Lewin, Haar, mitteilte, gibt es erstaunliche Neuigkeiten beim für seine Genauigkeit gerühmten Kalender der Maya. Andreas Fuls [2004, *passim*] hat Forschungen, die er zusammen mit Brian Wells in den letzten Jahren betrieben hat, in *Spektrum der Wissenschaft* vorgestellt.

Seit 1927 ist man davon ausgegangen, dass der Startpunkt der 'Langen Zählung' des Maya-Kalenders auf dem 8. 9. -3114 gelegen hat – so die Synchronisation mit dem christlichen Kalender. Sie ist aus verschiedenen Komponenten ermittelt worden: aus Sonnenjahren, synodischen Umlaufzeiten der Venus, einschlägigen Korrekturwerten, überlieferten Finsternissen und Frühlingspunktangaben. Gerade wegen der verschiedenen astronomischen Werte wollte keine einheitliche Linie gelingen, so etwa wenn Nancy Owen eine Synchronisation anhand einer Serie von Sonnenfinsternissen versuchte, aber nicht den notwendigen Neumond, sondern den Vollmond traf. Mittlerweile gibt es sechs Korrelationen zur christlichen Zeitrechnung, die auf schriftlichen Quellen (leider vorwiegend spanischen) und mindestens 18 weitere mit astronomischer Begründung.

Nun haben Fuls und Wells das getan, was man eigentlich schon längst als erledigt wählte: Sie verglichen Rückrechnungen mit Maya-Aufzeichnungen (*Dresdner Codex*) und mit entsprechenden Stelen-Inschriften, wobei sowohl die Sonnenfinsternisse wie die Mondaten berücksichtigt werden. Damit sind wesentlich präzisere Abgleiche möglich. Erstmals kann man von einer wirklichen archäoastronomischen Prüfung sprechen.

Bei vier Voraussetzungen – Venus erscheint als Morgenstern, es ist Neumond, die Sonne geht durch den Mondknoten und es ist Frühlingsanfang – ergaben sich vier mögliche Konstellationen zwischen 3688 und 3408, dazu noch -2906. Die Forscher entschieden sich aus dem einfachen Grund für die späteste Jahresangabe, weil sie das Ende der klassischen Mayakultur um 208 Jahre von ca. 850 ins 11. Jh. verschiebt. Diese Jahrhunderte waren bislang in der schon gegen 850 aufgegebenen Mittelprovinz [Disselhoff 116] dunkel: ohne Bauten, ohne Lebenszeichen, die südlichen Maya-Städte aufgegeben und dafür solche im Norden gegründet. Eine absolut rätselhafte Umbruchszeit, für die bislang viele Erklärungen gegeben worden sind: von ausgelagerten Böden

über mangelnde Regenmengen, zusammengebrochene Kanalsysteme oder Revolten gegen die Priesterkaste bis hin zum Lebensraumwechsel als Tribut an ein übersteigertes Kalenderwesens. Sie werden nun allesamt Makulatur.

Ein solche Umgruppierung kann eigentlich nur funktionieren, wenn es keine tradierten Datierungen für diese postklassischen Zeiten gibt. Tatsächlich ist das letzte Datum gemäß langer Zählung im bisherigen Jahr 909 (jetzt 1117 n. Chr.) in Stein gehauen worden [Schele/Freidel 655; Disselhoff 125]. Außerdem gilt die Blütezeit der Mittelprovinz explizit als "Zeitalter der langen Rechnung" [Disselhoff 123]. Danach sind offensichtlich – Fuls behandelt diese Problematik ganz ungenügend – nur noch Datierungen verwendet worden, die sich viel rascher wiederholten. (Der Maya-Kalender kennt das gemeinsame Vielfache von 260 und 365 Tagen (Tzolkin und Haab) als Periode von 52 respektive 104 Jahren. In späterer Zeit gab es auch die Katun-Periode von 8.000 Tagen, die nach jeweils $256 \frac{1}{4}$ Jahren zu gleichen Tagesbezeichnungen führte).

Gleichwohl gibt es auch später noch 'lange' Daten. In dem Kultzentrum Chichén Itzá ist mehr als ein Jahrhundert, 867 bis 998, mit Kalenderdaten belegt, die in der Wells-Fuls-Korrelation der Zeit 1075–1206 entsprechen. Die Verschiebung bestätigt sich dadurch, dass in Chichén Itza toltekische Einflüsse nachzuweisen sind, obwohl das Toltekenreich erst zwischen 1000 und 1200 geblüht haben soll. Aber die nach 900 niedergeschriebenen Daten müssen modifiziert werden. Deshalb postulieren Wells und Fuls eine Kalenderreform, für die einige, wenn auch nicht sonderlich harte Argumente genannt werden [Fuls 54 f.].

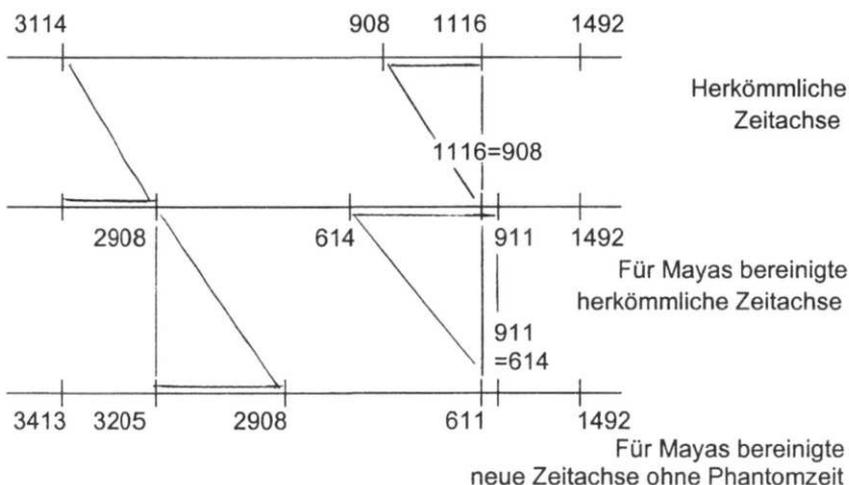
Es geht uns im Moment aber nicht um die Rätsel der Maya-Datierungen, sondern um den formalen Lösungsansatz: **Die Zeitachse wird um 208 Jahre gekürzt, eine Phantomzeit von 208 Jahren aus der Geschichte gestrichen und eine Kalenderreform postuliert – und niemand heult auf!**

Man kann sich nur wundern: Genau diese wesentlichen Elemente sind für die Phantomzeit in der Alten Welt genannt worden: Es sind sogar drei Kalenderreformen in Byzanz, bei den westlichen Christen und bei den Juden nachgewiesen – doch da hat dieselbe Redaktion nur Spott und Hohn übrig gehabt. Ihr Mitglied Christoph Pöppe bezeichnete diese These als "Unfug", über den er "nie ernsthaft" nachgedacht habe [10/2003]. Jetzt, von Archäoastronomen vorgetragen, wird der Ansatz von *Spektrum der Wissenschaft* mit Freude präsentiert. Die Haltung ist insofern verständlich, als bei den Mayas dank unseres Nichtwissen keine Geschichte zu Fabelgeschichten herabgestuft werden muss, weil kein berühmter Mensch zum Phantom wird.

Still sind die C14-Spezialisten, wird doch nun auch in Zentralamerika demonstriert, dass sie ihre Messungen brav nach der geglaubten Zeitskala

kalibriert und deshalb die überflüssige Zeit nicht bemerkt haben. Das ist ein weiterer, substanzieller Nachweis ihrer angemessenen Wichtigkeit, die in Wirklichkeit allenfalls eine dienende Funktion beanspruchen könnte. Still sind bislang auch andere Archäoastronomen, denn ihnen ist demonstriert worden, dass sie ihre Synchronisationen in den letzten 75 Jahren nicht hinreichend präzise untermauert haben.

Bislang stand der Maya-Kalender in keinem Zusammenhang mit der Phantomzeitthese, gab es doch keine geschichtlichen Abgleichsmöglichkeiten zwischen Alter und Neuer Welt vor 1492. Nunmehr liegt ein ernsthafter Versuch vor, anhand rückrechenbarer Himmelsereignisse die tatsächliche Verbindung zur christlichen Zeitrechnung zu schlagen. Dabei ist aber die Altweltchronologie mitsamt der Phantomzeit als Stütze benutzt worden. Wird die hiesige Phantomzeit von der Zeitachse gestrichen, hat dies nunmehr Auswirkungen auf die transatlantische Kalkulationen. Es wäre zwar verführerisch, das oben genannte Datum -3408 festzuhalten, weil es 294 Jahre vor -3114 liegt und damit bis auf drei Jahre die östlich des Atlantik präferierte Zeitspanne bestätigen würde. Doch die Rechnung geht anders (vgl. Graphik):



Das Datum 3114 v. Chr. wird durch 2908 v. Chr. ersetzt. Ab da läuft die Chronologie der Mayas, in Stein festgehalten auf Stelen und Bauwerken, wobei erwähnt sein will, dass derartige Daten erst seit dem -4./3. Jh. aufgezichnet worden sind. Doch es wird nicht die gesamte Zeit der Mayas um

diese 208 Jahre verjüngt. Denn alle Daten nach 1116 n. Chr. bleiben unverändert. Tatsächlich verjüngt sich das letzte auf Stelen genannte Datum der langen Zählung (908 n. Chr.) um 208 Jahre, wird also zu 1116 n. Chr. Dieses Jahr ist noch nicht sicher, weil niemand weiß, ob nicht unmittelbar nach 908 oder doch erst einige Jahre später diese Datierungsweise aufgegeben und durch eine wesentlich kürzer zurückreichende Darstellung ersetzt worden ist. Aber wir bleiben zunächst bei der Identität 908 = 1116.

Während die zur Rechnung benutzte Zeitskala mit ihren rückgerechneten Sonnenfinsternissen und anderen Himmelsereignissen gültig bleibt, müsste aber nun noch die Phantomzeit zwischen 614 und 911 n. Chr., also die Identität der beiden Jahre berücksichtigt werden. Damit würde sich das Startjahr der Maya-Rechnung rein zahlenmäßig von 2908 v. Chr. auf 3205 v. Chr. verschieben, sofern wir die leeren Jahre ersatzlos streichen. Allerdings hat es sich zumindest für die Zeit ab der relativ gut belegten Antike, also ab dem archaischen Griechenland als sinnvoller erwiesen, die Leerjahre als Jahreszahlen ohne geschichtlichen Inhalt zu belassen.

Postskriptum: Thomas Frenz hat bei seinem Plädoyer für Apokalypsen und gegen die Phantomzeit (s. S. 93 ff.) auch auf den Maya-Kalender verwiesen, obwohl er eigentlich nicht unter die von ihm vorgestellten "mittelalterlichen Berechnungen" fällt. Er war ihm in dem Zusammenhang mit apokalyptischen Vorstellung wichtig, weil die Mayas in zyklischen Weltuntergängen dachten. Ihre fünfte Welt sollte gemäß Frenz [117] im Jahr 2007 oder 2008 untergehen. Die Rechnungen von Fuls zeigen, dass derartige Kalkulationen, wie noch 2003 von Frenz vorgetragen, schnell veralten können. So erledigt sich die Angst vor dem allerdings sehr dezent geschürten Weltuntergang: Auch bei 2007/8 müssen bei jetzigem Stand 208 Jahre hinzugerechnet werden, so dass die derzeit Lebenden beim erwarteten Kataklysmus weitgehend unbeeinträchtigt bleiben sollten.

Islamische und christliche Astrolabien

Bei der Suche nach islamischen Hinweise auf die Phantomzeit begegnete mir eine Textstelle, die eine Sensation hätte sein können. Sie steht in einem großformatigen Werk Francesco Gabriellis über islamische Einflüsse in Europa:

"Das flache Astrolab ist das wichtigste Instrument der älteren Astronomie. Die Muslime vervollkommneten es, auch wenn es offensichtlich – zumindest theoretisch – schon früher bekannt war (Beispiele haben sich aber nicht erhalten). Die Bezeichnungen *Asturlab* bzw. *Usturlab* sind vom griechischen *astrolábos* bzw. *astrolábon órganon* abgeleitet. Bei dem von Ptolemaeus in seinem *ALMAGEST* unter diesem Namen erwähnten und

beschriebenen Instrument handelt es sich jedenfalls nicht um ein flaches Astrolab, sondern um eine Armillarsphäre. Das flache Astrolab gründet auf der Theorie der stereographischen Projektion, die sich bis auf den Griechen Hipparch (um 150 v. Chr.) zurückführen läßt. Das älteste bisher bekannte datierte stammt von 927/28. Eines der ältesten Beispiele scheint das aus dem Museum für Geschichte der Naturwissenschaften in Florenz zu sein – falls es wirklich im 11. Jahrhundert angefertigt wurde. Es ist freilich in einem Behälter aufbewahrt, der eine lateinische Inschrift trägt, nach der »es aus Spanien gebracht und angefertigt wurde, als die Frühjahrs-tagundnachtgleiche auf den 15. März fiel, d.h. im Jahre 1252«. Es besteht ein offensichtlicher Widerspruch zwischen dieser Jahreszahl und den astronomischen Angaben auf dem Instrument, das heißt der ekliptikalen Länge der Sterne. Der Stern Regulus steht hier bei 15° im Tierkreiszeichen Löwe, heute würde er bei 30° stehen. Wegen der Präzession (Vorrückung der Tagundnachtgleichen), welche die Längenwerte alle 72 Jahre um etwa einen Grad verschiebt, kommt ein Zeitpunkt vor mehr als 1000 Jahren in Frage (die Araber rechneten allerdings mit 1° in 66 Jahren, das ergäbe Ptolemaeus = 138 n. Chr. + 825 Jahre = 963, also grob annähernd die Mitte des 10. Jahrhunderts).“ [Gabrieli 162]

Wir erfahren hier von einem ungelösten Rätsel. Der Stern Regulus (*a leo*) ist eine markante Himmelserscheinung direkt auf der Ekliptik, so dass bei seiner Positionsbeschreibung keine Höhenangabe nötig ist und damit Beobachtungsfehler vermieden werden. Für Regulus gibt es nun drei Werte: $2,5^\circ$ zu Zeiten von Ptolemaios, zumindest für 'seine' Zeit um 150 n. Chr. – dann 15° zu Zeiten der Astrolaberstellung – und ca. 30° in der Gegenwart. Daraus lässt sich Folgendes errechnen:

1) Wir nehmen die Vermutung auf, dass der Hersteller sich an die Tafeln des Ptolemäus gehalten hat. Wenn diese 138 n. Chr. entstanden oder auf dieses Jahr hin berechnet worden sind, hätte das Vorrücken von Regulus für das Astrolab berechnet werden können. Die Araber gingen wie Ptolemäus davon aus, dass die Sterne der Ekliptik wegen der Präzession binnen 66 Jahren um 1° vorrücken, und auch von seinem Wert $2,5^\circ$ für Regulus. Dann erhalten wir $(15^\circ - 2,5^\circ) \times 66$ [Jahre] + 138 = 963 n. Chr.

So steht es – siehe oben – bei Gabrieli, der jedoch die Diskrepanz zur Schatullenbeschriftung nicht erklären kann. Addieren wir aber die 297 Jahre Phantomzeit hinzu, so ergibt $963 + 297 = 1260$ [n. Chr.].

Das ist die einzige mögliche Rechnung, die Geräteangabe und Begleittext zusammenbringt, denn ihr Ergebnis liegt dicht bei der Vorgabe von 1253 n. Chr. Weil sie bislang nie angestellt worden ist, ließ sich mit der Geräteangabe wenig anfangen. So wäre immerhin klargestellt, dass es sich keineswegs um eines der ältesten Instrumente handelt, sondern um eines aus dem 13. Jh.



So genanntes Karolingisches Astrolab (Vorderseite), datiert auf 980, möglicherweise auch Fälschung [Stautz 1999, 68]

Doch was wie der lang gesuchte, positive Beweis für die Phantomzeitthese aussieht, ist beliebig relativierbar: Wir führen zunächst zwei weitere Kalkulationen durch:

2) Von der Gegenwart zurückgerechnet – Gabrielis Buch wurde 1982 erstmals publiziert – ergeben sich aus $30^\circ - 15^\circ = 15^\circ \times 72$ [Jahre] = 1080 [Jahre]. Wir haben für die Retrokalkulation mit 72 Jahren jene Zeit eingesetzt, die tatsächlich verstreicht, bis die Präzession um ein Grad vorgerückt ist. Die 1080 von 1982 in Abzug gebracht, ergibt sich das Herstellungsjahr 902. So wäre das Astrolab 350 Jahre älter, als auf der Schatulle angegeben. Bei Abzug der Phantomzeit ergäbe sich statt 902 das Jahr 605 n. Chr.

3) Die Angabe der Frühlingstagundnachtgleiche für den 15. März lässt ebenfalls eine Kalkulation zu. Da der Fehler des Julianischen Kalenders binnen 128 Jahren zu einem zusätzlichen Tag aufläuft, haben wir eine Abdrift von $6 \times 128 = 768$ Jahren. Herkömmlich wird das Konzil von Nicäa (325) als Bezugspunkt verstanden, so dass sich $768 + 325 = 1093$ n. Chr. ergäbe. Nach der Phantomzeitthese liegt der Bezugspunkt bei Cäsars Kalenderreform (-45), also 370 Jahre früher; doch da 297 Jahre in Abzug kommen, ergäbe sich ein Wert im selben Jahrhundert:

$$(768 - 45) + 297 = 1020 \text{ n. Chr.}$$

Nach diesen Abschätzungen wäre das Astrolab 230 bzw. 159 Jahre älter als angegeben. So lassen sich bei diesem Gerät drei Altersbestimmungen durchführen, bei der nur eine zum Ziel führt.

Der Astrolabienkenner und -bauer Martin Brunold hat mir dankenswerterweise die Reguluswerte (*a Leo*) von 21 arabischen Astrolabien übermittelt, so dass wir eine breitere Prüfbasis bekommen:

Nr.	Bezeichng.	<i>a Leo</i>	Datierg.	ab Pt/+PhZ	re 2000
1	Al-Khatif	13-14	9. Jh.	876/1173	812/515
2	Bastulus	13-14	927/8	876/1173	812/515
3	Djafar	15	950 c.	975/1272	920
4	Al-Isfahani	18	984	1173	1136
5	Al-Khujandi	15	985	975/1272	920
6	“Karolingisch”	14	990	909/1206	848/551
7	“Silvester”	15	990	975/1272	920
8	Al-Mustim	15	10./11.	975/1272	920
9	Toledo	18	1029	1173	1136
10	Al-Sahli	20	1067	1305	1280
11	Al-Sahli II	18	1068	1173	1136
12	Al-Isfahani	18	1119	1173	1136
13	Al-Isfahani II	18	1152	1173	1136

14	Abu Bekr	19	1208	1239	1208
15	Mondmech.	18	1223	1173	1136
16	Foutouh	21	1224	1371	1352
17	Sultan Moosa	22	1227	1437	1424
18	Al-Karim	20	1235	1305	1280
19	Adler Chicago	20	1250 c.	1305	1280
20	Spanien	22	14. Jh.	1437	1424
21	Fusoris	21	1400 c.	1371	1352

Die Reihung ergibt sich aus den gefundenen Datierungen, die in der vierten Spalte vermerkt sind. Davor steht jeweils der Gradwert für Regulus, danach die Rechnung ab Ptolemäus mit seinem zu kleinen Wert von 66 Jahren/Grad für die Präzession. Für die vermeintlich ältesten Instrumente ist auch die Jahreszahl angegeben, die sich bei Akzeptanz der Phantomzeit ergibt. Bei den Instrumenten ab Nr. 9 macht das keinen Sinn mehr, weil sie signifikant zu spät liegen würden. Bei ihnen ist die Phantomzeit auf jeden Fall einkalkuliert, so wie bei dem Instrument aus Florenz errechnet.

Eine erste, wichtige Prüfung zielt darauf ab, dass die 'Hoch'-Rechnungen ab Ptolemäus und die Rückrechnungen von heute verglichen werden, also die Werte der 5. und 6. Spalte. Hier zeigt sich eine befriedigende Übereinstimmung bis zum Jahr 1000. Davor liegen die Werte schon 55 und mehr Jahre auseinander, wir nähern uns dem Unterschied von 1° , sprich den 72 Jahren/Grad. In drei Fällen führt die Retrokalkulation in die Phantomzeit, weshalb auch das zugehörige Realjahr angegeben wird.

Viel gravierender sind die Diskrepanzen zwischen Gerätedatierung und Alterskalkulationen. Nehmen wir mit Nr. 2, Bastulus, das älteste datierte Astrolab (auf 927/28) [Borst 24], für das die 'Hoch'-Rechnung' (876) und die Rückrechnung (812) viel zu alte Werte ergeben. Sonst ergeben die Kalkulationen deutlich jüngere Werte als die Datierungen. Das gilt insbesondere für Nr. 17, Sultan Moosa, mit Differenzen von 230 Jahren und für Nr. 10, Al-Sahli, mit 220 Jahren. Eine befriedigende Übereinstimmung ergibt sich nur bei den Nrn. 3, 5, 7, 8 (ohnehin vage datiert), 12, 13, 14 und 21.

Nun ist ein Astrolab ein in Metall gefertigtes Präzisionsinstrument, das eine ganze Reihe von Gravuren und metallenen Zeigern enthält, die Rückschlüsse auf die Fertigungszeit ermöglichen müssten. Anzuführen sind auf jeden Fall folgende Möglichkeiten, die wir der Reihe nach betrachten:

- a) ekliptiknahe Sterne wie Regulus
- b) Ekliptikschiefe,
- c) Äquinoktien [ebd., 17, 94],
- d) Perihel (ebd. nicht weiter vertieft).

a) Sternpositionen

Dies haben wir am Beispiel Regulus bereits behandelt. Die generelle Diskussion zeigt laut Stautz [1997, 16-28], dass Sternpositionen allenfalls mit großen Schwierigkeiten zur Datierung der Instrumente herangezogen werden können. Sie werden nur zur Bestätigung vorgegebener Datierungen benutzt. Generell sind Astrolabien zu klein für präzise Angaben, und die Sternpositionen sind nicht mit Zahlenwerten, sondern mit Nomogrammen festgehalten, die erst entschlüsselt werden müssen. Wegen der verzerrenden Projektion der Himmelskugel auf die Äquatorebene wirken sich Ablesefehler bei Sternen nahe dem ekliptikalen Pol stärker aus. Wegen der möglichen Ablesefehler dürfen nur ekliptiknahe Sterne zur Bestätigung einer Datierung eines Astrolabs herangezogen werden [ebd., 27].

Im Falle des oben besprochenen Gerätes müssten sämtliche ekliptiknahe Sterne auf das Herstellungsdatum verweisen, doch werden darüber keine weitere Angaben gemacht. Man muss aber davon ausgehen, dass sie widersprüchlich ausfallen, sonst hätte sie Gabrieli wohl beigefügt. Derartige Widersprüche sind fast der Regelfall.

Das lässt sich exemplarisch mit dem so genannten "karolingischen" Instrument zeigen. Es ist ein Rätsel für sich, dem Brunold [116-121] ein eigenes Kapitel gewidmet hat. Denn die 20 durch Metallzeiger fixierten Sternpositionen liegen so weit wie nur möglich auseinander: Rückrechnungen führen je nach Stern zum Himmel von 110, 790, 980, aber auch von 1660 n. Chr. Diese riesige Fehlerspannbreite kann allenfalls so interpretiert werden, dass die Sternzeiger erst später zu den richtigen Positionen gebogen werden sollten. Die Bezeichnung des Entdeckers Marcel Destombes als "karolingisches Astrolabium" (erst 1962 ediert) ist hinfällig, denn ein solches ist bislang unbekannt. Die Mehrzahl der Spezialisten hat sich auf Ende 10. Jh. und auf katalanischen Ursprung geeinigt [Stautz 1999, 66, 73]. Brunold lässt weiterhin die Möglichkeit einer Fälschung offen, weil andere

"astronomische Gravuren erstaunlich exakt [sind], zu exakt für ein Instrument der lateinisch-europäischen Pionierzeit" [Brunold 121].

b) Schiefe der Ekliptik

Die Schiefe der Ekliptik ändert sich in Abhängigkeit der Zeit, doch bewegt sich die Veränderung in winzigen Dimensionen. Zwischen 2. und konvent. 15. Jh. ging der Winkel ε von $23:51,20^\circ$ auf $23:30,17^\circ$ zurück. Dafür gilt lapidar:

"Die Ablese- und Konstruktionsfehler sind zu groß, als daß sich aus den Instrumenten relevante Aussagen über die zu grunde liegende Ekliptik-schiefe ablesen ließen" [Stautz 1997, 31].

Auch eine Überprüfung anhand eingravierter Ortsbreiten "kann die Berechnung nicht zu genauen Werten für ϵ führen" [ebd.]. Hinzu kommt, dass offenbar die Verfertiger der Astrolabien nicht immer mit dem aktuellen Wert der Ekliptikschiefe gerechnet haben. So wurde von westislamischen Konstrukteuren die Stunden des längsten Tages mit einem ϵ von $23:33^\circ$ gerechnet, obwohl der zu ihrer Zeit aktuelle Wert $23:51^\circ$ betrug [ebd., 55 f.].

c) Äquinoktien

Viele Astrolabien tragen auf ihrer Rückseite die Darstellung einer Kalenderskala, also einen Jahreskreis in einem Ekliptikkreis. Der Laie könnte hier annehmen, dass die Gravur des Frühlingsäquinoktiums in dieser Skala viele Unsicherheiten beheben könnte. Stautz schildert die Probleme – Ablesefehler, das Rückführen des Datums durch die eingeschobenen Schalttage u. a. – und zitiert H. Michel: "Das Datum des Frühlingspunktes erlaubt keineswegs die Festlegung des Konstruktionsjahres" [Stautz, 1997, 35; Übers. H.I.]. Stautz fasst seine Untersuchungen so zusammen:

"Nur durch die Betrachtung der Lage des Frühlingsäquinoktium in der Kalenderskala kann eine Datierung eines Instruments nicht vorgenommen werden." [Stautz, 17]

Hier muss ein weiteres Scheitern der Archäoastronomie hingenommen werden [vgl. Illig 2003]: Sie ist leider nicht in der Lage, das Alter der Astrolabien hinreichend zu bestimmen, obwohl die Voraussetzungen günstig schienen. Immerhin gehören die Astrolabien zu den ausgeklügeltsten Mechanismen und repräsentieren praktisch den 'Computer' vor dem Computer. Möglicherweise – doch dies nur als Mutmaßung – ist gerade das Mitführen der Phantomzeit im Kalender eine Ursache für die zum Teil unerklärlichen Widersprüche.

Zur Geschichte

Der planisphärische "Sterngreifer", also das Astrolab, unterscheidet sich von der Armillarsphäre dadurch, dass seiner Konstruktion eine Projektion vom Südpol her auf eine Fläche zugrunde liegt, die mannigfaltige Berechnungen voraussetzt und dementsprechend schwierig ist. Dafür lassen sich mit ihm zahlreiche Beobachtungen anstellen, die hier nicht aufgelistet werden können [vgl. Saunders 10-27].

Das flache Astrolabium scheint etwa um 400 in Alexandria bekannt und gegen 530 den Byzantinern vertraut gewesen zu sein, denn wir kennen aus dieser Zeit eine Gebrauchsanweisung von Johannes Philoponos [Borst 19].

(Weil ich daraus Ptolemaios' Behauptung, mit einem Astrolab gearbeitet zu haben, als falsch hervorhob [Illig 1999, 147], hat Krojer [157-162] ein Kapitel-

chen lang einen 'Schleiertanz' aufgeführt. Er verwies darauf, dass laut van der Waerden Ptolemaios eine Armillarsphäre benutzt habe, die jedoch ebenfalls Astrolab genannt worden sei. Nach dieser von Krojer ins Spiel gebracht Unschärfe führt er alles mögliche gegen mich an, zum Schluss allen Ernstes Borst selbst, der immer von einem flachen Astrolab gesprochen hat. Doch auch er war sich nicht schlüssig, von welchem Instrument Ptolemaios überhaupt gesprochen habe:

"Auch moderne Forscher könnten dann leichter angeben, welches Gerät Ptolemaios in der Hand oder im Sinn hatte.

Daß er selbst das planisphärische Astrolab erfand, wird seit tausend Jahren immer wieder behauptet. Es wird aber immer unwahrscheinlicher, je gründlicher die Forschung neben seinen überlieferten Aussagen deren Textgeschichte bedenkt" [Borst 17 f.].

Es steht also für Borst fest, dass Ptolemaios kein flaches Astrolab gekannt hat und – analoog zu meinem Gewährsmann R.R. Newton – auch dort gerechnet habe, "wo er beteuerte, er habe genau beobachtet" [Borst 18]. Nichts anderes habe ich vertreten. Es hätte genügt, darauf hinzuweisen, dass für Borst erst Autoren des 10. Jhs. den größten Astronomen des Altertums mit dem Astrolab in Verbindung gebracht haben dürften, obwohl er zugleich von älteren islamischen Bemerkungen spricht [Borst 17, Fn. 18]. Wenn Dritte es für nützlich erachten, auch Armillarsphären als Astrolab zu bezeichnen, mögen sie ihr Verwirrspiel genießen, aber nicht ihre Mitwelt behelligen.)

Zurück zu Byzanz. Neben der Baubeschreibung aus dem 6. Jh. fehlen die Geräte; das älteste bis heute erhaltene Astrolab aus Konstantinopel wurde erst 1062 gebaut [Borst 20]. Deswegen weist Borst [22] auch Lynn White jr. zurück:

"Aus der Luft gegriffen ist die Vermutung [...], daß sich der Gebrauch antiker Astrolabien im westlichen Frühmittelalter ohne Unterbrechung erhalten habe."

Das hätte Karl den Großen als ebenso großen Astronomen nicht hindern müssen, das Gerät nach Aachen zu bringen. Doch:

"Man ignorierte es sogar am Hof Karls des Großen, der doch sonst Konstantinopel und Bagdad nicht aus den Augen verlor" [Borst 22].

Das Ignorieren lässt sich natürlich ganz anders motivieren. Hätte ein Karl – ganz abgesehen von der Phantomzeit – überhaupt ein Astrolab bekommen können? Das älteste *datierte* arabische Astrolab ist unsere Nr. 2, Nastulus Bastulus, dessen astronomische Angaben jedoch die Datierung auf 927/28 nicht bestätigen. Erst ab 950 häufen sich Exemplare aus dem persischen, syrischen und ägyptischen Raum [Borst 24]. Nach Spanien kam das Wissen um dieses Instrument etwa 960 [ebd., 25], wie uns Gebrauchsanweisungen bestäti-

gen. Insgesamt sind etwa 700 islamische Astrolabien erhalten [Stautz 1999, 11]. Selbstverständlich kennt die arabische Tradition viel ältere eigene Wurzeln, nämlich aus dem 8. Jh. [ebd., 14]. Sie ist insbesondere durch Ibn al-Nadim mit seinem Werk *Al-Fihrist* vertreten, der auch Nastulus Bastulus als zeitgenössischen Instrumentenbauer nennt, der jedoch für diese Zeit mit zu alten Sternwerten gearbeitet hat (s.o.). Die ältesten Astrolabien (konvent. ab 770) werden an Hand von datierten Beschreibungen und über Genealogien von Instrumentenbauern datiert [Stautz 1997 81; 1999, 14, 65].

In Spanien, genauer in Katalonien, wurden ab 975 Instrumente anders beschriftet: in Latein, mit dem Sonnenkalender und dem Tierkreis, aufgeteilt in zwölf Häuser zu 30°. Die christliche Traditionslinie ist offenkundig sehr schwierig darzustellen. Zwischen dem 10. Jh. und etwa 1450 bleibt alles im Ungefähren: Nur vier von etwa 130 Astrolabien sind datiert, nur wenige weitere Stücke tragen eine Inschrift [Stautz 1999, 65].

Arno Borst [46, 55, 69] hat gleichwohl eine Linie entwickelt: Gerbert, also der spätere Papst Silvester II., begegnet 967 in Katalonien dem Astrolab; die zugehörige Theorie wird um 980 bekannt. Nach 989 setzt im Abendland praktisches Hantieren ein. 995 verfasst Konstantin von Fleury das erste lateinische Lehrbuch, gefolgt um 1000 von dem Reichenauer Fragment. Auf lothringische Schriften folgt Hermann der Lahme um 1050. Spätere Geräte wirken oft so, als ob sie von arabischen Vorbildern, aber ohne großes Verständnis kopiert worden seien. Die Kontinuität der Theorie reißt ab:

“Erst 200 Jahre nach Hermannus Contractus’ Arbeit über das Astrolab scheint eine neue Arbeit, diesmal von Helmold von Hildesheim, über das Astrolab erschienen zu sein” [Stautz 1999, 89],

die sich gleichwohl an die viel ältere Arbeit von der Reichenau anlehnt. Hier werden sich weitere Forschungen lohnen.

Fazit

Die zahlreichen Beobachtungen der Mayas, in der Mehrzahl in den harten Stein ihrer Stelen gemeißelt, haben eine wesentlich höhere Qualität als die eher zufälligen Beobachtungen im antiken und spätantiken Abendland. Deshalb brachten Wells und Fuls einen rechnerischen Abgleich der zahllosen Maya-Daten mit der christlichen Zeitrechnung zu Stande. Ob es dereinst einem Archäoastronom gelingen wird, den antiken Himmel überm Abendland mit dem heutigen stringent zu verbinden, steht noch in den Sternen. Obwohl hier seit über hundert Jahren der archäoastronomische Abgleich versucht wird, erwiesen sich die erhaltenen (und immer fälschungsbedrohten) Daten als widersprüchlich.

Literatur

- Beaufort, Jan (2003): Die Fälschung des Almagest und ihre Verdrängung durch Krojer; in: ZS 15 (1) 508-515
- Borst, Arno (1989): Astrolab und Klosterreform an der Jahrtausendwende; Heidelberg
- Brunold, Martin (2001): Der Messing-Himmel. Eine Anleitung zum Astrolabium; Abtwil
- Disselhoff, Hans Dietrich (1967): Geschichte der altamerikanischen Kulturen; München · Wien
- Frenz, Thomas (2003): Wann geht die Welt unter? Mittelalterliche Berechnungen des Termins von Weltende und Weltgericht; in: Gaisbauer, Gustav (Hg.): Weltendämmerungen. Endzeitvisionen und Apokalypsevorstellungen in der Literatur. Fünfter Kongress der Phantasie (2000 in Passau); Passau, 113-122
- Fuls, Andreas (2004): Das Rätsel des Mayakalenders; in: Spektrum der Wissenschaft, 1/2004, 52-59
- Gabrieli, Francesco (1997): Mohammed in Europa. 1300 Geschichte, Kunst, Kultur; Augsburg (ital. 1982)
- Illig, Heribert (2003): "Das Scheitern der Archäoastronomie. Rückweisung der bislang gewichtigsten Kritik an der Phantomzeitthese"; in: ZS 15 (3) 478-507
- (1999): Wer hat an der Uhr gedreht?; München
- Krojer, Franz (2003): Die Präzision der Präzession; München
- Pöppe, Christoph (2003): "Absurdes" [Krojer-Rezension]; in: Spektrum der Wissenschaft, Heft 10, 96
- Saunders, Harold N. (1984): All the astrolabes; Oxford/England
- Schele, Linda / Friedel, David (1995): Die unbekante Welt der Maya; Augsburg (1990)
- Stautz, Burkhard (1997): Untersuchungen von mathematisch-astronomischen Darstellungen auf mittelalterlichen Astrolabien islamischer und europäischer Herkunft; Bassum (Dissertation)
- (1999): Die Astrolabiensammlungen des Deutschen Museums und des Bayerischen Nationalmuseums; München

Zur indischen Chronologie Grundprobleme. Erster Teil (Indica I/1)

Klaus Weissgerber

„Die Geschichte Indiens verdient es, immer wieder neu geschrieben zu werden.“ [Kulke/Rothermund 1982, 7]

1. Vorbemerkungen

Den meisten Indologen ist bewusst, dass die derzeitige Chronologie des vorislamischen Indien eine Konstruktion ist, auf die sie sich geeinigt haben, weil sie bis jetzt keine bessere entwickeln konnten. Zur Begründung wird vor allem auf die „Geschichtslosigkeit“ der frühindischen Schriftsteller verwiesen, die sich darauf beschränkten, lediglich über Fachthemen (z.B. über Religion, Philosophie, Staatstheorie, Mathematik, Astronomie, Sanskrit-Grammatik und Liebeskunst) zu schreiben.

Marilia Albanese [2003, 58] führte diese „Geschichtslosigkeit“ darauf zurück, dass die alten Inder die Zeit nicht als „lineare Dimension mit definiertem Anfang und Ende“, sondern als einen „ewigen Kreislauf“ verstanden hätten. Nach ihrer Auffassung wurde deshalb „der momentane historische Augenblick“ angesichts der „transzendenten Ewigkeit“ vernachlässigt:

„Aus diesem Grund entwickelte sich keine Historiographie im Sinne einer Aufzeichnung von Ereignissen in chronologischer Reihenfolge: Die einzige Ausnahme bildet das ‘Rajatarangini’ (‘Chronik der Könige’), das Kalhana im 12. Jahrhundert verfasste. Erst die Ankunft der Moslems brachte historische Beschreibungen, basierend auf wissenschaftlichen oder sozialen Kriterien, mit sich, wie man sie im Westen kennt.“ [ebd., 58]

Hierzu ist zunächst zu bemerken, dass das Werk des Kalhana (*Rājataranginī*) über die Geschichte Kashmirs von allen Indologen, die sich mit ihm beschäftigt haben, als geringwertig eingeschätzt wurde: Wundergeschichten und Erfindungen dominieren.

Albanese hat insofern recht, dass es im vorislamischen Indien weder überall geltende Zeitären noch übergreifende Geschichtsdarstellungen gab. (Dieser Satz gilt aber auch für viele andere Länder des Altertums und des frühen Mittelalters.) Die „alten Inder“ haben jedoch sehr wohl Aufzeichnungen über ihre Geschichte hinterlassen. Überliefert wurden Genealogien (in den *Purānas*), religiöse (hinduistische, buddhistische und jainistische) und literarische Werke (Epen und Dramen) mit sehr vielen Berichten über Ereignisse

der indischen Geschichte und vor allem sehr viele Original-Inschriften. Auch die zeitgenössischen Münzen sind wichtige Geschichtsquellen. Das Problem bestand und besteht darin, diese Informationen in ein überzeugendes chronologisches System zu bringen. Dies versuchten erstmals europäische, zumeist britische Wissenschaftler.

Noch in der Mitte des 19. Jhs. gab es in Europa keine Darstellungen zur vorislamischen Geschichte Indiens, die diesen Namen verdienen. Als Beispiel verweise ich auf die 1859 in deutscher Übersetzung veröffentlichte „Geschichte von Indien“, verfasst von Thomas Keightley, die sich in meinem Besitz befindet.

Nach einigen kurzen geographischen und ethnologischen Bemerkungen (Religion und Kastenwesen) wurden in diesem Buch zunächst auf zwei Seiten [16 f] die Indien-Beschreibungen einiger hellenistischer Schriftsteller erwähnt; dann folgten drei Übergangssätze („Die Geschichte Indiens wird von dieser Zeit an sehr dunkel...“), die im wesentlichen nur einen Hinweis auf „Kalidasa, dem Verfasser des herrlichen Drama's Sakuntala“ enthalten [beide Zitate S. 17]. Das Buch beschrieb auf den folgenden 356 Seiten dann nur die islamischen und britischen Eroberungen in Indien.

Karl Marx schrieb in den fünfziger Jahren des 19. Jhs. nicht nur über den indischen Volksaufstand von 1857/59, sondern betrieb auch umfangreiche Studien über die ursprünglichen indischen Gemeinwesen und ihre Auflösung. In diesem Zusammenhang las Marx auch Bücher über die Geschichte Indiens. Seine *Notes on Indian History (664-1858)* wurden zu seinen Lebzeiten nicht veröffentlicht und auch nicht in seine Werke [MEW] aufgenommen. Sie kennzeichnen deutlich den damaligen Forschungsstand. Marx konnte sich, soweit es um die indische Frühgeschichte ging, nur auf die *History of India* des britischen Generals und Hobby-Historikers Mountstuart Elphinstone (1841) stützen, das mit der (angeblichen) islamischen Eroberung begann. Später (1879/80) beschäftigte sich Marx, in Vorbereitung eines geplanten Buches über die vorkapitalistischen Gesellschaften, erneut mit der frühen indischen Geschichte, wobei er viele neuere Werke analysierte. In diesen kritischen Exzerpten bezeichnete er die frühen Indologen, auf die er sich zunächst gestützt hatte, als „lausige Orientalisten“ [Marx 1977, 61; vgl. Weissgerber 1980]

Die wissenschaftliche Erforschung der vorislamischen Geschichte Indiens begann mit dem in Indien tätigen britischen Richter William Jones. Weltbekannt wurde er durch die englische Übersetzung [1789] des *Shakuntalâ*, des Meisterwerkes von Kâlidâsa, die wiederum 1791 von Georg Forster, dem berühmten Weltreisenden und (Mainzer) Revolutionär, ins Deutsche übersetzt wurde. In dieser Fassung lernte Goethe das Drama kennen, das er stets sehr hoch einschätzte. Jones betrieb aber auch weitergehende Forschungen zur frühindischen Geschichte. Er war es, der den „Sandrakattos“ der antiken grie-

chischen Schriftsteller mit „Chandragupta“, dem Begründer des Maurya-Reiches, identifiziert hat. Keightley [17] kannte schon diese Gleichsetzung. Jones' Hauptwerk *On the Chronology of the Hindus* [1779], von dem mir eine Kopie vorliegt, war jedoch viele Jahrzehnte fast unbekannt geblieben..

Als eigentlicher Begründer der indischen Altertumswissenschaft gilt jedoch der Norweger Christian Lassen mit seiner vierbändigen *Indischen Althertumskunde* [1848-1861], in der er versucht hat, alle genealogischen Hinweise in den vielfältigen frühindischen Schriftquellen in ein chronologisches System zu bringen.

Den wissenschaftlichen Durchbruch erzielte dann in der zweiten Hälfte des 19. Jhs. Alexander Cunningham, der auf der Grundlage allseitiger wissenschaftlicher Forschungen die derzeit allgemein anerkannte Chronologie des frühen Indiens geschaffen, besser gesagt 'konstruiert' hat. Nach seinem Dienst als Generalmajor wurde er Chef des *Archaeological Survey* in Calcutta; wegen seiner archäologischen Verdienste erhielt er den Adelstitel „Sir“. Seine chronologischen Auffassungen fasste er 1883 in seinem *Book of Indian Eras* zusammen. Er registrierte die im 19. Jh. erfolgten Datierungen mehrerer Ären und ermittelte so die Anfänge dieser Ären, z.B. den 5. März +78 für die Shâka-Ära und den 26. Februar +320 für die Gupta-Ära.

Die indische Nationalbewegung des frühen 20. Jhs. hat besonderen Wert auf die Überwindung der kolonialen Verfälschungen der Geschichte Indiens gelegt. Pionier war Jawarhal Nehru, der erste Ministerpräsident des unabhängigen Indiens. Ihm folgend haben die indischen Historiker des 20. Jhs. vor allem die Leistungen der vorislamischen Inder hervorgehoben. Die von Cunningham begründete indische Chronologie haben sie jedoch nicht bezweifelt. Insofern wurde auch die Anfang des 20. Jhs. gefundene Indus-Kultur, wegen Ähnlichkeiten mit der sumerischen Kultur, ohne Bedenken einer „vorvedischen Zeit“ (vor den eindringenden Ârya) zugeordnet. Erst vor zehn Jahren hat Gunnar Heinsohn (s. Kap. 2) überzeugend bewiesen, dass die Indus-Kultur in Wirklichkeit eine Kultur der Ârya selbst war. Diese geniale Entdeckung hat deutlich gezeigt, dass die vorislamische Chronologie Indiens eine Konstruktion ist, die durchaus anfechtbar ist. Ich stehe zu Heribert Illigs Phantomzeit-Theorie, wonach in Europa die Zeit zwischen etwa 614 und 911 erfunden worden ist. Es ist notwendig, auch die indische Frühgeschichte mit der Phantomzeit-Theorie in Einklang zu bringen. Wie ich zeigen werde, hilft diese Theorie, auch die tatsächliche Chronologie des vorislamischen Indiens zu rekonstruieren.

Wenn man von den Beiträgen von Heinsohn und Schildmann zur Indus-Kultur absieht, haben in dieser Zeitschrift nur drei Autoren zur Problematik der indischen Frühgeschichte Stellung genommen. Illig [1992] hat sich mit der Buddha-Datierung befasst; seinem Beitrag stimme ich heute noch grundsätz-

lich zu (s. Kap. 3). Uwe Topper [1996] und Claus-Dieter Rade [1996] haben „Hinweise“ bzw. „Gedanken“ zur Chronologie der vorislamischen indischen Frühgeschichte zu Papier gebracht.

Kernpunkt des Beitrages von Topper [441 ff] ist zweifellos dessen „Hinweis 8“. Dieser ist schon in seinem methodischen Ansatz widersprüchlich und konnte mich deshalb schon 1996 nicht überzeugen. Der Autor stellte die indischen Ären, nach denen noch im 19. Jh. datiert wurde, vor und erwähnte zu Recht, dass deren Anfangsjahre rückwärts errechnet worden sind. Obwohl er sich in diesem Beitrag noch zu einer Phantomzeit von 297 Jahren bekannte, kam er nicht auf die Idee, dass unter Berücksichtigung dieser Phantomzeit die Ären, die noch in späteren Zeiten verwandt wurden (nur diese), auch um 297 Jahre zurückdatiert werden müssen, um zu richtigen Anfangsjahren und Datierungen der Frühgeschichte zu kommen. Die Widersprüche in der weiteren Darstellung Toppers beruhen auf diesem Grundirrtum. Zu den „Gedanken“ von Rade werde ich im Kap. 4 kritisch Stellung nehmen. Keiner dieser Autoren ging übrigens auf die indische Geschichte in der Zeit zwischen 614 und 911 ein.

Ich selbst beschäftige mich, aus verschiedenen Gründen, seit Jahrzehnten mit der indischen Geschichte und seit einigen Jahren auch mit der Problematik der indischen Phantomzeit. Mir fiel auf, dass viele (nicht alle) frühen indischen Dynastien nach chinesischen Pilgerberichten datiert worden sind. Meine China-Studien [Weissgerber 2002a-d], die auf einer Anregung von Illig [1999, 118] beruhten, brachten mich zu der Erkenntnis, dass die chinesischen Daten (zwischen etwa 310 und 910) um 297 Jahre (gegenüber der derzeitigen konventionellen Chronologie) zurückdatiert werden müssen. Damit habe ich m.E. auch den Schlüssel zum Verständnis der frühindischen Geschichte gefunden. Allerdings wurden nicht alle indischen Dynastien nach chinesischen Berichten oder nach zurückgerechneten Ären datiert. Ich habe mir die Mühe gemacht, jede Dynastie konkret zu überprüfen, wobei ich zu interessanten Ergebnissen kam. So müssen die Gupta-Dynastie, König Harsha und viele südindischen Dynastien zurückdatiert werden, nicht aber die Dynastie der Maurya. Insofern verwerfe ich nicht alle konventionellen Datierungen; mir geht es stets um die wissenschaftliche Haltbarkeit meines chronologischen Gesamtmodells.

Aus meinen Thesen ergeben sich völlig neue Zusammenhänge, die sich nach meinen konkreten Studien als durchaus stimmig erwiesen haben. Nach der konventionellen Chronologie sind die Zeiten zwischen den Maurya und den Gupta fast ereignislos, während die Zeit von etwa 600 bis 900 scheinbar übervoll an Ereignissen ist. Ich werde nachweisen, dass tatsächlich vor den Gupta eine 'Leerzeit' von ca. 300 Jahren bestanden hat. Nach meiner neuen

Chronologie können die Ereignisse, die zwischen 614 und 911 stattgefunden haben sollen, relativ einfach den vorherigen Jahrhunderten wie auch dem 10. Jh. zugeordnet werden. Daraus ergibt sich, dass erst die Phantomzeit-Theorie die Rekonstruktion der tatsächlichen vorislamischen Geschichte Indiens möglich macht.

Die *Grundprobleme (Indica I)*, wegen der gebotenen Seitenzahl in drei Teilen dargestellt, haben folgende Gliederung:

- 1) Vorbemerkungen
- 2) Die Ârya und die Industal-Kultur
- 3) Buddha und das frühe Magadha
- 4) Zum Großreich der Maurya (bis Ashoka)
- 5) Indien zwischen Maurya und Guptas
- 6) Indiens Nordwesten
- 7) Zum Großreich der Gupta
- 8) Harsha und Südindien
- 9) Indiens „Phantomzeit“.

Im letztgenannten Kapitel werde ich auch auf die angeblich erste islamische Invasion in Indien von 711 eingehen. Für diese gibt es nur einen einzigen Beleg, das 1216 von Ali Kufi verfasste persische *Chachnama!*

In *Indica II ff* werde ich 'Einzelprobleme' etwas konkreter, als es in den *Grundproblemen* möglich ist, erörtern. Vor allem möchte ich hier auf die sehr umstrittene Problematik der vorislamischen Archäologie und der sich aus den Schriftquellen und Inschriften ergebenden Genealogien näher eingehen.

Unter „Indien“ verstehe ich das Territorium von Britisch-Indien bis 1947, also das Territorium der heutigen Staaten Indien (Bhârât), Pakistan und Bangladesh. Für indische Namen gibt es eine wissenschaftliche Transliteration mit vielen diakritischen Zeichen über und unter den Konsonanten. Da ich diese aus drucktechnischen Gründen nicht anwenden kann, benutze ich die englische Schreibweise. Dabei ist besonders zu beachten:

Wissensch. Tr.	Englische Tr.	Deutsche Aussprache
c	ch	tsch
j	j	dsch
r (mit Punkt unten)	ri	ri (Rigveda; Krishna)
s (mit Strich oben)	sh	stimmhaftes sh („Journalist“)
s (mit Punkt unten)	sh	stimmloses sch („Schaf“)
v	w	
y	y	j

Die lang gesprochenen Vokale a, i und u bezeichne ich nicht, wie üblich, mit einem waagerechten Strich über dem Vokal, sondern, einer Anregung von Andreas Birken folgend, mit dem Zeichen „^“ über dem Vokal, also: â, î und û. (e und o werden stets lang gesprochen). Bei meinen Studien stellte ich fest, dass schon Lefmann 1890 und Glasenapp 1961 die Langschreibung von Vokalen so gekennzeichnet hatten.

Bekannte geographische Namen gebe ich, wie üblich, in deutscher Aussprache, wieder, also Pandschâb (statt Punjab) und Dschamna (statt Jumna). Ebenso schreibe ich Jaina/Jainismus statt englisch Jina/Jinismus (Das „j“ wird stets „dsch“ gesprochen!)

2. Die Ârya und die Indus-Kultur

Die Ârya sollen im -2. Jtsd. in Indien eingedrungen sein und Nordindien nach und nach erobert und besiedelt haben. Die gegenwärtig vorherrschenden nordindischen Sprachen sind indogermanisch und eng mit den iranischen Sprachen verwandt.

Nach vorherrschender Meinung soll diese Invasion um -1500 im wesentlichen abgeschlossen gewesen sein. Angeregt durch Gedanken von Willibald Kirfel [1932, 257] bin ich im Ergebnis meiner Studien zu der Auffassung gekommen, dass zu diesem Zeitpunkt diese Einwanderung erst begonnen haben kann. Sie muss in mehreren Wellen erfolgt sein; die letzte Welle ordne ich der Zeit des Zarathustra (unmittelbar vor den iranischen Achämeniden) zu. Konventionell wird die Begründung des Achämenidenreiches durch Kyros I. (Kurusch I.) auf etwa -558 datiert [Matz 28]. Meine Studien haben ergeben, dass diese frühestens -480 erfolgt sein kann [Weissgerber 1997, 595]

Das älteste Schriftdenkmal der Ârya ist das *Rigveda*, dem die gläubigen Inder ein sehr hohes Alter zuschreiben. Klaus Mylius [in Veden 1978, 257] schrieb:

„Verschiedene Forscher wollten ihn auf Grund von astronomischen Angaben auf 6000 bis 4000 bzw. auf 8000 oder 12000 v.u.Z., andere ihn auf anhand von geologischen Momenten bis ins Pliozän zurückverlegen! Alle diese Ansätze sind mit Entschiedenheit zu verwerfen, da die astronomischen Angaben viel zu vage und unsicher sind und eine so frühe Einwanderung der Arier nach Indien auch mit den archäologischen Befunden unvereinbar ist.“

Mylius [ebd.] vertrat den Standpunkt, dass das *Rigveda* zwischen 1200 und 1000 entstanden ist. Aber auch diese Auffassung ist nicht haltbar. Es gibt keinen Hinweis dafür, dass vor -400 eine schriftliche Niederschrift des *Rigveda* erfolgt ist; Analysen haben ergeben, dass auch diese frühen Fassungen später

ergänzt und vielleicht geändert worden sind. Ich halte es für ausgeschlossen, dass die zum Teil sehr komplizierten Texte des *Rigveda* nur durch mündliche Überlieferung (von Brahmane zu Brahmane) über sechs bis acht Jahrhunderte (!) erhalten geblieben sind. Gunnar Heinsohn [1993, 90] vertrat die Auffassung, dass der älteste Teil des *Rigveda* nicht vor dem -5./4. Jh. entstanden sein kann.

Die Industal-Kultur

Ausgrabungen im Gebiet des Industales erbrachten die ersten archäologischen Beweise für Stadtkulturen auf indischem Boden. Diese Ausgrabungen wurden 1921 durch Daya Ram Sahni in Harappâ und R.D. Banerjee in Mohenjo-Dâro begonnen; sie werden (auch an anderen Fundorten) bis heute in Pakistan und Indien fortgesetzt. Wegen gefundener Siegel aus der Ur-III-Zeit und stilistischen Ähnlichkeiten mit der sumerischen Kultur wurde die „Industal-Kultur“ sofort der Zeit zwischen -3000 und -2750 zugeordnet; ihre Städte sollen also lange vor den eindringenden Ārya bestanden haben. Neuere Forschungen haben ergeben, dass die Industal-Städte einige Jahrhunderte länger, als bisher angenommen wurde, bestanden haben können. So wurden vier aufeinander folgende Stilperioden (Amrî, Harappâ, Jhûkar und Janghar) innerhalb der Kultur entdeckt; die neu ausgegrabenen Städte Lothal und Rangpur können Mohenjo-Dâro um einige Jahrhunderte überdauert haben [FWG 17, 23 f]. Insofern wurde von einigen Autoren erwogen, ob Städte der Industal-Kultur nicht bis zur Ankunft der Ārya (konventionell -1500) bestanden haben könnten und ihre Zerstörung durch die Invasoren erfolgt ist. Diese Autoren konnten sich nicht durchsetzen, zumal keine Brandspuren gefunden worden sind; die Trümmer der Städte dienten jahrtausendlang als Baumaterial.

In den meisten Darstellungen der frühindischen Geschichte wird, ohne konkrete Begründung, die These vertreten, dass nach dem Untergang der Industal-Kultur über viele Jahrhunderte in Indien keine Städte mehr bestanden hätten. Kosambi stellte hierzu eine grundlegende Frage:

„Aber warum verschwand eine solche Stadt spurlos und ohne Nachfolger? Ihre Zerstörung hätte doch den Aufstieg anderer Städte, die unter ihrem Einfluß gestanden hätten oder ihre Rivalen waren, zur Folge haben können“ [Kosambi 1969, 71].

Kosambi fand hierauf keine Antwort, weil er der konventionellen Chronologie verhaftet blieb. So konnte er nur resignierend feststellen:

„Es bleibt eine deutliche Lücke von 600 Jahren zwischen dem Ende der Industal-Kultur und dem frühest möglichen Beginn der neuen, bei weitem kleineren indischen Städte, die dann ohne Unterbrechung bis heute fortbestehen.“ [ebd.]

Gunnar Heinsohn bewies 1988, dass es die „Sumerer“ nie gegeben hat. Ihre angeblichen Überreste sind die der „Chaldäer“, die gemäß der archäologischen Evidenz und den Kenntnissen antiker Autoren dem -1. Jtsd. zuzuordnen sind. Schon damals zog Heinsohn Schlussfolgerungen für die richtige Datierung der Industal-Kultur:

„Damit passen die Daten endlich zum stratigraphischen Befund, der jetzt eine Lücke von ca. 1500 Jahren aufweist, und erklären die beeindruckende kulturelle Kontinuität zwischen der Industalkultur des angeblich 3./2. Jt. v.u.Z. und der indischen Zivilisation, die unstrittig um die Mitte des 1. Jt. v.u.Z. blüht.“ [Heinsohn 1988, 120]

Diese Erkenntnis baute Heinsohn 1993 mit der Analyse der archäologischen Funde von Mohenjo-Dâro weiter aus. Er ging von dem merkwürdigen Befund aus, dass nach antiken Berichten [Herodot III.94; IV.44; VII.9] die Achämeniden einerseits aus ihrer von Dareios I. eroberten XX. Satrapie (dem heutigen Pakistan) die höchsten Abgaben gezogen hatten, andererseits aber keine archäologische Spuren dieser persischen Herrschaft gefunden worden sind. Heinsohn vertritt die Auffassung, dass die Städte der Industal-Kultur in ihrer Blütezeit tatsächlich persische Städte der Achämenidenzeit gewesen sind und erhärtete diese These durch eine eingehende Analyse der stratigraphischen Schichten von Mohenjo-Dâro. Er datierte die Schichten 7 bis 6 in die Zeit von -950 bis -550, die Schichten 5 bis 3 in die Zeit von -600 bis -300 und die folgenden Schichten 2 und 1 in die Zeit ab -300 [1993, 90 ff]. Damit hat Heinsohn auch das Problem der angeblichen jahrhundertlangen städtebaulichen Lücke in Indien überzeugend geklärt. Nach seinen Erkenntnissen waren die Städte der Industal-Kultur von Ārya besiedelt. Zusammenfassend schrieb er:

„Das, was als Zeitalter der Veden bezeichnet wird und für die herrschende Lehre im Industal in der Zeit von -1700 bis -300 absolut schichtenlos bleibt, beginnt nach dem Kulturbruch am Ende von Mohenjo-Daros Schicht 7, also in Schicht 6. Deren Beginn ist ungefähr um -600 anzusetzen und leitet die sogenannte altvedische Zeit ein. Diese Frühperiode der arischen Vedenzeit, der die ältesten Passagen des Rigveda entsprechen, wird in der Zeit der XX. Satrapie des Achämenidenreiches ab etwa -520 von der neuvedischen Zeit abgelöst, die bis zum Beginn des Buddhismus gegen -300 andauert.“ [Heinsohn 1993, 90]

Diesen Sätzen stimme ich grundsätzlich zu. Den Beginn des Buddhismus möchte ich aber nicht auf -300, sondern auf etwa -400 bis -350 datieren (s. Kap. 3). Die Regierungszeit des Dareios I, der sich in seinen Inschriften in Persepolis und Ekbatana der Eroberung des westlichen Indiens (des heutigen Pakistan) rühmte, wird konventionell auf 522–486 datiert [Matz 28]. Meine Studien ergaben dagegen eine Regierungszeit von etwa 447–416 [Weissgerber 1997, 595]; die Eroberung der XX. Satrapie durch die Perser möchte ich auf

etwa -450 datieren. Die Ergebnisse meiner damaligen Studien stehen nicht in grundsätzlichem Widerspruch zu Heinsohns Datierungen. Dieser ging damals noch von der konventionellen Chronologie der Achämenidenzeit aus, begründete aber seine Schlussfolgerungen stratigraphisch. Ohne mich jetzt schon festzulegen, möchte ich die Schichten 5 bis 3 („Mittlere Industal-Kultur“) auf etwa 400–327, die Schichten 7 bis 6 („Frühe Industal-Kultur“) auf etwa 600–400 datieren.

Soweit es um die ethnische Zuordnung der Bewohner der Städte der Industal-Kultur geht, wurden die auf archäologisch-stratigraphisch Weg gewonnenen Erkenntnisse Heinsohns kongenial durch den Altphilologen und Linguisten Kurt Schildmann bestätigt, der 1994 seine Entzifferung der Industal-Schrift der Öffentlichkeit vorlegte: Er bewies mit wissenschaftlichen Methoden, dass diese Schrift indoarisch zu lesen ist. Diese Städte wurden somit von Ârya besiedelt !

Mir liegen die letzten Veröffentlichungen der als führend geltenden Indologinnen Romila Thapar [2002] und Marilia Albanese [2003] zur indischen Frühgeschichte vor. Beide gingen mit keinem Wort auf die Entdeckungen von Heinsohn und Schildmann ein. Sie ordnen nach wie vor die Industal-Kultur dem -3./2. Jtsd. zu und betrachten die Industal-Schrift als unentziffert. Dies zeigt deutlich, wie dogmatisch verkrustet die gegenwärtige Indologie, die sich als „Wissenschaft“ bezeichnet, in grundsätzlichen Fragen der frühesten Geschichte Indiens noch ist.

Indien zwischen Rigveda und Buddha

Im Gegensatz zur konventionellen Chronologie vertrete ich die Auffassung, dass die in den Veden, Brâhmanas, Upanishaden, Epen (*Mahâbhârata* und *Râmâyana*), Purânas und frühbuddhistischen Schriften dargestellte frühindische Geschichte vor der Errichtung des Maurya-Reiches sich in einem Zeitraum von höchstens zweihundert Jahren vollzogen hat. Diese These bedarf natürlich zu ihrer wissenschaftlichen Begründung einer allseitigen Analyse der Schriftquellen und des archäologischen Befundes, die ich in Folgebeiträgen vornehmen werde. Vorerst möchte ich hierzu nur einige Informationen und Gedanken vortragen.

Dem *Rigveda* ist zu entnehmen, dass die in Indien eindringenden Ârya Viehzüchter waren, dann aber zum Ackerbau übergingen. Sie siedelten zunächst beiderseits des Industales und im Pandschâb, ehe sie sich nach Osten und Südosten ausbreiteten. Manche Forscher behaupten, dass es damals noch keine Städte gegeben habe; meine Studien ergaben, dass besonders im späteren *Rigveda* durchaus von „Befestigungen“ und Königshöfen die Rede ist. Als früheste indische Städte, die angeblich schon zu Beginn des -1. Jtsds.

gegründet wurden, gelten Indraprastha (Hauptstadt der Pamdava; das heutige Delhi), Hastinâpura (Hauptstadt der Kaurava und Kâshi (Benares). Vor dem 2. Weltkrieg fanden Ausgrabungen in Taxila (Sanskrit: Takshashîla; Pâli: Takhsasila), umweit des heutigen Rawalpindi (Pakistan) statt, die aber wegen der indo-pakistanischen Kriege und des Bürgerkrieges in Kashmir nicht fortgesetzt werden konnten. Sie ergaben, dass schon in vorgriechischer Zeit, also vor -327, hier eine bedeutende Stadt bestanden hat [Marshall 1960; Iljin 1958].

Es gibt eine (griechisch-baktrische) Münze, die in der Stadt Peukelaotis (Sanskrit: Pushkarâvati, das heutige Charsaddâ) geprägt wurde. Sie zeigt das Pushkara-Symbol des künstlichen Lotosteiches, das auch in den Städten der Industal-Kultur mehrfach gefunden wurde. In frühen griechischen Berichten wurde Peukelaotis als bedeutende Handelsstadt der XX. achämenidischen Satrapie bezeichnet [vgl. Kosambi 1969, 81 f, 154]. Dies betrachte ich als Beweis für die Richtigkeit der Heinsohnschen Entdeckung, wobei ich Wert auf die Feststellung lege, dass die Inder neben der Industal-Kultur auch andere archäologische Relikte aus der Zeit vor -300 hinterlassen haben.

Die Existenz von Städten änderte nicht den agrarischen Charakter der frühindischen Gesellschaften (der bis ins 19. Jh. erhalten geblieben ist); die Versorgung dieser Städte war ohne ein agrarisches Umwelt gar nicht möglich!

Das *Rigveda* beschränkte sich nicht auf die Wiedergabe von Gebeten und rituellen Vorschriften; in ihm wurden auch „Könige“ (Stammesführer) genannt, wie z.B. Svana Bhâvya, der am Indus „wohnt“ [I.126] und Purûravas, dessen Liebe zu Apsaras [X.95] später dem Dichter Kâlidâsa den Stoff für das Drama *Vikramorvashîya* lieferte.

Im *Rigveda* wurden auch die Dâsa-Könige Balbûtha und Tarûksha lobend erwähnt [Kosambi 1969, 99]. Als „Dâsa“ wurden in den frühindischen Schriften die Ureinwohner Indiens (Munda und Dravida) bezeichnet. (Ich wage die Behauptung, dass auch Mythen dieser ‘Ureinwohner’ in den Veden enthalten sind.) Das Wort „dâsa“ unterlag einem Bedeutungswandel: damit wurde später der „Sklave“ bezeichnet. In der Regel wurden aber die Angehörigen der eingeborenen Bevölkerung der Kaste der Shûdra, der niedrigsten Kaste, zugeordnet. Im *Rigveda* wurde diese Kaste schon mehrfach erwähnt.

Besonders ausführlich wurde im *Rigveda* [VII.18] die „Zehnkönigsschlacht“ geschildert, in der König Sudâs zehn gegen ihn verbündete Könige mit Hilfe Indras, des Hauptgottes des *Rigveda*, geschlagen hatte:

„An einem einzigen Tag zersprengte Indra alle ihre sieben befestigten Siedlungen mit Gewalt“ [VII.18, 13].

Kosambi [1969, 97] hat versucht, die zehn „Stämme“ (seine Bezeichnung), die gegen Sudâs auftraten, zu identifizieren und z.B. die Auffassung vertreten, dass die „Brighu“ mit den Phrygern identisch gewesen sein könnten. Ich halte

wenig von solchen Vermutungen, stimme aber Kosambi insofern zu, dass in diesen Versen des Rigveda historische Ereignisse ihren Niederschlag gefunden haben.

In den Brâhmanas und Upanishaden (den Kommentaren zu den Veden) spielte die „Zehnkönigsschlacht“, die nördlich vom heutigen Delhi stattgefunden haben soll, eine große Rolle. Danach war Sudâs (ein Nachkomme von König Pijavâna und Sohn des Königs Divodâsa Vaishvâmitra), König der Tritsu, eines Teilstammes der Bhârata, nach dem das heutige Indien den offiziellen Namen Bhârata trägt. Aus den Bhârata (mit den Tritsu) und den Pûru entstanden in der Folgezeit die Kura, deren Selbstzerstörung im *Mahâbhârata* geschildert wurde.

Die Ausbreitung der Ârya über Nordindien wurde z.B. im Kâthaka-Upanishad geschildert: „Vom Westen nach Osten ziehen die Menschen landgewinnend“ [XXVI.2]. In den älteren Upanishaden wurde schon der Koshala-Videha-Staat im östlichen Nordindien erwähnt [Mylius in: Veden 241]. Dessen König war Para; der Staat spaltete sich später in die Staaten Koshala (heutiges Audh) und Videha (nördliches Bihâr) [vgl. auch Waldschmidt 1953, 525]. Walter Ruben, neben Mylius der führende DDR-Indologe, hat auf Grund der Schriftquellen den Prozess der Eroberung Nordindiens analysiert. Seine Schlussfolgerung [1978, 85] lautete:

„Man muß wohl annehmen, daß die Stammesgesellschaft der Ârya bereits im Pandschab in der eben abgelaufenen Periode soweit zerfallen war, daß die Stämme nicht mehr im alten Sinne lebten. Von dort wanderten nicht Stämme, sondern Heerführer mit ihren Gefolgschaften und Herden in das Gangesgebiet und bildeten dort mit den vorarischen, ebenfalls bereits zerfallenden Stämmen Völkerschaften, die vermutlich das Gebiet je eines vorarischen Stammes umfaßten. Deren Namen traten vorher nicht in Erscheinung, einige, wie der der Kosala, scheinen mundaisch zu sein.“

In den Purânas und in frühbuddhistischen Quellen [z.B. im Angûtara-nikâya II.213, 252, 256] wurden 16 nordindische Staaten (janapada) genannt (hier von Osten nach Westen): Anga, Magadha (Hauptstadt Pâtâlîputra, das heutige Patna), Kâshi (Kâsi; das heutige Vârânasî/Benares), Koshala (Kosala; Hauptstadt: Ayodhya), Vajji (Vrijji-Föderation, Licchavi; eine Adelsrepublik), Malla (eine „Hirten-Föderation“), Chedi, Vamsa (Vatsa), Kuru, Panchâla, Maccha (Matsya), Shurasena, Ashmaka, Avanti (Hauptstadt: Ujjain), Gandhâra und Kamboja (Hauptstadt: Taksila). (Ich gebrauchte hier, wie auch sonst in meinem vorliegenden Beitrag, die Sanskrit-Bezeichnungen; in Klammern werden auch Pâli/Magadhî-Bezeichnungen angegeben.) Daneben gab es noch einige kleinere Staaten, wie z.B. Shakya (in Pali: Sakiya), die Heimat Buddhas.

Eine Vormachtstellung errangen zunächst Magadha, Koshala und Avanti. Nach komplizierten Kämpfen und Bündnissen gelang es schließlich Magadha

unter Mahâpadma Nanda, das gesamte Gangestal zu unterwerfen bzw. zu vereinigen. Die territorialen Herrscher behielten, wie nachher im Maurya- und Gupta-Reich, ihre Autonomie, eine Tatsache, die bei der Analyse des Untergangs der zeitweiligen indischen Großreiche nie vergessen werden sollte.

Die großen Epen

Wegen der gebotenen Seitenzahl kann ich auf diese hier nur kurz eingehen. Das *Mahâbhârata* ist das Nationalepos der Inder. Der Rahmenhandlung (Kampf der beiden verwandten Kuru-Clans der Pândava und Kauravasus bis zu ihrer gegenseitigen Vernichtung) wurde eine Vielzahl weiterer Episoden und von theologischen und philosophischen Erörterungen zugefügt, so dass ein sehr umfangreiches (besser ausgedrückt: enzyklopädisches) Werk entstand, das immerhin 80.000 Doppelverse enthält. Wegen dieses Umfangs, aber auch wegen der Unklarheit vieler Begriffe, liegt bis jetzt noch keine vollständige Übersetzung in eine europäische Sprache vor. Ich stütze mich auf eine sehr gute Teilübersetzung der historisch interessanten Bücher I und II aus dem Jahr 1982.

Noch heute datieren viele Inder, auch Historiker, mit pseudo-astronomischen Begründungen die Entstehung dieses Epos auf die Zeit von -1200 bis -1000. Die mündliche Überlieferung eines so kunstvoll verflochtenen, umfangreichen Textes ist natürlich auszuschließen. Alle ernsthaften Indologen (Historiker und Literaturwissenschaftler) datieren die Endfassung des Epos in die Gupta-Zeit. Walter Ruben [1973, V.195] nimmt an, dass der Urtext zur Zeit der Maurya nur die „Form eines Urepos“ gehabt hat, aber schon vorher niedergeschrieben worden ist.

Im Buch I des Epos wurde nicht nur eine Genealogie der Kurru-Herrscher (Pratipa, Shântanu, Bhîshma und der Führer der beiden Clans) gegeben, sondern auch gleichzeitige Herrscher in Kâshi, Pânchala (König Drupada), Dashârna, Gandhâra, Kunthiboja und Madra erwähnt. Im Buch II wurde eingehend auf den Staat Magadha und dessen König Jarâsandha eingegangen. (Magadha wurde übrigens auch im Atharva-Veda [V.22, 12] erwähnt.). Die im Epos geschilderten Ereignisse spielten sich offenkundig in der Frühzeit der „16 Reiche“ ab.

Meiner Konzeption entspricht, dass Râma (der Hauptheld des anderen großen Epos *Râmâyana*) der Sohn des Königs von Koshala, Dasharata, gewesen ist. Topper [1996, 440] hat, unter Bezugnahme auf Basham, darauf hingewiesen, dass im *Mahâbhârata* [XII.207, 43] auch „Yuva“ erwähnt worden sind. Thapar [2002, 159 f] verwies darauf, dass dieser Begriff, offensichtlich von den Ioniern abgeleitet, auch in Inschriften des Achämenidenreiches enthalten ist. Dies könnte dafür sprechen, dass die im *Mahâbhârata* genannten Herrscher

mit den Achämeniden zeitgleich waren. Hierbei ist jedoch zu bedenken, dass das Buch XII anscheinend in einer späten Phase der Niederschrift des Epos verfasst worden ist.

Wann begann die Eisenzeit?

Europäische Historiker datieren den Beginn der Eisenzeit auf -1200, weil in diesem Jahr die Kämpfe um Troia stattgefunden haben sollen, in denen nach dem Bericht Homers Eisenwaffen verwendet worden sind. (Ich setze als bekannt voraus, dass in den *Zeitensprüngen* und in einigen zeitkritischen Büchern diese Datierung längst widerlegt worden ist). Indische und europäische Historiker, die das Mahābhārata auf die gleiche Zeit datierten, beschreiben mit der gleichen Selbstverständlichkeit dieses Jahr als Beginn der Eisenzeit in Indien, weil in diesem Epos ebenfalls Streitwagen und Waffen aus Eisen erwähnt worden sind.

Als Beispiel möchte ich darauf hinweisen, dass der von mir ansonsten sehr geschätzte (er war seinerzeit mein Mitsstreiter gegen dogmatische Auffassungen) Orientalist Burchard Brentjes [1970, 146 ff] in seinem Standardwerk *Die orientalische Welt* den Beginn der Eisenzeit in Griechenland, Vorderasien, Indien und China, also weltweit, auf -1200 datiert hat. Spezialisten haben realistischer geurteilt. Walter Ruben [1978, 117] betonte, dass Produktionsinstrumente aus Eisen, insbesondere der eiserne Pflug, erstmals im -4. Jh. in Indien nachzuweisen sind. Lediglich Waffen aus Eisen waren schon vorher, zur Zeit des *Mahābhārata* (für ihn das -5. Jh.) in Gebrauch. Das entspricht, soweit es um Indien geht, der Auffassung von Illig [1992, 13],

„daß der Beginn der Eisenzeit nicht nur in Indien, sondern auch in der übrigen alten Welt eher bei -400 als bei -600 gesucht werden muß.“

Auf Grund meiner chinesischen Studien habe ich jedoch Zweifel, ob erst im Jahr -400 weltweit der Übergang zur Eisenzeit erfolgt ist, auch wenn eine relativ schnelle Übernahme neuer Produktivkräfte von Region zu Region angenommen werden muss. Eine Klärung kann nur durch allseitige Studien der ägyptischen, griechischen, vorderasiatischen, indischen und chinesischen Schriftquellen auf Grundlage des archäologischen Befundes erfolgen, eine Aufgabe, die meine Kräfte übersteigt.

3. Buddha und Magadha

Illig beschäftigte sich in seinem 1992 veröffentlichten Beitrag mit der Problematik, wann Buddha verstorben ist. Er stützte sich hierbei hauptsächlich auf eine Schrift von Heinz Bechert [1986] und legte überzeugend dar, wie unsicher auf Grund der widersprüchlichen Informationen Buddhas Sterbejahr ist.

Immerhin wurden nach Illigs Darstellung in der Literatur 13 verschiedene Sterbejahre Buddhas, von -2420 bis -290, gefunden; er kam nach einer Analyse der Textgrundlagen zu folgender Schlussfolgerung:

„Bei diesem Wissensstand muß Buddhas Tod in dem Zeitraum zwischen -400 und -350 angesiedelt werden.“ [Illig 1992, 10]

Auf Grund meiner umfangreichen Studien bin ich zu keinem anderen Ergebnis gekommen. Die folgenden kurzen Bemerkungen haben den Zweck, Illigs Darlegungen weiter zu stützen.

Die ältesten Buddha-Datierungen entstammen sehr spät entstandenen tibetischen Schriften, die kein Historiker ernst nimmt. Lefmann [565] verwies schon 1890 darauf, dass in tibetischen Schriften 14 verschiedene Sterbejahre Buddhas, von -2422 bis -546, angeführt worden sind,

Außertibetische Buddhisten rechnen nach der „Buddhist Era“, wonach Buddha im Jahr -544 gestorben ist. Sie feierten deshalb im Jahr 1956 weltweit den 2500. Jahrestag von Buddhas Todes (nach ihrem Verständnis: seines Einganges in das Nirwana = Parinibbāna). Hans Wolfgang Schumann [1982, 25] machte aber darauf aufmerksam, dass diese Ära erst seit dem 11. Jh. in Gebrauch ist. Derselbe Autor, ein bedeutender Buddhismus-Forscher, verwarf auch überzeugend die Datierungen der Jainisten und der chinesischen Punktchronik, versuchte aber zunächst noch über die „Ceylon-Chroniken“ (aus dem heutigen Sri Lanka) zum Ziel zu kommen. In den Chroniken *Dīpavamsa* [VI.1] und *Mahāvamsa* [V.21 f] heißt es, dass der Maurya-Herrscher Ashoka 218 Jahre nach dem Tode Buddhas zum Herrscher geweiht worden sei. Diese „Herrscherweihe“ Ashokas datierte Schumann auf Grundlage dessen XIII. Felsediktes (m.E. zu Recht; s. Kap. 4) etwa auf das Jahr -270 und, auf Grundlage der 218 Jahre der Ceylon-Chroniken, den Tod Buddhas auf das Jahr -488 [Schumann 1982, 23].

Wie Illig dargelegt hat, wurde vor allem durch Hans Bechert diese Berechnung ernsthaft in Frage gestellt. Die beiden erwähnten Ceylon-Chroniken entstanden erst im 4. bzw. im 6. Jh. Japanische Forscher hatten nach einer Analyse früher buddhistischer Schriften (d.h. ihrer Lücken) die These aufgestellt, dass Buddha etwa 100 Jahre vor Ashoka gestorben sein muss. Bemerkenswert ist, dass nunmehr die meisten Forscher, auch Schumann, sich dieser These angeschlossen oder sehr genähert haben. Schumann [1993, 13 f] brachte nach einer Analyse der Diskussionen eines 1988 in Göttingen abgehaltenen internationalen Symposiums dies deutlich zum Ausdruck:

„Die meisten der vortragenden Forscher vertraten die Meinung, die Lebenszeit des Buddha sei bisher zu früh angesetzt worden, konnten sich aber nicht einigen, um wieviel zu früh. Indizien verweisen auf neunzig bis hundertdreißig Jahre.“

Die genaue Datierung des Todes von Buddha wird wohl immer etwas unbestimmt bleiben; die wissenschaftlichen Differenzen betreffen aber nicht mehr Jahrhunderte, sondern nur noch Jahrzehnte.

Etwa zur gleichen Zeit wie Buddha begründete Mahāvîra (er starb einige Jahre vor Buddha) ebenfalls in Magadha die Religion der Jaina, die im Unterschied zum Buddhismus noch heute Millionen Anhänger in Indien hat.

Grundsätzliches zu den historischen Quellen

Die wichtigsten indischen Schriftquellen zur indischen Frühgeschichte sind die *Purânas* (Legenden aus der Vorzeit), die dem Kult jeweils eines Gottes gewidmet sind, aber auch Genealogien (mit kommentierenden Bemerkungen) zur *Geschichte der Königsgeschlechter* (vamshânucharita) enthalten. Insgesamt gibt es 18 Purânas (z.B. den Brahma-, Bhagavata-, Skanda- und Bhagavata-Purâna), die sich teilweise widersprechen, aber auch viele Gemeinsamkeiten enthalten, die für die Historizität zumindest einiger der geschilderten Ereignisse sprechen. Daneben gibt es buddhistische und jainistische Schriftquellen über die Frühgeschichte von Magadha und Koshala, die wie die Purânas ideologisch geprägt sind, aber teilweise auch die Angaben der Purânas bestätigen. Allerdings sind auch diese Schriftquellen inhaltlich nicht immer identisch. So gibt es frühbuddhistische, ceylonische, burmanische und tibetische Texte, von denen natürlich die frühesten die glaubhaftesten sind. Dagegen gibt es zwischen buddhistischen und jainistischen Quellen inhaltlich kaum Differenzen; nur die einzelnen Herrscher werden unterschiedlich bewertet, natürlich wegen ihrer Stellung zur jeweiligen Religion.

Zeitgenössische Inschriften und glaubhafte nichtindische Schriftquellen liegen erst seit der Maurya-Zeit vor. Unter diesen Umständen ist es sehr schwierig, die Frühgeschichte Magadhas zu rekonstruieren; die historischen Konturen sind jedoch zu erkennen.

Indien vor den Maurya

Als historisch gesichert halte ich vor allem die Persönlichkeiten von Bimbisâra und dessen Sohn Ajâtashatru (in Pâli: Ajâtasattu), die Zeitgenossen von Buddha waren und ihn (vor allem der Vater) gefördert haben. In buddhistischen Texten wurden sie gelobt, in hinduistischen und jainistischen (in letzteren hießen sie Shrenika und Kunika) um so negativer beurteilt. In den buddhistischen und jainistischen Schriften wurden auch ausführlich die Beziehungen zwischen Magadha und Koshala beschrieben. Im Endergebnis eroberte Ajâtashatru den Nachbarstaat, nachdem dessen Herrscher Pasenadi gestürzt worden waren. In den buddhistischen und jainistischen Texten wurden meines Wissens keine Vorgänger von Bimbisâra genannt.

Als Beispiel für die Widersprüchlichkeit der Genealogie-Texte möchte ich auf Shishunâga (Shaishunâga) hinweisen. Nach dem Vajû-Purâna war dieser der Stammvater der in Magadha (bis Mahâpadma Nanda) regierenden Dynastie. Ihm folgten nach diesem Text Kakavarna (Kalashoka), Kshemadhardan, Kshatraujas und schließlich der genannte Bimbisâra. Nach der buddhistischen Mahâvamsa-Chronik [IV.1-8] war Shishunâga (Pâli: Susunaga) aber ein Abkömmling Bimbisâras (Reihenfolge: B., Ajatassatu. Udani, Anurudda, Munda, Nagadasaka, Susunaka), nach der ebenfalls buddhistischen Dîpavamsa-Chronik aber ein Licchavi-Prinz, der die Macht in Magadha usurpiert hatte. Truhart [2000 f] versuchte das Dilemma zu lösen, indem er zwei Herrscher mit diesem Namen unterschied: Sh. I. als Begründer der Dynastie und Sh. II. als den späten Herrscher von Magadha. Letzterer soll den Staat Avanti unterworfen haben.

Anscheinend war auch Udayibadra (Udayin, Udani), der als Sohn oder Enkel von Ajatâshatru bezeichnet wird und der die neue Hauptstadt Pâtaliputra, das heutige Patna, begründet haben soll, eine historische Gestalt. Nach Jaina-Texten war er Jainist, weshalb er in buddhistischen Texten sehr verleumdet wurde.

Gemäß den Purânas stürzte Mahâpadma Nanda (Mahâ Nanda) den Sohn des Shishunaga, Kâkavarna (Kalâshoka); nach den (in diesem Punkt unklaren) Ceylon-Chroniken war Kalâshoka mit dem Begründer des Nanda-Reiches identisch.

Nach den Purânas war Mahâpadma Nanda Sohn einer Shûdra-Frau und gehörte somit der niedrigsten indischen Kaste an; nach griechischen Berichten [Curtius Rufus IX.2, 3] war er Sohn eines „Bartschneiders“. Curtius Rufus [ebd.] nannte ihn Agrammes (wohl nach seinem Beinamen Auqrashainya), Diodor [XVV.93] Xandrames, Justin [XV.4] aber direkt Nandros. Er soll das gesamte Gangestal beherrscht haben und gilt als größter Herrscher Indiens vor den Maurya. Sein Sohn Dhara Nanda wurde von Chandragupta Maurya gestürzt.

4. Zum Großreich der Maurya (bis Ashoka)

Die Existenz des Maurya-Reiches kann ernsthaft nicht bestritten werden. Dafür sprechen schon die vielen Säulen mit Inschriften des Herrschers Ashoka (gekrönt von einem Löwenkapitell, dem heutigen Staatswappen Indiens), aber auch viele griechische Schriftquellen. Kosambi [1969, 71] hat seine diesbezüglichen Erörterungen in einem Satz zusammengefasst:

„Im allgemeinen beruht die gesamte Kenntnis der alten Geschichte auf der Übereinstimmung von archäologischen Funden mit schriftlichen Zeugnissen und Inschriften.“

Dieser Satz trifft voll auf Ashoka zu. Sowohl die Purānas [hier nach Pargiter] wie auch die Ceylon-Chroniken [Dīpavamsa V.100 ff; Mahāvamsa V.18 ff] gaben für die ersten drei Herrscher dieser Dynastie Regierungszeiten an, die sich nur unwesentlich voneinander unterscheiden:

Chandragupta: Purānas und Ceylon-Chroniken: 24 Jahre
Bindusāra: Purānas: 25 Jahre, Ceylon-Chroniken: 28 Jahre
Ashoka: Purānas und Ceylon-Chroniken: 37 Jahre

Nach den Ceylon-Chroniken soll Ashoka vor seiner „Herrscherweihe“ 4 Jahre zusammen mit seinem Bruder Tishya regiert haben (den er dann ermordete). Eggermont [1956, 68, 72] betrachtet diese vier Jahre als erfunden. Für weniger glaubhaft halte ich die Mitteilung des Tibeters Tarantha (17. Jh.) in seiner *Geschichte des Buddhismus*, dass Bindusāra 35 Jahre regiert hat. Unter Einbeziehung der griechischen Berichte datieren die meisten Indologen die Machtübernahme Chandraguptas auf das Jahr -321.

Die Maurya-Münzen (wie die vorherigen Magadha-Münzen) zeigen nur Symbole, aber keine Schriftzeichen, so dass aus ihnen m.E. keine chronologischen Schlussfolgerungen gezogen werden können.

Chandragupta Maurya

Im Gegensatz zu seinem Enkelsohn Ashoka hat Chandragupta keine Inschriften hinterlassen; er wurde jedoch in den Purānas und in jainistischen wie in buddhistischen Schriften (einschließlich der Ceylon-Chroniken) namentlich erwähnt.

Wir wissen über ihn mehr als über alle anderen indischen Herrscher vor ihm. Über seine Herkunft gibt es teilweise widersprüchliche Überlieferungen. In einem Punkt sind sich diese aber einig: Er war niedriger Herkunft. Dies wurde besonders in jainistischen Quellen betont, wird aber auch in buddhistischen Texten und im *Mahāvamsa* angedeutet. Im späten Vishnu-Purāna, der in der Gupta-Zeit niedergeschrieben worden sein soll, heißt es, dass seine Mutter, Mura, eine Shūdra war; der Herrscher Shishunga soll aber mit ihr, allerdings unehelich, Chandragupta gezeugt haben, so dass dieser, wenn auch durch uneheliche Geburt, doch einer königlichen Familie angehört hätte. Einige buddhistische Quellen behaupteten, dass er dem Clan der Moriyas angehörte, der mit dem Shakya-Clan (dem Clan Buddhas) verwandt war [Literaturübersicht: Lefmann 741; Waldschmidt 1950, 49; Drewnaja Indija 238 ff].

Trotz seiner niedrigen Herkunft gelang es Chandragupta, eine militärische Karriere zu beginnen. Der Brahmane Vishnugupta Chanākya, mit dem Beinamen Kautiliya, ein überzeugter Gegner der Nanda, bereitete mit Hilfe Chandraguptas eine Verschwörung vor. Nach deren Scheitern flohen beide nach Taxila (im Nordwesten Indiens), wo sie ein Söldnerheer aufstellten, das

nach indischen Quellen vorwiegend aus Shaka, Yavana (Griechen), Kirâta, Parasika (Perser) und Bolhika (Baktrier) bestand. An der Spitze dieses Heeres eroberten beide Pâtaliputra, die Hauptstadt Magadhas. Unterstützt wurden sie von dem König Parvatakâ. Petech [399 f] machte recht glaubhaft, dass letzterer mit Poros, dem Gegner und nachherigen Vasallen Alexanders des Großen, identisch war.

Die indischen Berichte über diese Machtübernahme fasste Vishâkhadatta in seinem Drama *Mudrârâkshasa* (Der Siegelring oder Râkshasa) zusammen. Hauptperson des Dramas ist Chanâkya, dem es durch geschickte Intrigen gelang, den gegnerischen Minister Râkshasa zum Verrat zu bewegen. Nach dem Sieg blieb Chanâkya Kautilîya zeitlebens Großkanzler Chandraguptas, der völlig unter dessen Einfluss geriet. In mehreren Texten wurde betont, dass der Herrscher selbst sehr fromm war; nach jainistischen Schriften ging er im Alter in ein Kloster (Shravana Belgola), wo er sich zu Tode fastete. Dagegen gilt Chanâkya Kautilîya als der eigentliche Begründer des Maurya-Reiches:

„Kühn und listenreich, stolz und rachsüchtig, niemals eine Kränkung, niemals sein Ziel vergessend, jede List benutzend, um den Gegner zu täuschen oder zu besiegen, hält er die Zügel des Reiches fest in der Hand und betrachtete den Kaiser eher als einen geliebten Schüler denn als seinen Herrn.“ [Nehru 1959, 151]

Die meisten Indologen gehen trotz anfänglicher Zweifel (einige ergänzende Passagen stammen aus der Gupta-Zeit) davon aus, dass dieser „indische Bismarck“ das *Arthashâstra* verfasst hat, ein Handbuch des Staatswesens, in dem Ratschläge enthalten sind, die Macchiavelli (*Il Principe*) in den Schatten stellen.

Griechische Berichte

Bekanntlich hatte Alexander der Große nach der Unterwerfung des Achämenidenreiches -327 bis -325 einen Feldzug nach Indien unternommen, kam aber nur bis zum Fluss Hyphasis (heute Beas), wo ihn eine Meuterei seiner Soldaten zum Rückzug zwang. Dieser Feldzug blieb eine Episode in der indischen Geschichte; in keiner vorislamischen indischen Schriftquelle wurde Alexander erwähnt. Es geht mir hier nicht um die Einzelheiten dieses Feldzuges, sondern nur um Sandrakottos, den Jones, wie in den Vorbemerkungen dargelegt, mit Chandragupta identifiziert hat. Die griechisch-lateinischen Autoren gaben verschiedene Versionen dieses Namens, an deren Identität aber kein Zweifel bestehen kann. Arrian [*Anabasis* V.6, 2] und Strabon [XV.702] schrieben Sandrakottos, Plutarch [*Alexander* 62] Androkottos und Justin [XV.4] Sandrocottus. Diese Erwähnungen sind zwar zumeist kurz, aber bedeutsam. Plutarch schrieb in seiner Lebensbeschreibung des Alexander [Kap. 63]:

„Androkottos, der in seiner Jugend Alexander noch sah, soll später oft gesagt haben, Alexander wäre mit leichter Mühe Herr dieser Länder [gemeint ist Nordindien; K.W.] geworden, denn die Bewohner hätten ihren König wegen seiner Gemeinheit und niedrigen Herkunft allgemein gehaßt und verachtet.“

Plutarch hat nicht weiter erläutert, wer der Androkottos seines Berichtes war. Sein Name war offensichtlich in der antiken Welt gut bekannt. Schon Arrian bezeichnete ihn in seiner *Anabasis* [V.6, 2] als den „König der Inder“, wobei er sich auf Megasthenes bezog. Den ausführlichsten Bericht gab Justin in seiner *Philippischen Geschichte* [XV.4]. Danach war Sandrocottus von „niedriger Herkunft“ (was indischen Berichten entspricht). In Taxila traf er Alexander den Großen:

„Als er durch seine Frechheit den König Alexander beleidigt und der König Befehl gegeben hatte, ihn zu töten, war es ihm gelungen, durch seiner Füße Schnelligkeit sich zu retten.“

Nach dem Abzug Alexanders zog Sandrocottus „Söldner“ (so in der Übersetzung von Kolbe; im lateinischen Originaltext steht „latrones“ = Räuber) an sich und nahm den Kampf gegen die verbliebenen Makedonen auf: „Er war der Anführer im Kriege und ein guter Kämpfer“:

„So hatte sich Sandrocottus auf den Thron geschwungen und war zu der Zeit als Seleucus zu seiner künftigen Größe den Grund legte, *Herr von Indien*.“ [Hvhg. K.W.]

Justin berichtete weiter, dass es nach dem Tode Alexanders zu einem Krieg zwischen dem hellenistisch-syrischen König Seleukos Nikator (321–281) und Sandrocottus gekommen sei, der durch einen Friedensvertrag beendet wurde [vgl. Strabon XV.724 und Appian, *Syriaka* 55]. Sandrakotta heiratete eine Tochter des Seleukos [Strabon XV.1, 10; Plinius VI.21]; es kam auch zur Aufnahme diplomatischer Beziehungen. Erster syrischer Gesandter in Pataliputra wurde Megasthenes.

Dieser schrieb auf Grundlage des von ihm Gesehenen und Gehörten das Buch *Indika*, dessen Originaltext zwar verloren gegangen ist, von dem aber längere Auszüge in den Werken von Arrian, Curtius Rufus, Plutarch, Justin, Plinius dem Jüngeren, Strabon, Appian und Athenaios enthalten sind. Megasthenes beschrieb in seinem Buch nicht nur die Natur und die Gesellschaft des Mauryareiches, das nach seiner Darstellung ein Großreich war, sondern ging auch auf die Persönlichkeit des Sandrakottos ein, mit dem er mehrfach zusammentraf. Für die Glaubwürdigkeit des Megasthenes spricht, dass dessen exakte Beschreibung der Hauptstadt Pataliputra durch jüngere archäologische Ausgrabungen bestätigt worden ist.

Ich habe nicht die geringsten Zweifel, dass Sandrakottos und Chandra-

gupta identisch waren. Die griechischen und indischen Berichte widersprechen sich nicht, sondern ergänzen sich gegenseitig. Es ist wohl auszuschließen, dass die westlichen Autoren die indischen Quellen (Purânas, buddhistische und jainistische Schriften) kannten; ihre Kenntnisse beruhten offensichtlich auf hellenistischen Gesandtschaftsberichten, denen schon wegen ihres Charakters relativ hohe Glaubwürdigkeit zukommt.

Bhadrasâra / Bindhusâra

Nach allen indischen Schriftquellen und den Ceylon-Chroniken wurde Chandraguptas Nachfolger dessen Sohn, der in einigen Purânas Bhadrasâra, in anderen Nandasara, in den buddhistischen Quellen aber Bindhusâra hieß. In griechischen Berichten wurde er Amitrochates genannt; es wird vermutet, dass sein Beiname Amitraghâta (Schlächter der Feinde) gewesen ist. Megasthenes, der ihn noch erlebte, nannte ihn Erranoboas; Waldschmidt [1950, 401] vermutete, dass sein weiterer Beiname Hiranyavâha gewesen ist. Diesem Herrscher wird die Eroberung Südindiens zugeschrieben; indische Berichte hierüber gibt es allerdings nicht. Nach den griechischen Berichten bestanden die hellenistisch-indischen Beziehungen fort. Genannt wurden Daimachos als Gesandter des Seleukos I. Nikator (321–281) und Dionysos als Gesandter des Ptolemaios I. Philadelphos (282–246).

Es ist nicht abzuleugnen, dass die Zeitetappe, in der dieser Herrscher regierte, sehr im Dunkeln liegt. Ihm folgte aber sein Sohn Ashoka, der viele inhaltsreiche Inschriften hinterlassen hat.

Ashoka

In griechischen und lateinischen Schriftquellen wurde dieser Herrscher nicht erwähnt. Die Purânas nannten nur den Herrschernamen Ashoka, ohne ergänzende Bemerkungen. Die indologische Literatur interessierte sich in ihren Anfängen für ihn überhaupt nicht; Keightley kannte noch 1859 diesen Namen nicht.

Nach 1840 wurden nach und nach die Ceylon-Chroniken erschlossen, in denen als Nachfolger des Bindhusâra dessen Sohn „Ashoka Piyadassi“ nicht nur genannt, sondern auch als ein „guter“ (d.h. buddhistischer) Herrscher bezeichnet wurde. Als solcher wurde er auch in der gleichzeitig erschlossenen buddhistischen Literatur bezeichnet.

Schon vorher wurden in Indien viele Fels- und Säulen-Inschriften entdeckt, die aber zunächst nicht gelesen werden konnten, weil die Schrift nicht bekannt war. Es handelte sich um die Brâhmî-Schrift, die erst 1837 von dem genialen James Prinsep entziffert wurde. Die danach mögliche Lesung dieser Inschriften (es waren stets Edikte) ergab, dass deren Verfasser ein

Herrscher mit Namen Piyadassi war. Der Schluss lag nahe, dass dieser Herrscher mit dem in den Ceylon-Chroniken genannten „Ashoka Piyadassi“ identisch war. Inzwischen liegt eine umfangreiche Literatur über diese Inschriften vor. Sie wurden nicht in Sanskrit, sondern in Prâkrit-Sprachen (den damals in Nordindien gesprochenen indoeuropäischen Sprachen) geschrieben. Eine dieser Sprachen war Margadhi, die Amtssprache des Maurya-Reiches; die einzelnen Inschriften zeigen aber deutlich örtliche Varianten, die zeigen, dass in den Regionen Nordindiens verschiedene Prâkrit-Sprachen gesprochen wurden. Der Herrscher wollte, dass seine Edikte überall verstanden wurden.

1957 wurde auch in Kandâhâr (im heutigen Afghanistan) eine Säule dieses Herrschers gefunden, deren Inschrift zweisprachig abgefasst war: in Griechisch und in Aramäisch. Das waren die Amtssprachen des hellenistischen Seleukiden-Reiches. In dieser Inschrift nannte sich der Herrscher Piodasses (griechisch) und Priyadasi (aramäisch). In den im eigentlichen Indien gefundenen Inschriften nannte sich dieser Herrscher durchweg Piyadassi oder Devânampiya Piyadassi. Es gab aber auch Ausnahmen. In den Felsinschriften von Maski und Gujarrâ nannte er sich „Ashoka Piyadassi“ [Waldschmidt 1950, 402; Drewnâjâ Indija 250; Thapar-Spear 89]. Damit steht auch inschriftlich fest, dass Piyadassi und Ashoka identisch waren.

Mir geht es hier nicht um die inhaltliche Analyse dieser Inschriften (inzwischen wurden mehr als 30 gefunden und entziffert), sondern um deren chronologischen Bezug. In dieser Hinsicht sind vor allem die Felsinschriften II und XIII von Interesse, deren Texte (ohne wesentliche Varianten) in verschiedenen Regionen Indiens gefunden worden sind. Gerade die Vielzahl der inhaltlich identischen Inschriften beweist ihre Glaubwürdigkeit.

In der „Norm-Inschrift“ II wird mehrfach als angrenzender westlicher Herrscher ein Antiyoga genannt. Offensichtlich handelt es sich hierbei um Antiochos II. (261–246). Noch bedeutsamer ist die „Norm-Inschrift“ XIII, die der Herrscher nach seinen eigenen Angaben in seinem 13. Regierungsjahr verfasst hat. In dieser wurde zunächst ausführlich die Eroberung von Kalinga (des heutigen Unionsstaates Orissâ) geschildert. Danach wurden die Herrscher genannt, die westlich des Maurya-Reiches regierten:

„Wo der griechische König [im Originaltext „König der Yona“; K.W.] mit dem Namen Antiyoga herrscht und jenseits des Reiches des Antiyoga die vier Könige Tulamanya, Antekina, Maka und Alikyashudala“ [Vollständige englische Übersetzung des Fels-Ediktes XIII mit Kommentaren bei Thapar 1961, 255 ff].

Nach Entzifferung dieses Textes haben verschiedene Historiker natürlich versucht, die offensichtlichen Synchronismen mit der hellenistischen Geschichte zu klären:

- Antiyoka = Antiochos II. Theos (261–246). Hellenistischer König in Syrien und im Iran.
- Tulamaya = Ptolemaios II. Philadelphos (285–247). Hellenistischer König in Ägypten.
- Antekina = Antigonos von Makedonien (278–239).
- Maka = Magas von Kyrene (300–250).
- Alikashundala = Alexander von Epirus (272–255).

Diese Synchronismen sind so überzeugend, dass sie keines weiteren Kommentars bedürfen. Das jüngste Jahr, in dem diese Herrscher noch gleichzeitig lebten, war das Jahr -258 [Schumann 1982, 23; Thapar 2002, 183 f]. Hultzsch hatte 1925 darauf hingewiesen, dass es auch einen Alexander von Korinth (252–244) gab. Stimmt dies, so wäre eine Korrektur um 6 Jahre nötig. Da die Fels-Inschrift XIII im 13. Regierungsjahr Ashokas verfasst wurde, muss seine „Herrscherweihe“ 271 oder 265 stattgefunden haben.

Diese Jahreszahlen betrachte ich als korrekt. Auf Grund meiner allseitigen Studien habe ich keine Zweifel an der Zuverlässigkeit der konventionellen Chronologie der hellenistischen und gleichzeitigen und späteren römischen Zeit. (Dieser Satz gilt so jedoch nicht für die vorhellenistische Geschichte des Achämenidenreiches und Griechenlands [vgl. Weissgerber 1997, passim]).

Schlussfolgerung

Ich betrachte die Chronologie des Maurya-Reiches nicht nur relativ (Addition der Regierungsjahre), sondern auch absolut (objektive Zeitachse) als gesichert, weil überzeugende griechisch-indische Synchronismen vorliegen. Die dargelegten Unsicherheiten beziehen sich nur auf einige Jahre. Wichtig ist mir auch, dass die Maurya-Daten nicht zurückgerechnet worden sind [Topper 1996, 441] und auch nicht auf chinesischen Daten beruhen.

Zu Claus-Dieter Rade

Seinerzeit hatte ich die Beiträge Rades über die Chronologielücken in der Geschichte Ceylons (Sri Lankas) und Indonesiens mit großem Interesse gelesen; noch heute betrachte ich diese als bedenkenswerte Beiträge zur Phantomzeit-Theorie. Wegen anderweitiger Studien hatte ich damals seinen vorhergehenden Beitrag „Gedanken zu geschichtlichen Größen Indiens“ [1996] nur beiläufig gelesen, was ich bei der Vorbereitung meines vorliegenden Beitrages nachgeholt habe. Ich möchte hier auf diese „Gedanken“ etwas näher eingehen. Rade benützte eine eigenartige Schreibweise, ließ er doch bei gut bekannten indischen Namen, entsprechend der heutigen Hindi-Aussprache, den (kurz gesprochenen) Schlussvokal „a“ weg und schrieb Buddh, Ashok, Chapt, Gupt, Wikram oder Kaling.

Formell war Rades Beitrag die Besprechung eines damals noch nicht veröffentlichten Manuskriptes des „Indien-Reisenden“ Joseph Bernhard mit dem Titel *Yestermorrow*. Trotz intensiver Recherchen konnte ich bis jetzt keine Druckfassung dieses Textes entdecken und diesbezüglich Rades Quelle überprüfen. Darauf kommt es aber nicht so an, weil Rade eindeutig Bernhards Äußerungen befürwortete und in verschiedener Hinsicht „weiterentwickelte“. Rade [1996, 122] bezweifelte grundsätzlich die historische Existenz des Maurya-Reiches. Dessen Erfinder soll „Chandr Gupt II.“ mit dem Thronnamen „Wikramáditý“ (II.) gewesen sein (Gemeint war natürlich der bedeutende Gupta-Herrscher Chandragupta II. Vikramáditya):

„Dann sammelte er eine Tafelrunde um sich, der er die Namen alter, bekannter Geistesgrößen verleiht. In jener Runde spielte er selber den „versteckten Mond“ Chandr-Gupt, und um dem ganzen etwas mehr Altherwürdigkeit zu verleihen, wurde ein ‘historischer’ Chandr Gupt (I.) erfunden, verstanden als Großvater des ebenso legendären Ashok“:

Dass es außerdem einen historischen Chandragupta I., den Begründer des Gupta-Reiches gab, wurde von Rade nicht einmal erwähnt. Nach Rades Kenntnis gab es vor Chandragupta II., dem Gupta-Herrscher, nur den „erfundenen“ Chandragupta I. Maurya. Der „brave englische Historiker William Jones“ hätte den Namen dieses „Märchenkönigs“ mit dem des von Plutarch „in einem Nebensatz“ kurz erwähnten Andrakottos gleichgesetzt, womit ihm ein „prinzipieller Denkfehler“ unterlaufen sei, weil eine solche Umformung „lautgeschichtlich“ gar nicht möglich gewesen sei. Rade ist völlig entgangen, dass es hier nicht um die „lautgeschichtliche“ Entwicklung eines Wortes in einer bestimmten Sprache, sondern um die Übersetzung eines Eigennamens von einer in die andere Sprache ging. Jeder Geschichtskundige weiß, zu welchen Verballhornungen es hier schon gekommen ist.

Wo lag aber die „lautgeschichtliche“ Unmöglichkeit? Die Angleichung von „pt“ zu „tt“ war für Rade [123] noch nachvollziehbar. Er konnte diese auch nicht gut abstreiten, da die Form „Sandrakottos“ nicht vom Sanskritnamen „Chandragupta“, der in den Purānas gebraucht wurde, abgeleitet wurde, sondern von der in buddhistischen Texten überlieferten Form „Chandragutta“! Logischerweise bleibt somit nur die angebliche Unmöglichkeit der Umformung von „ch“ (gesprochen: tsch) in „s“ übrig. Rade scheint nicht zu wissen, dass es im Griechischen und im Latein die Laute „tsch“ und „sch“ nicht gegeben hat. Somit blieb den Griechen und Römern nichts anderes übrig, als bei der Wiedergabe den Laut einfach wegzulassen (Andrakottos) oder „s“ zu schreiben! Rade [123] schrieb:

„Aber erst einmal müssen Jones und seine Adepten dem Namen Gewalt antun: Aus Andrakottos wird erst S(h)androkottos, dann (S)handrocyptos“.

Rade hat somit nicht gewusst, dass schon in vielen griechischen Quellen der Name Sandrakottos/Sandrokottos genannt worden ist; vor allem hat er die Darlegungen der Indologin Thapar, auf die er sich berief, über die Umwandlung des Sanskrit-Lautes „sh“ in den Pâli-Laut „s“ völlig missverstanden. Beispiele: Koshala wurde Kosala, Kâshi wurde Kâsi [ausführlich hierzu Zograph 20 ff]. Trotzdem formulierte Rade [123] mit erstaunlicher Selbstsicherheit: „Dennoch sind bis heute alle Historiker (selbst der kritische Topper) auf Jones hereingefallen.“

Einfach unrichtig ist Rades Behauptung, dass der Name „Ashok“ nur aus den Ceylon-Chroniken bekannt ist: „Auf dem Felsen steht als Verfasser gar nicht „Asok“, sondern „Piyadasi“ [Rade 119]. Rade ging davon aus, dass es nur ein Felsen-Edikt Ashokas gegeben hat, nämlich das von Dhauli, wobei er besonderen Wert auf Bernhards Behauptung legte, dass die Inschrift „auch nach 22 Jahrhunderten keine Verwitterungserscheinungen“ zeige [ebd., 118]. Er suggerierte auf diese Weise, dass es sich um eine Fälschung aus jüngerer Zeit handeln muss, verschwieg aber, dass bis jetzt mehr als 30 Fels-Inschriften des Herrschers entdeckt worden sind und dass in den Edikten von Maski und Gujarra der Name „Ashoka“ sehr wohl enthalten ist!

Unrichtig ist auch Rades Behauptung, dass nach der Auffassung von Thapar die Gestalt des Ashoka nur als „Symbolfigur“ konstruiert worden ist. Diese sprach jedoch nur davon, dass im modernen Indien, im Gegensatz zur Kolonialzeit, Ashoka als frühindischer Nationalheld hervorgehoben wird. Ich besitze mehrere Bücher dieser Indologin, in denen sie sich ausführlich auch mit der Ashoka-Problematik befasst hat. Nirgends fand ich bei ihr auch nur eine Andeutung, dass Ashoka eine erfundene Gestalt sei.

Unrichtig ist ferner Rades sich auf Bernhard stützende Behauptung [123], dass die Gleichsetzung von Androkottos und Chandra Gupta „die einzige Verbindung der indischen mit der griechischen Geschichte“ ist und dass „alles in der indischen Chronologie“ hiervon abhängt. Die Berichte des Megasthenes und der Inhalt der Felsedikte Ashokas, in denen hellenistische Herrscher erwähnt wurden, scheinen ihm nicht bekannt zu sein.

Zum „Indonesien-Beitrag“ von Rade möchte ich aus heutiger Sicht nur bemerken, dass dessen Datierungen letztlich auf chinesischen Berichten beruhen. Ich gehe jetzt davon aus, dass die konventionelle „Leerzeit“ von 922 bis 1222, im Gegensatz zu Rades Spätdatierungen schlicht um 297 Jahren zurück zu datieren sind, so dass diese Leerzeit mit der von Illig postulierten Phantomzeit im wesentlichen identisch war. (Mehr hierzu in meinem folgenden Südostasien-Beitrag.)

Dr. Klaus Weissgerber, 98693 Ilmenau, Herderstraße 6

Literatur

(auch zu den weiteren Teilen; diakritische Zeichen in den Titeln werden weggelassen)

- Alajew u.a. (1968) = Alajew, L.B. / Antonowa, K.A. / Aschrafjan, K.S.: Istorija Indii w srednije weka. Moskau (deutsch: Geschichte Indiens im Mittelalter)
- Albanese, Marilia (2000): Architecture in India; New Delhi
- (2003): Das antike Indien; Köln
- Albaum, Lazar Israelowitsch / Brentjes, Burchard (1972): Wächter des Goldes. Zur Geschichte und Kultur mittelasiatischer Völker vor dem Islam; Berlin/DDR
- Albekar, A.S. (1957): The Coins of the Gupta Empire; Benares (Indien)
- Allchin, F. Raymond (1969): The Archaeology of Early Historic South Asia: The Emergence of Cities and States; Cambridge/GB
- Altheim, Franz (1947/48): Weltgeschichte Asiens im griechischen Zeitalter. I-II; Halle/Saale
- (1960): Die Hephtaliten im Iran (= Geschichte der Hunnen, Band II). Berlin
- (1969): „Hunnen und Hephtaliten.“ Orientalistische Literaturzeitung; München, LXIV.117-127
- Altheim, Franz / Rehork, Joachim (1969): Der Hellenismus in Mittelasien (Wege der Forschung 91); Darmstadt
- Antonowa u.a. (1973) = Antonowa, Koka / Bogard-Lewein, Grigori / Kotowski, Grigori : Istorija Indii; Moskau (deutsch: Geschichte Indiens)
- Arrian (o.J.): Werke. (Hg. C. Cless); Berlin (Langenscheidtsche Bibliothek Bd. 27); Berlin
- (1929): Anabasis. (Hg.: Curt Woyte); Leipzig
- Baedeker, Karl (1914): Indien. Handbuch für Reisende; Leipzig
- Banerjee, N.R. (1965): The Iron Age in India; New Delhi
- Basham, Arthur Llewellyn (1954): The Wonder that was India - A Survey of the Culture of the India Sub-Continent before the Coming of the Muslims; London
- (Hg., 1968): Papers on the Date of Kaniska. Submitted to the Conference of the Date of Kaniska. London, 20.-22. 4.1960
- Bechert, Heinz (1986): Die Lebenszeit des Buddha - das älteste feststehende Datum der indischen Geschichte? Göttingen (Nachrichten der Akademie der Wissenschaften in Göttingen. Phil.-Hist. Klasse, Nr. 4)
- (Hg.; 1991/92) The Dating of the Historical Buddha / Die Datierung des historischen Buddha. I-II. (Symposion zur Buddhismusforschung IV/1 und 2); Göttingen
- Bechert, Heinz / Simson, Georg von (1993): Einführung in die Indologie. Stand, Methoden, Aufgaben; Darmstadt
- Becker, Ulrich (2002): „Hidzhra und Hunnen. Ist die islamische Zeitrechnung als „Phantomzeit“ bereinigt?“, in: ZS XIV (2) 325-340
- Beer, Roland (Hg.; 1976): Der Löwenthrone oder Die zweiunddreißig Erzählungen zum Ruhm König Vikramas; Weimar
- Bongard-Lewin, Grigori (1972): Indija epochi maurjew; Moskau (deutsch: Indien in der Epoche der Maurya)
- Bongard-Lewin, Grigori / Iljin, Grigori (1969): Drevnjaja Indija; Moskau (deutsch: Das alte Indien). Zitiert als: Drevnjaja Indija

- Brentjes, Burchard (1967): Die iranische Welt vor Mohammed; Leipzig
 - (1970): Die orientalische Welt; Berlin/DDR
 - (1983): Völkerschicksale am Hindukusch; Leipzig
- Bühler, Georg (1896): Indische Palaeographie. Von circa. 350 a. Chr. - circa 1300 p. Chr.; Straßburg/Elsass (Grundriß der indo-arischen Philologie und Altertumskunde. Band 1, Heft 11)
- Cambridge History of India (1922): Vol. I: Ancient India (Hg. Henry Herbert Dodwell); Cambridge/GB
- Chattopaaya, Sudhakar (1955): The Sakas in India; Santinkiketan/Indien
 - (1958): Early History of North India from the Fall of the Mauryas to the Death of Harsa, c. 200 B.C. - 650 A.D.; Calcutta
- Cunningham, Alexander (1871): The Ancient Geography of India; London (Reprint von 1924: New Delhi, 2002)
 - (1883): The Book of Indian Eras; London
 - (1891): Coins of Ancient India from the Earliest Times down to the Seventh Century A.D.; London
- Dandekar, Ramchandra N. (1941): A History of the Guptas; Poona/Indien
Der kleine Pauly (1979): Lexikon der Antike. I-V; München
- Derrett, J. Duncan M. (1979): Beiträge in „Der Kleine Pauly“: „India“ (II. 1388-1393); „Megasthenes“ (III.1150-1154); „Menandros I. Soter“ (III.1198 f)
- Drewnjaja Indija siehe Bongard-Lewin/Iljin 1969
- Duchesne-Guillemin, Jacques (1979): „Sakai“; in: *Der Kleine Pauly* IV.1501 f
- Duff, Christian Mabel (1972): The Chronology of Indian History. From the Earliest Time to the Beginning of the Sixteenth Century; New Delhi
- Dushanbe (1974/75): Proceedings of the International Conference of the History, Archaeology and Culture of Central Asia in the Kushan Period. Dushanbe, 27.9. - 6.10. 1968. I-II; Moskau
- Eggermont, Pierre H.L. (1956): The Chronology of the Reign of Asoka Moriya; Leiden/NL
 - (1987): India and the Ancient History. Trade and Culture before A.D. 650; Leuven/Löwen (Belgien)
- Elliot, Henry M. / Dawson, John (Hg., 1867): The History of India as Told by its Own Historians. Vol. I; London (Reprint Calcutta, 1952)
- Elphinstone, Mountstuart (1841): The History of India. I-II; London
- Embree, Ainslie Thomas / Wilhelm, Friedrich (1967): Indien. Geschichte des Subkontinents von der Induskultur bis zum Beginn der englischen Herrschaft (Fischer Weltgeschichte 17); Frankfurt/Main
- Faxian, Giles, H.A. (1923): The Travel of Fa-hsien; Cambridge/GB
 - (1957): San Shih: A Record in the Buddhist Countries by Fa-hsien; Peking
- Filliozat, Jean (1957): Political History of India. From the Earliest Times to the 7th Century AD; Calcutta
- Franke, Otto (2001): Geschichte des chinesischen Reiches. I-V; Berlin · New York (Reprint der Originalausgabe von 1930-1952)
- FWG 16: siehe Hambly
 FWG 17: siehe Embree/Wilhelm
- Geldner, Karl Friedrich (1951): Die Rig-Veda, aus dem Sanscrit ins Deutsche über-

- setzt. I-IV; Cambridge/Massachusetts (Reprint der Originalausgabe)
- Gernet, Jacques (1997): Die chinesische Welt von den Anfängen bis zur Jetztzeit; Frankfurt/Main
- Glaserapp, Helmuth von (1961): Die Literaturen Indiens von ihren Anfängen bis zur Gegenwart; Stuttgart
- Göbl, Robert (1957): Die Münzprägung der Kusana von Vima Kadphises bis Bahram; in: Franz Altheim / Ruth Stiehl: Finanzgeschichte der Spätantike; Frankfurt/M., 173-284
- (1966): Dokumente zur Geschichte der iranischen Hunnen in Baktrien und Indien; Wiesbaden
 - (1984): System und Chronologie der Münzprägung des Kuschanreiches; Wien
 - (1987): Numismatik. Grundriß und wissenschaftliches System; München
- Golzio, Karl-Heinz (2003): Geschichte Kambodschas; München
- (1984): Kings, Khans and other Rulers of Early Central Asia; Köln
- Hallade, Madeleine (1975): Indien. Gandhara. Begegnungen zwischen Ost und West; Herrsching
- Hambly, Gavin (1966): Zentralasien. (Fischer Weltgeschichte 16); Frankfurt/Main
- Hardy, Edmund (1902): König Asoka; Mainz
- Hauschild, Richard (1962): Über die frühesten Arier im Alten Orient; Berlin/DDR
- Heinsohn, Gunnar (1988): Die Sumerer gab es nicht; Frankfurt/Main
- (1990): „Zentralasiens chronologische Rätsel und die Rehabilitierung der altchinesischen Zivilisation“; in: VFG II (4) 7-26
 - (1993): Wer herrschte im Indus? Die wiedergefundenen Imperien der Meder und Perser; Gräfelfing
- Herodot (1955): Historien (Hg. H.W. Haussig); Stuttgart
- Hultzsch, Eugen (Hg.; 1925): Corpus Inscriptionum Indicarum I; London
- Iljin, Grigori (1958): Drevnij indijskij gorod Taksila; Moskau (deutsch: Die alte indische Stadt Taxila)
- (1962): Beiträge in der (sowjetischen) „Weltgeschichte in zehn Bänden“ (deutsche Übersetzung Berlin/DDR): Band I: Kap. XVI; Band II: Kap. XVII und XVIII
- Illig, Heribert (1992): „Wann starb Buddha? Indien am Beginn der Eisenzeit“; in: VFG IV (2) 7-15
- (1999): Wer hat an der Uhr gedreht? Wie 300 Jahre Geschichte erfunden wurden; München
- Jansen, Michael (1986): Die Indus-Zivilisation. Eine Hochkultur des dritten Jahrtausends v.Chr.; Köln
- Jayaswal, Kashi Prasad (1933): History of India 150 - 350 A.D; Lahore
- Jones, William (1779): On the Chronology of the Hindus; London
- Justinus (1824): Philippische Geschichte (Hg. Max Friedrich Ludewig Kolbe); München
- Kalidasa (1983): Werke; Leipzig
- Keightley, Thomas (1859): Geschichte von Indien; Leipzig
- Kern, Fritz (1956): Asoka. Kaiser und Missionar; Berlin
- Kirfel, Willibald (1932): „Geschichte Indiens“. Propyläen Weltgeschichte III.251-298; Berlin
- Klima, Otakar (1988): Ruhm und Untergang des alten Iran; Leipzig

- Kosambi, Damodar Dharmanand (1966): *Introductions by the Study of Indian History*; Bombay
- (1969): *Das alte Indien. Seine Geschichte und Kultur*; Berlin/DDR
- Kroha, Tyll (Hg., 1997): *Großes Lexikon der Numismatik*; Gütersloh
- Kulke, Hermann u. a. (1981): *Indische Geschichte vom Altertum bis zur Gegenwart. Literaturbericht über neuere Veröffentlichungen. Historische Zeitschrift (München). Sonderheft X (Mitautoren: H.-J. Leue, J. Lütt, Dietmar Rothermund)*
- Kulke, Hermann / Rothermund, Dietmar (1982): *Geschichte Indiens*; Stuttgart
- Lassen, Christian (1858-1861): *Indische Altherthumskunde*; Leipzig (1867-1874)
- Lefmann, Salomon (1890): *Geschichte des alten Indiens*; Berlin
- Liu Xinru (1958): *Ancient India and Ancient China. Trade and Religious Exchanges AD 1 - 600*; Delhi
- Mahabharata* (1982): *Bericht vom großen Krieg der Heldenstämme Bharatas. Erzählt nach dem altindischen Epos des Vjasa Krishna Dvaipayana*; Leipzig · Weimar
- Mahavamsa* (1960): *The Mahavamsa or the Great Chronicle of Ceylon*; Colombo/Sri Lanka
- Maity, Sachindra Kumar (1975): *The Imperial Guptas and their Times c. A.D. 300 - 550*; Delhi
- Majumdar, A.K. / Goetz, Hermann (1991): „Indien im Mittelalter bis zur frühen Neuzeit“; in: *Propyläen Weltgeschichte (Berlin · Frankfurt/Main)*, VI.113-188
- Majumdar, Ramesh Chandra (1960): *Classical Accounts of India*; Calcutta
- (Hg.; 1965): *An Advanced History of India*; London · New York
- (1974): *Ancient India*; Delhi
- Majumdar, Ramesh Chandra / Altekar, Anant Sadashiv (Hg., 1954): *The Vakataka-Gupta age (circa 200-550 A.D.)*; Benares/Indien
- Marshall, John Hubert (1960): *A Guide to Taxila*; Cambridge/GB
- Marx, Karl (o.J.; nach 1947): *Notes on Indian History (664-1858)*; Moskau
- (1977): *Karl Marx über Formen vorkapitalistischer Produktion. Vergleichende Studien zur Geschichte des Grundeigentums 1879-80. Aus dem handschriftlichen Nachlaß herausgegeben und eingeleitet von Hans-Peter Harstick*; Frankfurt/M. · New York
- Matz, Klaus-Jürgen (2001): *Wer regierte wann? Regententabellen zur Weltgeschichte*; München
- McCrinkle, John W. (Hg., 1926): *Ancient India as Described by Megasthenes and Arrian*; Calcutta
- Mode, Heinz (1944): *Indische Frühkulturen und ihre Beziehungen zum Westen*; Basel
- (Hg., 1957): *Sri Lanka. 2500 Jahre nach Ceylon. Aus Legenden, Märchen, historischer Überlieferung und Berichten*; Leipzig · Weimar
- (1960): *Das frühe Indien*; Weimar
- (1979): *Die Kunst Süd- und Südostasiens*; Dresden
- Mookerji, Radha Kumud (1926): *Harsha*; London
- (1928): *Asoka*; London
- (1952): *The Gupta Empire*; Bombay
- (1966): *Chandragupta Maurya and his Times*; Delhi
- Mukherjee, Bratindra Nath (1988): *The Rise and Fall of the Kushana Empire*; Calcutta

- Mukherjee, S.N. (1983): Sir William Jones. A Study in Eighteenth Century British Attitudes to India; Delhi
- Mylius, Klaus (Hg.; 1978): Älteste indische Dichtung und Prosa. Vedische Hymnen, Legenden, Zaubersprüche, philosophische und ritualisierte Lehren; Leipzig
- (1983): Geschichte der Literatur im alten Indien; Leipzig
- Narain, Adwait Kishore (1957): The Indo-Greeks; Oxford
- (1968): The Coin Types of the Indian Greek Kings; Chicago/USA
- Nehru, Jawaharlal (1957): Briefe an Indira. Weltgeschichtliche Betrachtungen; Düsseldorf
- (1959): Entdeckung Indiens; Berlin/DDR
- Neue Propyläen-Weltgeschichte*. Bd. I (1940); Berlin
- New Cambridge History of India* (1989). I-II; Cambridge/GB
- Nizamani, Saifullah (2003): Porus versus Dahir. www.dawn.com/2003/03/letted.htm
- Orlich, Leopold von (1859): Geschichte und Colonisation der Länder Sind und Peng'ab, Geschichte des Königreichs Oude; Leipzig
- Oxford History of India*: siehe Smith
- Panikkar, Kavalam Madhava (1957): Geschichte Indiens; Düsseldorf
- Pargiter (1913) siehe Puranas
- Pathak, Vishvambhar Sharan (1966): Ancient Historians of India. A Study in Historical Biographies; Bombay (Reprint 1997)
- Petech, Luciano (1991): „Indien bis zur Mitte des 6. Jahrhunderts“; in: Propyläen Weltgeschichte; Berlin · Frankfurt/Main, II.351-476
- Philips, Cyril Henry (1961): Historians of India, Pakistan, and Ceylon; London
- Pischel, Richard (1917): Leben und Lehre des Buddha; Leipzig · Berlin
- Plaeschke, Ingeborg und Herbert (1978): Hinduistische Kunst; Leipzig
- Plutarch (1982): Alexander und Caesar. Lebensbeschreibungen (Hg. Johann Friedrich Salomon Kaltwasser); Leipzig
- Polybios (1971): *Historiae* (Hg. H.W. Haussig); Stuttgart
- Posch, Walter (1995): Baktrien zwischen Griechen und Kuschan. Untersuchungen zu kulturellen und historischen Problemen einer Übergangsphase. Mit einem textkritischen Exkurs zum Shiji 135; Wiesbaden
- Pugatschenkowa, Galina A. (1966): Chaltschajan; Taschkent
- Puranas (1840-1898): Bhagavatha Purana, (Hg. E. Bournof); Paris (englisch)
- (1864-1870): Vishnu Puranas (Hg. H.H. Wilson); London (englisch)
- (1913): The Purana Text of the Dynasties of the Kali Age (Hg. Frank Pargiter); Oxford (englisch)
- Rade, Claus-Dieter (1996): „Gedanken zu ‘geschichtlichen’ Größen Indiens; in: ZS VIII (3) 118-124
- (1998): „Indonesiens mittelalterliche Chronologielücke“; in: ZS X (2) 276-304
- (1999): „Das ceylonische Mittelalter im Spiegel der ‘Großen Chronik’“; Teil I in: ZS XI (1) 97-117; Teil II in: ZS XI (2) 279-291
- Rapson, Edward James (1897): Indian Coins; Straßburg/Elsass (Reprint Delhi 1969)
- Ritschl, Eva / Schetelich, Maria (1973): Studien zu Kautilya Arthashastra; Berlin/DDR
- Rothermund, Dietmar (1976): Grundzüge der indischen Geschichte; Darmstadt
- Roy, Sourindranath.N. (1961): The story of Indian archaeology 1784-1947; New Delhi

- Ruben, Walter (1957): Einführung in die Indienkunde. Ein Überblick über die historische Entwicklung Indiens; Berlin/DDR
- (1968-1973): Die gesellschaftliche Entwicklung im alten Indien. I-VI; Berlin/DDR
- (1978): Kulturgeschichte Indiens. Ein Versuch der Darstellung ihrer Entwicklung; Berlin/DDR
- Schildmann, Kurt (1994): „Die Indus-Schrift ist entziffert“; in: Efdon-Synesis, Hefte 5, 6 (www.efodon.de/archiv/vorgeschichte/schildm/ind.htm)
- (1996): „Entzifferung der Indus-Schrift“; in: ZS VIII (3) 279-280
- Schlumberger, Daniel (1969): Der hellenistische Orient; Baden-Baden
- Schmidt, Richard (1923): „Indien“; in: Helmolt Weltgeschichte; Leipzig, 351-490
- Schumann, Hans Wolfgang (1982): Der historische Buddha. Leben und Lehre des Gotama; München
- (1992): Auf den Spuren des Buddha Gotama. Eine Pilgerfahrt zu den historischen Stätten; Freiburg/Breisgau
- (1993): Buddhismus. Stifter, Schulen und Systeme; München
- Schwarz, Franz F. (1968): „Mauryas und Seleukiden“; in: Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, XIV/223 ff.
- (1979): Beiträge in „Der kleine Pauly“: III.1097f: „Mauryas“; III/1566: „Nandas“; III.1097: „Pauravias“; IV.1063: „Poros“
- Sengupta, Prabodh Chandra (2003): Ancient Indian Chronology; Calcutta (Reprint der Ausgabe von 1947)
- Shafique, Khurram Ali (2003a): Heritage: Rajah Dahar of Sindh.
<http://yangtze.cs.uiuc.edu/~jamali/sindh/sindh-l/archive/her/msg00493.html>
- (2003b): Heritage: Muhammad bin Qasim. Wie obenmsg00497.html
- Shastri, K.A. Nikalantha (Hg., 1952): The Age of the Nandas and Mauryas; Benares
- (1958): A History of South India. From Earliest Times to Vijayanagar; Madras
- Sircar, Dines Chandra (1965): Indian Epigraphy; Delhi
- Smith, R. Morton (1973): Dates and Dynasties in Earliest India; Delhi
- Smith, Vincent A. (Hg; 1957): Early History of India from 600 BC to the Muhammadan Conquest; Oxford (1919; auch bezeichnet als „The Oxford History of India“
- Spuler, Bertold (1950): „Geschichte Mittelasiens“; in: Waldschmidt, Ernst (Hg.): Geschichte Asiens; München, 309-360
- Stein, Otto (1921): Kautiliya und Megasthenes; Wien
- Strabon (1911-1914): Geographie (Übersetzung: Albert Forbiger). Langenscheidt-Bibliothek. Bd. 49-51; Berlin
- Struwe, Wassili (1959): Der alte Orient. Chrestomathie; Berlin/DDR (mit Auszügen aus indischen und griechischen Originalquellen)
- at-Tabari (1979): Geschichte der Perser und Araber zur Zeit der Sassaniden (Hg. Theodor Nöldeke); Leiden/NL
- Tarn, William W. (1938): The Greeks in Bactria and India; Cambridge/GB
- Thapar, Romila (1961): Asoka and the Decline of the Mauryas; Oxford
- (1966): A History of India. Vol. I: From the Discovery of India to 1526; Harmondsworth/GB
- (1985): „Asoka“; in: Epochen der Weltgeschichte in Biographien; Frankfurt/Main
- (2002): Early India from the Origins to AD 1300; London · New York
- Thapar, Romila / Spear, Percival (1975): Indien. Von den Anfängen bis zum Kolonial-

- lismus (Magnus Kulturgeschichte); Essen
- Topper, Uwe (1996): „Hinweise zur Neuordnung der Chronologie Indiens“; in: ZS VIII (4) 436-447
- (1999): Erfundene Geschichte. Unsere Zeitrechnung ist falsch; München
- Treidler, Hans (1979): „Baktrien“; in: Der kleine Pauly, I.812-814
- Tripathi, Rama Shankar (?1960): History of Ancient India; Delhi
- Truhart, Peter (?2000): Regents of Nations. Part I: Antiquity worldwide; München
- (?2003): dass. Part III: Asia & Pacific Oceania; München
- Urban, Günther / Jansen, Michael (1987): Vergessene Städte am Indus. Frühe Kulturen in Pakistan vom 8. bis 2. Jahrtausend; Mainz
- Veden (1978): Älteste indische Dichtung und Prosa. Vedische Hymnen, Legenden, Zaubersprüche, philosophische und ritualistische Lehren (Hg. Klaus Mylius); Leipzig
- Volkman, Hans (1979): „Demetrios I.“; in: Der kleine Pauly I.1466
- Waldschmidt, Ernst (1950): „Geschichte des indischen Altertums“; in: Weltgeschichte Asiens; München, 8-162
- (1953): „Indien in vedischer und frühbuddhistischer Zeit“ (Historia Mundi); Bern, II.499-564
- Weissgerber, Klaus (1980): „Bemerkungen zu den Kovalevskij-Exzerpten von Karl Marx“; in: Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift (Berlin/DDR), XXI (2) 193-219
- (1997): „Fremde Herrscher über Ägypten III (Aegyptiaca V/ Asiatica II): Die Achämeniden“; in: ZS IX (4) 569-598
- (2000): „Zur islamischen Phantomzeit (Islamica I)“; in: ZS XII (3) 419-448
- (2002a): „Zur chinesischen Phantomzeit (Sinaica I)“; in: ZS XIV (1) 68-78
- (2002b): „China, Japan und Korea im Frühmittelalter (Sinaica II)“; in: ZS 14 (2) 365-392
- (2002c): „Ta-shi und Tang. Bestanden zur Tang-Zeit islamisch-chinesische Beziehungen? (Sinaica III - Islamica III)“; in: ZS XIV (3) 455-477
- (2002d): „China zwischen Han und Tang (Sinaica IV)“; in: ZS XIV (4) 692-735
- Wheeler, Sir Mortimer (1959): Early India and Pakistan to Ashoka; London
- Wieshöfer, Josef (1993): Das antike Persien. Von 550 v.Chr. bis 650 n.Chr.; Zürich · München
- Winternitz, Moritz (1909/20): Geschichte der indischen Literatur. I-II; Berlin
- Witzel, Michael (2003): Das alte Indien; München
- Xuanzang (1911): The Life of Hiuen Tsiang, by the Shaman Hwui Li; London (Reprint New Delhi 1973)
- Yazdani, Ghulam (1960): The Early History of the Deccan. I-II; London
- Zeller, Manfred (2002a): „Die Tangzeit, Chinas glanzvolle Epoche, eine Fiktion?“; in: ZS XIV (1) 79-103
- (2002b): „Zur Datierung chinesischer Dynastien“; in: ZS XIV (3) 437-452
- Zinner, Heinrich (1940): „Die Inder bis zum Einbruch des Islam“; in: Neue Propyläen Weltgeschichte; Berlin, I.463-494
- Zograph, Georgij A. (1982): Die Sprachen Südasiens; Leipzig

Was ist und wie entsteht ein Symbol ?

Z.-A. Müller

Es gibt verschiedene Symboltheorien, jedoch keine von ihnen konnte bisher erklären, wie Symbole entstehen, bzw. eine *Entstehung* im historischen Sinn wurde gar nicht erst angenommen. Sie galten als "bildhafter Ausdruck von der Seele präexistenten Formen des Unbewußten" [Creuzer nach Howald] oder "Zeichen, die mit unbewußtem Inhalt gefüllt werden" [Maier] oder als "rein geistigen Ursprungs" [Burckhardt]. Auch der Symbolforscher Julius Schwabe hielt fest am Konzept der "seelischen Urbilder", sah es jedoch als wichtigste Aufgabe, den Zusammenhang der

„einst bewußten Urbilder [...] mit bestimmten Aspekten der Außenwelt [vor allem kosmischer Art; Verf.] oder daraus abgeleiteten Diagrammen zu erkennen und glaubhaft darzutun“.

Von da ist es nur noch ein kleiner Schritt zu der umgekehrten Frage, ob und wie solche Aspekte der Außenwelt zu den „Urbildern“ geworden sein können. Diese Umkehrung der Frage, die Suche nach dem Anfang, muss sinnlos erscheinen, solange man von einem stets gleichen Himmel ausgeht, und wohl deshalb wurde die Frage so nie gestellt.

Hier soll eine Theorie zur *Entstehung* von Symbolen vorgestellt werden, die besagt, dass unter einem stets gleichen Himmel keine Symbole entstanden wären. Sie stützt sich darauf, dass unser Planetensystem mehrfach ins Chaos geriet und die Erde von kosmischen Katastrophen betroffen war, zuletzt noch in historischer Zeit (als vorläufige Orientierung mag gelten: bis in die erste Hälfte des -1.Jtds.). (Dass diese Katastrophen stattfanden, betrachte ich als hinreichend gesichert [vgl. Blöss; Heinsohn; Illig; Velikovsky; ohne Zeitrahmen Zillmer].)

Zur Vorgeschichte

Immanuel Velikovsky bediente sich zur Untermauerung seiner These von kosmischen Katastrophen *in historischer Zeit* nicht nur archäologischer und astronomischer Fakten, sondern auch so stark mythologischer und symbolischer Zeugnisse, dass dadurch unweigerlich eine neue – eben die Katastrophen berücksichtigende – *Interpretation* von Symbolen möglich und nötig wurde. Es war nun klar, dass Symbole sehr wohl einen historischen Anfang haben und eine durch konkrete historische – vor allem kosmologisch empfundene – Ereignisse geprägte Entwicklung.

Die ersten über Velikovsky hinausgehenden Vorstöße zu einer katastrophen-abhängigen Deutung von Symbolen machten Autoren im angelsächsi-

schen Raum (vor allem in der Zeitschrift *Kronos*); wesentlich intensiver widmeten sich einem weitergehenden Verständnis der Zusammenhänge im deutschsprachigen Raum zunächst Christoph Marx, dann verstärkt Gunnar Heinsohn, kurzzeitig auch Christian Blöss.

Ihr besonderes Interesse galt der schon vom Psychoanalytiker Velikovsky aufgestellten und von dem in Israel lebenden Zvi Rix forcierten These von einer kollektiven Verdrängung der traumatisch erlebten Katastrophen und einer dadurch produzierten zwanghaften Wiederholung des Menschenopfers – in Form von Genoziden und Kriegen [zur Kritik dieser These s. Völker].

Symbole – und hierbei besonders die Sprache – wurden von Marx/Heinsohn gedeutet als kollektiver Erinnerungsspeicher des Katastrophischen. Sie sahen im Gebrauch von Symbolen den Auslöser für eine zwanghafte Zelebrierung und Wiederbelebung der katastrophischen Affekte, zu deren Bewältigung der Mensch zwar enorm viel Rituale erfunden habe (von Religion über Wissenschaft bis Geschichtsschreibung), die jedoch nie wirklich ihren Zweck erfüllten. Die 'Schuld' daran lag gewissermaßen in den Symbolen selbst, die bei Gebrauch ihr gefährliches Erregungs-Potential freisetzen oder ein niedrigeres Erregungspotential auf die 'Höhe katastrophischer Affekte' hoben (dazu unten mehr).

Heinsohn trug einiges bei zur Klärung der Frage, wo und wie Symbolgehalt abgerufen wird, dass dessen Kenntnis also weder vererbt wird, noch von jedem Individuum neu entwickelt werden muss, sondern im Reservoir der Sprache und der Bilder für jeden jederzeit verfügbar ist.

Die beiden Autoren haben in den letzten Jahren dieses Konzept nicht weiterverfolgt; der Ansatz stagnierte, landete in einer Sackgasse – m. E. vor allem, weil in der kaum nachweisbaren und nicht operablen kollektiven Trauma-Theorie der Mensch wie auch die Symbole kausal fixiert blieben auf die einstige Katastrophe und den Weitertransport katastrophischer Angst. Dieses Symbolverständnis wurde nicht in Frage gestellt, und das psychoanalytische „Trauma“-Konzept verlangt nach einem „Heilungs“-Konzept, welches auf diesem Wege nicht gefunden wurde.

Das Problem

Schon von vielen Symbolforschern gestellt, bisher nie zufriedenstellend beantwortet und auch hier ganz ausgeklammert wird die Frage, wie Symbolgehalt eigentlich 'erkannt', das jeweils 'Passende' ausgewählt wird (Goethe: „Sie zeigen etwas anderes als sie meinen und zeigen es doch“ – d.h. wir erkennen es doch), und wie die in der äußeren historischen Welt entstandenen Bilder zu psychischen Bildern werden [vgl. dazu Müller 1991].

Ebenso ausgeklammert wird der psychologische Bereich der Entstehung *individuell* gültiger Symbole – also auch die Frage, ob die folgende Theorie

darauf übertragbar ist. Es geht hier nur um die Entstehung jener („kollektiv“ genannten) Symbole, die für große Gemeinschaften bzw. Kulturräume gültig sind.

Der Begriff *symbolon* ist seit ca. -500 bei fast allen uns bekannten griechischen Schriftstellern zu finden. Das Wort bezeichnete damals „ein Zeichen von solcher Deutlichkeit, dass es den Irrtum so gut wie ausschloß“. Weit davon entfernt, ist es im 19. Jh. „ein Wahrzeichen für etwas Höheres als es selber ist“ [Engler]. Es kann ihm also nicht schaden, wenn wir es auf die Erde herunterholen.

Wenn wir davon ausgehen, dass Symbole einen historischen Anfang haben, ist zu klären, wann von Symbolen geredet werden kann, was „symbolisieren“ eigentlich meint, und wann warum symbolisiert wurde.

Eine auffällige Sternkonstellation, ein erregendes Ereignis, ein für die ganze Gemeinschaft bedeutsamer Gegenstand, ein 'Jahrhundert-Bild' ... wird noch nicht zum Symbol. Symbole sind mehr als Zeichen und Bilder. Was also muss geschehen, damit sich ein Symbol bildet? Wie entsteht ein Symbol?

Vergleicht man Mythologie und Ikonographie des Altertums mit alten und neuen Symbol-Lexika, so stellt man fest, dass die Symbole schon seit Jahrhunderten immer dieselben sind und seit ziemlich langer Zeit nichts Nennenswertes dazugekommen ist. Wieso sind Symbole so langlebig? Wie sie durch Sprache und Bilder und deren Gebrauch tradiert werden, konnte bei Heinsohn/Marx schon verstanden werden; aber wieso werden gerade sie immer wieder tradiert und wieso entstehen kaum neue Symbole?

In der Literatur häufig zitiert als Beispiel für *Symbol* (von griechisch: *symbollein*, „zusammenwerfen“) wird ein antikes Abschiedsritual: Zwei Freunde bekommen als Zeichen ihrer Freundschaft jeder die Hälfte eines zerbrochenen Rings. Liegt in dieser scheinbar lapidaren, schnell gefundenen Metapher das Wesen aller Symbole vor uns? Die Literatur ist sich einig darin; Es ist geradezu ein Erkennungszeichen für Symbole, dass sie 'voll von gegensätzlichen Bezügen' sind, eine 'gebaltete Vereinigung der Gegensätze'. Und weil man nicht versteht, warum das so ist, reden die Autoren von „Urbildern der Seele“ oder schein-wissenschaftlich vom „paläolithischen Gesetz von Sinn und Gegensinn“ [Maier 45], der mit Unsinn endet, wie C.G. Jung wusste: „Symbolisch wird stets das ausgedrückt, was man in Wirklichkeit nicht weiß.“

Wie also kommt es zu dieser Vereinigung von Gegensätzen im Symbol? Und welche Folgen hat das?

Die hier zu Diskussion vorgestellte Symboltheorie will darauf antworten. Sie beschäftigt sich nicht mit einem speziellen Symbol, sondern wurde bewusst abstrakt und allgemein formuliert, die einzelnen angenommenen Phasen der Symbolbildung darstellend, und (fast) ohne illustrierende Beispiele.

Die Theorie ist abgeleitet aus jahrelanger Arbeit mit Symbolen und deutenden Formen; die Mühe, sie nachvollziehbar zu formulieren, machte ich mir im Frühjahr 2003, als Hans-Ulrich Niemitz mich zu einem Vortrag darüber im Berliner Geschichts-Salon (BGS) ermunterte, wofür ich ihm hier nochmals danke. Selbstverständlich muss sich die Erklärungskraft der Theorie am konkreten Objekt erweisen [neben dem BGS-Vortrag über das „Symbol Christus“ bislang Müller 2002].

Ich glaube, dass die Erfahrungen und Affekte der Katastrophenzeit sehr wohl verarbeitet wurden, und zwar gerade *durch* Symbolbildung.

Die Theorie

I.)

Ein überwältigendes (d.h. bisher nicht gekanntes) *Ereignis*, das alles verändert und starke *Desorientierung* erzeugt, produziert zugleich entsprechend starke emotionale *Erregung* (selbst wenn das Ereignis nicht lebensbedrohlich ist, entsteht *bei Desorientierung spontan Angst*).

Je länger dieser Zustand andauert und eine dauerhafte Neuorientierung verhindert, desto *anhaltender* ist der *emotionale Druck*.

Dieser sucht nicht nur ein Ventil, sondern im Bedürfnis nach einer Ordnung/Orientierung auch ein Verständnis (heute sagen wir: einen „Sinn“) und nimmt – neben schlichtem Wahnsinn und purer Aggression (auch Kriegslust) – bestimmte *deutende Formen* an. („Deutung“ ist die Übertragung von Wissen auf einen fremden, neuartigen Sachverhalt.)

Diese Formen stellen sich dar in 'sinnvollen' = lösungsorientierten *Handlungen* (Rituale) und *Sinnbildern* (Sprache und bildliche Darstellungen). Sie entwickeln sich durch *Vergleiche* mit Hilfe des Schon-Bekanntes: zuerst über den eigenen Körper im Prozess der Identifikation, dann über die umgebende Natur und die verfügbare Technik.

Körper-Analogie und Nachempfindung, Vorstellung und Wissens-Kombination führen zur Wahrnehmung von Ähnlichkeiten und Unterschieden, wobei erstere die beruhigenden, letztere die erkenntnisfördernden Informationen sind.

Dies führt logischerweise zu zwei Phänomenen, die in der Literatur oft als „rätselhaft“ bezeichnet werden: 1.) Für eine Sache kann es verschiedene Handlungen und/oder Sinnbilder geben a) auf Grund unterschiedlicher erkannter Aspekte derselben Sache, b) auf Grund unterschiedlicher Vergleichsebenen. 2.) Die Beziehung zwischen be-deuteter Sache und Sinnbild ist nicht umkehrbar (das Rad kann Sinnbild für die Sonne sein, aber sie nicht für das Rad).

Sinnbilder weisen auf etwas ganz Bestimmtes, und es gibt für die Wahl

gerade dieses Sinnbilds (und keines anderen) immer einen *vernünftigen* Grund – in Bezug auf das zur Zeit seiner Wahl verfügbare Wissen.

Es wird also für ein neu aufgetretenes, anhaltend peinigendes Problem eine Lösung gesucht; die Deutungen und Formen müssen als **Problemlösungsversuche** (inkl. Beschreibung des Problems) betrachtet werden.

Vermutlich führt das Bemühen, entgegen dem allgemein ungeordneten Zustand eine spannungslösende rituelle Ordnungsform aufrecht zu halten, zu weiterer emotionaler Anspannung – womit die Problemlösung bereits erste Probleme zeitigt. Die **Quantität der Formen** steigt.

Je stärker Erregung und Deutung, desto stabiler die Formen, und desto mehr **Be-Deutung, Sinn-Bildung** entsteht, weil sich weitere, *emotional ähnlich* gefärbte Ereignisse und Deutungen anlagern.

II.)

Wenn nun durch ein **weiteres heftiges Ereignis im gleichen Bereich** die Situation sich nochmals plötzlich verändert, und zwar mit einer *Wirkung*, die der vorigen entgegengesetzt ist, so werden ähnlich starke, aber *gegenteilige* Gefühle wie vorher erzeugt.

Der so *mit allen Sinnen erlebte Unterschied* stellt eine **neue Erfahrung** dar und führt zu einem **qualitativ** neuen Verständnis vom Wesen der Sache und der Zusammenhänge: Dieselbe Sache hat zwei grundverschiedene 'Gesichter' und vermag starke und gegensätzliche Affekte zu erzeugen.

Ist die neue Situation von anhaltender Wirkung, d.h. treten längere Zeit keine weiteren fundamentalen Störungen auf, wird eine **neue Ordnung** erkannt und auf ihrer Grundlage eine **Neu-Orientierung** vorgenommen, die sich auswirkt in einer Neu- und Umdeutung aller bestehenden Sinnbilder und Handlungen.

Die entgegengesetzten Erfahrungen verbinden sich auf einer **Ebene 'höherer Abstraktion'** zu einer einzigen Erfahrung, werden zusammengefügt wie zwei Hälften zu einem Ganzen (daher: *syballein* = *zusammenwerfen*).

Damit beginnt **Symbolbildung**. Sie ist ein „qualitativer Sprung“ in der Problemdeutung und -lösung; sie sucht das Verständnis für die Ereignisse, deren 'Sinn', nicht in dem einen oder dem anderen, sondern in einer *Synthese*. Je stärker das zusammengeführte Erregungspotential und die deutende Verknüpfung der gegensätzlichen Ereignisse, desto mehr affektiv Ähnliches kann sich anschließend daran anlagern. Symbole akkumulieren Affekte und zugehörige Vorstellungen (geistige Bilder) auf der Basis von Ähnlichkeiten.

Die Verbindung zum Symbol kann auf zwei Wegen geschehen:

1.) An alte Formen mit mächtigem Affektpotential lagern sich entgegengesetzte, sinngebende Bedeutungen der neuen Ordnung an (Beispiel stei-

neschleudernder Feuerschweif der Venus/ Meteor ← Lingam / Omphalos → gestürzter Schweif /Nabel der Erde); oder

2.) Formen der neuen Ordnung, die als Gegensatz zur vorherigen Zeit der Un-Ordnung entstehen oder erkannt werden und deshalb über gegensätzliches Spannungspotential verfügen (Beispiel Pentagramm als → friedliche «ehemals katastrophische» Venus ←), sowie Formen, die an die Desorientierung und ihre Überwindung anknüpfen (Beispiel: Finsternis-Vorhersagen), lagern frühere Sinnbilder und Handlungen an, die selbst nicht zur Symbolbildung gelangen, stellen sie in ähnliche aber dennoch neue Zusammenhänge und verändern oder erweitern so deren Bedeutung.

Ob eine frühere Form zur Symbolbildung gelangt oder nicht, hängt davon ab, wie affektgeladen sie ist, wie stabil sie ist, wie stark sie Gegensätze aufnehmen kann und wie sehr sie von der neuen Gegensätzlichkeit betroffen ist.

Nicht unterschlagen werden soll, dass hier bei der praktischen Symbol-Erforschung eine der Hauptschwierigkeiten meiner Theorie liegt (und sich den bestehenden Symboltheorien gar nicht erst stellt): Woran erkenne ich heute, ohne Zirkelschluss, ob eine Form schon *vor* der neuen Ordnung existierte? Dazu, wie problematisch das im Einzelnen werden kann, hier nur soviel: Es kann kein eindeutiges Merkmal geben; in jedem Einzelfall wird eine genaue Abwägung verschiedener Indizien und Aspekte erfolgen müssen – nicht zuletzt auch unter der Fragestellung: Welche Bedeutung hätte die betreffende Form – im Gegensatz zu heute – in der vorherigen Zeit der Unordnung gehabt, bzw. an welche Affekte und welches Wissen von dort knüpft sie an? Und, sehr wichtig: Was ermöglicht die von mir vertretene Chronologie? (D.h. Symbolforscher können eigentlich niemals, aber jetzt noch weniger das tun, was sie auffällig oft tun: nämlich so tun, als läge ihr Arbeitsgebiet ‘jenseits’ aller Chronologiediskussion.) Und schließlich: Ohne fundierte (!) Spekulationen ist nirgends weiterzukommen.

Oft wird gesagt, eine Sache „symbolisiere“ eine andere. Das Symbol steht jedoch nicht, wie das Sinnbild, für eine bestimmte Entsprechung, sondern für eine *Symbolisierung*, d.h. für eine Zusammenfügung der Formen und Erfahrungen aus zwei konträren Ereignissen: „ähnlich“ in Bezug auf das affektive Spannungspotential und den gleichen Bereich, in dem es entstand; „gegensätzlich“ in Bezug auf die Art der Affekte und die Wirkungen der Ereignisse. Vereinfacht könnte man formulieren: Ein Symbol ‘deutet’ nicht, es fügt Deutungen zusammen, verdichtet sie, entweder unter dem Zeichen eines bisherigen Sinnbilds oder unter einem neuen Zeichen (meist kosmologisch, s.u.). Deshalb sind Symbole wertneutral, d.h. es gibt keine ‘negativen’ oder ‘positiven’ Symbole.

Symbole sind also Speicher (Akkumulatoren) für komplexe *Affekt- und Bedeutungsmuster* entgegengesetzter Erfahrungen und Emotionen; sie stellen eine qualitativ andere Problemlösung auf neuer Abstraktionsebene dar.

Symbole sind damit der zuverlässigste Speicher für die bleibende Erinnerung an die einstige Zeit der Desorientierung und an deren 'glückliches' Ende. Sie stehen damit für – und ermöglichen zugleich – einen gegenläufigen Prozess des 'Erinnerns' und 'Vergessens'.

Selbstverständlich zeigt früher oder später auch diese Problemlösung ihre Schwächen und erzeugt neue Probleme, wenn sich wichtige Faktoren der Umwelt ändern. (Jede Problemlösung ist nur 'die beste' oder 'vernünftigste' in Bezug auf den Zeitpunkt ihrer Entstehung.) Dennoch weisen Symbole in eine Richtung für die Zukunft: Nicht das Verharren in Gegensätzen löst Probleme, sondern deren Überwindung durch Synthese.

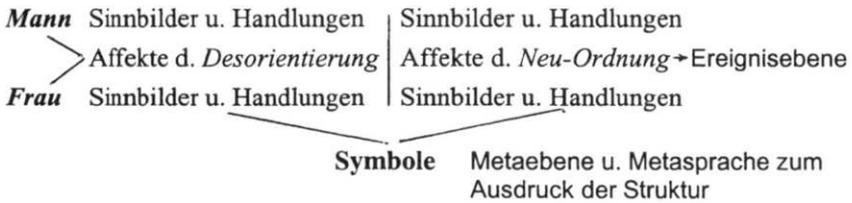
Es gibt weit weniger Symbole als Sinnbilder, obwohl im Einzelfall die Beurteilung nicht immer leicht sein mag. **Drei Arten echter Symbole** lassen sich unterscheiden.

1. Natürliche Symbole, die a) den *Gegensatz von Geburt und Tod* beinhalten. So gilt etwa *Blut* als apotropäisch wegen seiner Bedeutung als Ausdruck von äußerster Lebenskraft und größtmöglichem Lebensverlust.

b) Eine Sonderstellung haben dabei jene Symbole, die eine *Vereinigung der körperlichen Gegensätze der Geschlechter* bzw. deren Formgestalt T (phallisch – männlich) und O (vaginal, uterin – weiblich) darstellen (z.B. das ägyptische Henkelkreuz Ankh ☩).

Die geschlechtliche Zusammenfindung ist der schöpferische Akt, aus dem die Menschen entstehen. Die Anwendung dieses 'Schöpfungsprinzips aus dem polaren Gegensatz' auf andere Zwecke (z.B. in der Technik: Feuerbohrer, Mahlstein) könnte man als 'schöpferische Nachempfindung' oder 'nachahmende Symbolbildung' verstehen. In dem Fall sind diese beiden Formen nicht nur – wie andere Naturerscheinungen auch (z.B. Pfahl und Höhle) – *Grundlage* für Sinnbilder, sondern in gewisser Weise *selbst* die ältesten Sinnbilder (auch sprachlich: om-phalos).

Doch der geschlechtliche Unterschied ist für den Einzelnen zwar wahrnehmbar, aber nur einseitig erfahrbar und das nicht als überwältigend bedrohlich (von schamanistischen Erfahrungen des Geschlechtswechsels abgesehen). Deshalb handelt es sich bei dieser Art des 'Zusammenwerfens' der geschlechtlichen Formen zwar um eine abstrahierende Leistung, jedoch nicht um Symbolbildung im oben definierten Sinn, sondern eher um die Entstehung eines fundamentalen Sinnbilds. Wegen dieser 'Unschärfe' scheint es hier gelegentlich doch möglich, die Beziehung zwischen bedeuteter Sache und Sinnbild umzukehren (bspw. Uterus – Höhle).



2. **Symbole aus Sinnbildern**, die unter der neuen Ordnung ebenso bedeutsam sind, wie sie es unter der alten waren, wenn auch in ganz unterschiedlicher bzw. polar entgegengesetzter Weise, oder die entsprechend erweitert und umgedeutet wurden (daher stammt m.E. der Eindruck, Symbole seien 'zeitlos').

Für das Verständnis macht es einen Unterschied, ob etwas als Symbol verstanden wird oder nur als Sinnbild (also ohne gegensätzlichen Bedeutungsgehalt). Dies wurde bisher in der Symbolforschung nirgends berücksichtigt. Und ein katastrophenzeitliches Sinnbild und Ritual sieht anders aus als ein nachkatastrophisches (Beispiel: der Pfahl als Sinnbild für die Weltenachse: Opferpfahl – Maibaum).

3. **Zeichen der neuen Ordnung**, die astronomischer Herkunft sind, also Zeichen des nachkatastrophischen Himmels (bspw. Pentagramm, sog. Christus-Zeichen Chi-Rho, Hexagramm u.ä.) Sie stellen Symbolgehalt in abstraktester Form dar und sind entsprechend die größten Akkumulatoren (s.o.).

III.) Wo und wie kommen solche Erfahrungen vor?

Die überwältigendsten Ereignisse dieser Art, denen die Menschheit ausgesetzt war, sind die kosmischen Katastrophen und die Entstehung einer neuen Himmelsordnung aus dem Chaos.

Diese Entwicklung führte zur Bildung der heute mächtigen und 'aktiven' Symbole; sie enthalten Informationen über einen einst die Menschen in Angst und *Verzweiflung* (d.h. Spaltung) stürzenden katastrophischen Zustand von Himmel und Erde, und die Erleichterung über dessen Ende und den *heilsamen* (d.h. zusammenfügenden) Eintritt der jetzt bestehenden Himmels-Ordnung, sowie sämtliche damit verbundene Erregung. Sie beziehen ihre Kraft aus diesem polar entgegengesetzten Erregungspotential und den daran geknüpften Formen.

Sie beziehen ihre andauernde Macht daraus, dass sie gültig sind bis zum Einsturz der jetzt bestehenden kosmischen Ordnung.

Symbol-Bildung ist letztlich immer gebunden an Kenntnis und Be-Kennntnis zur heilbringenden katastrophfreien Zeit der Neu-Ordnung und Orientierung. Gleichzeitig wird damit legitimerweise auch die Furcht ausgedrückt vor einem möglichen Zusammenbruch dieser Ordnung, wenn nicht gar das Wissen um deren Unvermeidlichkeit.

Damit sind die Symbole unter dem neuen Himmel tendenziell immer **Heils-, Schutz- und Abwehrzeichen**: Sie schützen vor dem, woraus sie selbst hervorgegangen sind; indem sie das Heil (der neuen Ordnung) verkörpern, bewahren sie die Erinnerung an die Macht des Unheils. Die Kraft, Schaden abzuwehren, wird ihnen nur zugetraut, weil sie die Kraft, ihn zu erzeugen und zu überwinden, selbst enthalten.

Ob es schon vor der letzten Katastrophenzeit eine Hochkultur gab, ist umstritten. Falls es so war, könnten wir annehmen, dass symbolbildende Prozesse, wie hier beschrieben, schon früher stattgefunden haben. Doch wäre dies nur möglich gewesen, wenn die oben genannte Phase 2 eine Neuordnung brachte, nicht, wenn sie in der Katastrophenzeit selbst bestand. Nur in dem Fall hätten in der historisch letzten Phase 1 schon Symbole als Ausgangsmaterial zur Verfügung gestanden; andernfalls hätte sie nur Sinnbilder aus der Vorzeit überliefert bekommen. (Frühzeitliche Symbolbildung – ohne entsprechende Theorie – behaupteten Autoren der amerikanischen Zeitschrift *Kronos* im Hinblick auf jene Saturn-Katastrophe, die Velikovsky als Ursache für die Sintflut ansah.) Diese hypothetisch 'älteste Schicht' wäre jedenfalls heute derart stark überlagert von den letzten beiden Ereignisphasen, dass sie kaum schlüssig erkannt werden könnte, denn wir wissen nichts über frühere Himmelsordnungen.

Seit wann der Mensch zu der für Symbolbildung nötigen synthetisierenden Abstraktion fähig ist, wissen wir ebenfalls nicht; jedoch legte Julien Jaynes den Gedanken nahe, dass er die dafür m.E. nötige interne Zusammenarbeit der beiden Gehirnhälften erst im -1.Jtsd. erwarb [vgl. Illig 1995]. In dem Fall wären nicht nur die heutigen Symbole, sondern die *Fähigkeit zur Symbolbildung* selbst ein Geschenk des neuen (unseren) Himmels.

Ob innerhalb der bestehenden Himmelsordnung durch Schrecken erregende mächtige Ereignisse und deren Überwindung (z.B. Atombombenabwurf) ebenfalls Symbolbildung in menschlichen Gemeinschaften geschieht, bliebe zu untersuchen.

Den größten Teil des in „Symbol-Lexika“ enthaltenen Materials nehmen nicht die echten Symbole ein, sondern die daran angelagerten Sinnbilder. Das Wissen der Sinnbilder geht in die Symbole ein. Symbolbildung steigert nicht die Menge der Sinnbilder, sondern das Ausmaß ihrer Vernetzung und dadurch die Stabilität und Qualität ihrer Be-Deutungen.

Darüber hinaus ist der kognitive „Kern“ jedes Symbols ein bestimmtes (vor allem astronomisches) Wissen in Bezug auf die Himmelsordnung und die nur über die Symbolbildung ausgedrückten Zusammenhänge.

Beides kann in Vergessenheit geraten mit selbstverständlich werdender neuer Himmelsordnung, oder in einer sich grundlegend wandelnden Weltauffassung. Dabei bleibt das affektive Spannungspotential erhalten, das Symbol wird 'rätselhaft', verleitet zu Mystifizierungen oder magischem Gebrauch. Die Verbreitung der Symbole als Schutzzeichen kann allein über den 'Heils'-Aspekt erfolgen. (Genau dies ist mit unseren Symbolen geschehen bei der Vernichtung der Heiden und ihrer Weltauffassung bis zum Beginn der Neuzeit; geblieben ist ihre affektive Nutzung als Schutzzeichen und ein rudimentäres Verständnis der Symbolik in Kabbala, Alchemie u.ä.)

Gerade diese Entwicklung kann aber Neugier wecken und ermutigen, Symboldeutung und -forschung im heutigen Sinn zu betreiben, um dem, worauf das Symbol „deutet“ – d.h. dem in ihm enthaltenen Wissen – wieder auf die Spur zu kommen. Dann sind Symbole eine Tür zum komplexen Gefüge der Art, wie Menschen gelebt, gefühlt und gedacht/gedeutet haben, und damit zu der geistigen Entwicklung unserer Kultur.

Symbolbildung vollzieht sich leichter bei den Sinnbildern als bei den Handlungsformen. Insofern mit der neuen Situation alte Probleme (Affekt- druck, Desorientierung) gelöst sind, kann angenommen werden, die gewählten Handlungs-Formen hätten tatsächlich „erfolgreich“ zur Problemlösung und der neuen Ordnung beigetragen. (Glauben wir einen solchen Zusammen- hang zu erkennen, sprechen wir von „Erkenntnis“, glauben wir es nicht zu können, von „Aberglaube“).

In dem Fall werden diese Formen nun einerseits als überflüssig fallen gelassen, andererseits als besonders „erfolgreiche“ Idee für vergleichbar schwierig *erscheinende* Situationen bewahrt. Dies kann zu einer, der neuen Ordnung entsprechenden, modifizierten Beibehaltung von Ritualen führen (bspw. die Entwicklung des dramatischen Theaters aus dem Kultspiel). Dies erklärt das Beharrungsvermögen von Ritualen, die selbst gelegentlich Symbolcharakter annehmen können und darüber hinaus Symbole verwenden.

Falls die alte Problemlösung bereits zu einem Problem geworden war, kann die Änderung der Situation als willkommener Anlass dienen, auf dieses Lösungsmodell zu verzichten (dazu gehörte m.E. vielerorts das rituelle Menschenopfer).

Symbol-*Verwendung* kann spontan oder absichtsvoll geschehen, wobei im letzteren Fall ein uns passend erscheinendes Symbol in den Dienst unserer Absicht stellen. In jedem Fall enthält das Symbol sowohl unsere Absicht als

auch ihr Gegenteil. Wir entscheiden durch unsere *Absicht* immer selbst, auf welche der im Symbol enthaltenen Affekte wir zurückgreifen, bzw. welchen wir durch unsere Handlungen zum Ausdruck verhelfen.

Auch der Umgang mit Sprache hat eine Wirkung auf uns und unsere Umgebung. Bei jeder Art Sprache, dem Hören von Lauten, dem Anblick von Schriftzeichen – stellen sich oft unvermittelt jene Leidenschaften ein, die ursprünglich vermittels Ideen entstanden und nun in diesem großen „Symbol-speicher Sprache“ enthalten sind [nach Ogden/Richards]. Doch was bedeutet das?

Vor Jahren äußerten Heinsohn/Marx die Befürchtung, der Gebrauch bestimmter von ihnen so genannter „katastrophischer“ Sprachanteile (Desaster, Horror, Nacht, etc.) ziehe sozusagen die Affekte des solcherart Sprechenden auch bei unabsichtlichem Gebrauch ‘auf die Höhe’ des Katastrophischen (entsprechend: Unstern, Horus, Verdunkelung der Venus). Dies ist nach meiner These nicht möglich, jedenfalls nicht als ‘Selbstläufer’, bei dem der Sprechende quasi zum Opfer des Symbols wird oder das Symbol zwangsläufig „Katastrophisches“ freisetzen muss. Ebenso gut können die gleichen Symbole ihn nämlich auch auf die Höhe des „Heils“, der Ordnung oder einer Neuorientierung „heben“; d.h. die Auswirkung des Symbolgebrauchs auf seinen Benutzer hängt ab von dessen geistigem Potenzial und seinen Absichten. Die indirekte Unterstellung, ohne die Sprache (bzw. ohne Symbolgebrauch) kämen bestimmte Absichten gar nicht vor, oder wenigstens nicht zum Handeln, entbehrt jeder Grundlage.

Abgesehen davon, dass die Sprachanteile auch als Bewahrung einer berechtigten Ehr-Furcht vor dem Himmel gedeutet werden können, lassen sie sich auch als ‘heilsame’ oder als ‘kleineres Übel’ verstehen; denn tatsächlich stellt der Symbolgehalt jene starken Ausdrucksmittel für eigene intensive Emotionen dar, denen ohne sie geeignete Wörter oder Bilder spontan zu fehlen scheinen. Wird das Symbol treffend gewählt, so bildet die Symbolsprache eine Brücke zwischen dem nonverbalen affektiven Überwältigtsein und dem vernünftigen Reflektieren einer Situation. Die affektive Richtung, in die wir uns mit unserem Sprachgebrauch begeben, ist jederzeit korrigierbar, wenn sie uns nicht gefällt.

Die Folgen des Symbolgebrauchs entsprechen immer den Absichten, die uns umtreiben. Symbole können einen Anlass für das Eine oder das Andere bieten, aber sie *sind* nicht der Anlass. Gäbe es die Symbole nicht, würden alle Absichten und Affekte auch ohne sie realisiert.

Z.-A. Müller, 12059 Berlin, Elsenstr. 43

Literatur

- Blöss, Christian (1985): Zur Dialektik von Geschichte und kollektivem Zwangscharakter (PAF Nr. 6); Basel
- (1991): Planeten, Götter, Katastrophen; Frankfurt
- Burckhardt, Titus (1960): "Die Symbolik des Spiegels in der islamischen Mystik"; in: Symbolon 1
- Engler, Rudolf (1962): Die Sonne als Symbol; Küsnacht · Zürich
- Grazia, Alfred de (1966 /1979): Immanuel Velikovsky - Die Theorie der kosmischen Katastrophen; München
- Heinsohn, Gunnar (1981): Kleine Sphingen- und Mischwesenkunde (PAF.-Arbeitskopie); Basel
- (1988): Die Sumerer gab es nicht; Frankfurt
- (1988): Was ist Antisemitismus?; Frankfurt
- Heinsohn, Gunnar / Marx, Christoph (1984): Kollektive Verdrängung und die zwanghafte Wiederholung des Menschenopfers (PAF Nr. 5; engl./dtsh.); Basel
- Howald, Ernst (1926): Der Kampf um Creuzers Symbolik; Tübingen
- Illig, Heribert (1988): Die veraltete Vorzeit; Frankfurt
- (1995): "Die Entstehung des Bewußtseins" (Rezension zu J. Jaynes: Der Ursprung des Bewußtseins durch den Zusammenbruch der bikameralen Psyche; Reinbek 1988); in: ZS 7 (2) 208-212
- Maier, Gert (1992): Wer war Daidalos?; Stuttgart · Wien
- Müller, Angelika (1991): "Urbilder der Seele?"; in: VFG 3 (3-4) 108-120
- (2002): "Die Symbolik des Ankh"; in: Efodon 5, 15-21
- Ogden, C.K. / Richards, I.A. (1974): Die Bedeutung der Bedeutung. Eine Untersuchung über den Einfluß der Sprache auf das Denken und über die Wissenschaft des Symbolismus; Frankfurt/M.
- Rix, Zwi (o.J.): "Vergangenheitsbewältigung"; in: Neues Lotes Folum 2 & 4. Bremen, 232-281
- (o.J.): "Bemerkungen zu Dürers 'Melancholie'"; in: Neues Lotes Folum 2 & 4. Bremen, 282-316
- Schwabe, Julius (1951): Archetyp und Tierkreis. Grundlinien einer kosmischen Symbolik und Mythologie; Basel
- Velikovsky, Immanuel (1977): "Khima and Kesil"; in: Kronos 3 (4) 19-23
- (1978): Welten im Zusammenstoß; Frankfurt/M.
- (1979): "On Saturn and the Flood"; in: Kronos 5 (1) 3-11
- (1980): Erde im Aufruhr; Frankfurt/M. (Übersetzung v. Christoph Marx)
- Völker, Thomas (1997): "Velikovskys Amnesie. Eine kritische Würdigung in 52 Thesen"; ZS 9 (2) 166-180

Helium lässt die Geochronologie wanken

John H. Spillmann

Abstract

Nicht entwichenes Helium in Zirkon-Kristallen präkambrischer Gesteine, viel zu wenig Helium in der Erdatmosphäre: dies sind – auf den Punkt gebracht – zentrale Befunde neuer geophysikalischer Forschungen, die weitreichende Konsequenzen für die Naturgeschichte haben können. Denn diese Ergebnisse unterstützen die Hypothese, dass der radioaktive Zerfall nicht uniformitaristisch verlief, und stellen damit das heute akzeptierte Jahrmilliarden-Erdalter in Frage. Sollten sich diese experimentellen Resultate bestätigen und wird keine überzeugende Erklärungsalternative für die beobachteten Daten vorgelegt, wäre ein zentrales, bisher aber schmerzlich vermisstes und vergeblich gesuchtes Element zu der längst fälligen, umfassenden Rekonstruktion der Naturgeschichte aus chronologiekritisch-neokatastrophistischer Perspektive endlich gefunden.

Keywords: Erdalter – Geochronologie – Helium – Diffusionsrate – Zirkon – radioaktiver Zerfall – Uran

Einleitung

Naturwissenschaftler aus den Vereinigten Staaten haben im Rahmen eines Forschungsprojektes (der Autor hat damit nichts zu tun, sondern berichtet nur darüber) experimentell gemessen, wie schnell das durch radioaktiven Zerfall entstandene Edelgas Helium aus kleinen radioaktiven Kristallen in granitartigem Gestein entweicht. Diesem Forschungsprojekt liegt die Hauptthese zugrunde, dass die Zerfallsraten von radioaktiven Isotopen während einer (oder mehrerer) kurzen katastrophischen Epoche einer insgesamt viel kürzeren Erdgeschichte stark beschleunigt gewesen waren, und dass das Alter der Erde in Wirklichkeit viel geringer ist als heute gelehrt (die Forscher sind Kreationisten). Die aktuellen Daten reichen – im Gegensatz zu früheren Daten – in den (für die betreffenden Fragestellungen besonders interessanten) Temperaturbereich von 100° bis 177°C hinein und bestätigen eine numerische Voraussage, die vor einigen Jahren publiziert worden ist [Humphreys 2000]. Die mit modernsten Methoden experimentell ermittelte Helium-Verlustrate ist so hoch, dass fast die gesamte Menge dieses Edelgases im Laufe des von der herrschenden Lehre angenommenen Alters dieses Gesteins von 1,5 Milliarden Jahren längst entwichen sein sollte, und dass damit heute nur noch sehr wenig Helium in den Zirkon-Kristallen zu erwarten wäre. Doch in den untersuchten

Zirkon-Kristallen wurden sehr große Helium-Mengen gefunden. Die neuen Experimente unterstützen – und wohlgerne ganz auf naturwissenschaftlicher Basis, trotz des weltanschaulichen Hintergrundes der Protagonisten – ein um Größenordnungen (!) geringeres Erdalter. Diese neuen Daten sind damit gleichzeitig starke Indizien gegen die äonenlangen, ‘darwinisierenden’ Zeiträume, die gemäß der heutigen Geologie den erdgeschichtlichen Epochen entprochen haben sollen. Im Rahmen dieser Arbeit kann aus Platz- und Zeitgründen nur eine ganz kurze eigene Zwischenbilanz geboten werden. Eine Diskussion über die Konsequenzen dieser Ergebnisse aus neokatastrophistisch-chronologiekritischer Sicht ist aber in Vorbereitung [Spillmann, i.V.]. Wie die Ergebnisse vom Sachverstand der direkt betroffenen naturwissenschaftlichen Disziplinen (Geologie und Geophysik) aufgenommen und bewertet werden, bleibt ohnehin noch abzuwarten.

Der vorliegende Artikel basiert (mit Ausnahme des letzten Teils) hauptsächlich auf einem Bericht über bemerkenswerte Resultate einer 1997 gestarteten Forschungsinitiative [Humphreys 2003] sowie auf einem Poster, auf dem diese Resultate kürzlich auf einem Geophysikerkongress präsentiert wurden [Humphreys et al. 2003a]. Dieses sogenannte RATE-Projekt (RATE steht für Radioisotopes and the Age of the Earth) wird von kreationistischen Organisationen in den USA (ICR, Creation Research Society, Answers in Genesis) getragen [Vardiman et al. 2000]. Das Ziel dieser Forschungsinitiative bestand – kurz gesagt – darin, abzuklären, ob und wie weit die heutigen radiometrischen Datierungsverfahren zuverlässig sind, ob sich aus der heutigen Isotopenverteilung in der Erdkruste zwingend auf ein Jahrmilliarden-Erdalter schließen lässt, und ob es nicht auch geophysikalische Indizien gibt, die auf ein wesentlich geringeres Erdalter schließen lassen. Im Folgenden geht es jedoch nicht um das gesamte Projekt, sondern nur um die Ergebnisse im Zusammenhang mit der Diffusion von Helium durch bestimmte Mineralien (Zirkon und Biotit) und die damit verbundenen Implikationen für die Naturgeschichte. In den beiden ersten Abschnitten werden einige Grundlagen referiert, die für das Verständnis sehr wichtig sind. Dann wird vorgestellt, welche Experimente durchgeführt wurden, welche Ergebnisse dabei herausgekommen sind, und was diese interessanten Ergebnisse bedeuten.

In einem späteren Beitrag wird der Autor die hier referierten Forschungsergebnisse des RATE-Projektes in einen größeren Zusammenhang stellen, um mögliche Konsequenzen zu diskutieren. Es erweist sich dabei angesichts der behandelten Thematik als unumgänglich, zunächst kurz auf die Bewegung des Kreationismus und seine Hauptströmungen einzugehen und sowohl Bezugspunkte als auch unüberbrückbare Differenzen zum heutigen Neokatastrophismus der herrschenden Lehre einerseits und zum von Immanuel Velikovsky

inspirierten chronologiekritischen Neokatastrophismus [Blöss 1991; Illig 1992; Heinsohn 2000; u. a.] andererseits aufzuzeigen. Schließlich wird der Autor dort aufgrund der gegenwärtigen Fakten seine eigenen momentanen Schlussfolgerungen für die Naturgeschichte skizzieren.

Radioaktive Kristalle produzieren Helium und geben es wieder ab

Bestimmte radioaktive Kristalle, Zirkone genannt, kommen in granitischen Gesteinen häufig vor. Wenn ein Zirkon-Kristall in sich abkühlendem Magma wächst, inkorporiert er Uranium- und Thorium-Atome aus dem Magma ins Kristallgitter. Nachdem der Zirkon fertig gebildet ist und sich das Magma etwas weiter abkühlt, bildet sich um ihn herum ein Kristall namens Biotit. Andere Mineralien wie Quarz und Felspat bilden sich angrenzend zum Biotit. Die Uranium- und Thorium-Atome in einem Zirkon zerfallen durch eine Serie von Zwischenelementen und schließlich zu Blei. Die Kerne verschiedener instabiler Zwischenprodukte emittieren Alpha-Teilchen, die Kerne von Helium darstellen. Für Zirkone der hier betrachteten Größe gilt, dass die meisten der sich anfangs schnell bewegenden Alpha-Teilchen abgebremst werden und innerhalb der Zirkone zur Ruhe kommen. Dann nehmen sie aus dem umgebenden Kristallgitter zwei Elektronen auf und werden zu Helium-Atomen. Folglich produziert ein Uranium 238-Atom acht Helium-Atome (4He), wenn es ein Blei 206-Atom wird. Helium-Atome sind leicht und gehen keine chemischen Bindungen mit anderen Atomen ein. Sie bewegen sich schnell zwischen den Atomen eines Materials und breiten sich so weit wie möglich aus. Dieser Prozess der Diffusion, theoretisch seit über einem Jahrhundert gut verstanden, führt dazu, dass Helium aus den meisten Materialien rasch entweicht.¹⁾

Zirkon-Kristalle aus präkambrischem Gestein enthalten immer noch große Mengen an Helium

1974 trieben Geowissenschaftler vom Los Alamos National Laboratory in den Jemez Mountains (New Mexico, USA) ein Bohrloch bis 4.300 m tief in heißes, trockenes granitartiges Gestein, um die Möglichkeit geothermaler Energiegewinnung abzuklären. Sie entnahmen Gesteinsproben aus den Bohrkernen, extrahierten daraus Zirkon-Kristalle, und maßen die Menge Uranium, Thorium und Blei in diesen Kristallen.²⁾ Aus diesen Daten errechneten sie, dass in den Zirkonen 1,5 Milliarden Jahre lang radioaktiver Zerfall stattgefunden hatte [Zartman 1979], womit gleichzeitig das Erstarrungsalter des betreffenden Gesteins ermittelt war (die Uran-Blei-Konkordanz-Altersbestimmung ergab für dieses Gestein bei einer Tiefe von 2.900 m einen Wert von $1.500 \pm$

20 Millionen Jahren). Dabei machten sie die übliche uniformitaristische Annahme, dass die radioaktiven Zerfallsraten immer konstant waren.

Das ermittelte Uranium-Blei-Modellalter von 1,5 Milliarden Jahren war konsistent mit uniformitaristisch-geologischen Erwartungen über das Alter des präkambrischen "basement rock", aus dem die untersuchten Zirkon-Kristalle stammten. Die Forscher schickten dann Gesteinsproben aus demselben Bohrloch zur Analyse an ein anderes Labor. Dort extrahierte Robert Gentry zusammen mit seinen Kollegen die Zirkon-Kristalle, wählte Kristalle zwischen 50 und 75 µm Länge aus, und maß die Gesamtmenge Helium in ihnen [Gentry et al. 1982]. Sie benutzten die Uranium-Blei-Isotopendaten aus dem Labor in Los Alamos, um die Gesamtmenge an Helium zu berechnen, die der radioaktive Zerfall in den Zirkonen produziert hatte (Uran zerfällt in mehreren Schritten zu Blei, wobei Helium freigesetzt wird). Durch die beiden Werte konnte der Prozentsatz des Heliums, das sich noch in den Zirkonen befand, berechnet werden. Gentrys Resultate waren bemerkenswert:

Tiefe (km)	Temper. (°C)	Menge Helium (cc/kg)	zurückgehalt. Anteil (%)
0,96	105	86	58
2,17	151	36	27
2,90	197	28	17
3,50	239	0,76	1,2
3,93	277	~0,2	~0,1

Tabelle 1: Heliumgehalt in Zirkon-Kristallen aus präkambrischen Gesteinen aus den Jemez Mountains (bei Los Alamos, New Mexico) und Anteil zurückgehaltenes Helium (% der Gesamtmenge, die in den Kristallen durch radioaktiven Zerfall entstanden ist). Die Gesteinsproben stammen aus unterschiedlicher Tiefe mit entsprechenden Temperaturen [Daten aus Gentry et al. 1982].

Aus der Tabelle geht hervor, dass bis zu 58 % (!) des durch radioaktiven Zerfall entstandenen Heliums nicht aus den Zirkonen diffundiert war (nämlich bei einer Tiefe von 960 m und einer Temperatur von 151 °C). Der Prozentsatz des zurückgehaltenen (d.h. nicht diffundierten) Heliums nimmt mit zunehmender Tiefe und Temperatur im Bohrloch ab. Dies bekräftigt die Annahme, dass tatsächlich Diffusion stattfand, denn in jedem Material nimmt die Diffusionsrate mit der Temperatur stark zu. Nach den Gesetzen der Diffusion sollte auch um so mehr Helium diffundieren, je kleiner die Zirkon-Kristalle sind. Das Bemerkenswerte an diesen Resultaten war nun Folgendes:

“Obwohl diese Zirkone winzig sind und in heißem Fels waren, behielten sie sehr hohe Prozentanteile von ⁴He zurück, die die radioaktiven Atome in den Zirkonen durch Alpha-Zerfall bei normalen Zerfallsraten über 1,5 Milliarden Jahre hinweg emittiert haben würden [...] Das ist für Evolutio-

nisten überraschend, weil sie nach mehr als einer Milliarde Jahre erwarten würden, dass das meiste He aus solch kleinen Zirkonen durch Diffusion entwichen sein sollte (indem sich die He-Atome durch das Kristallgitter hindurch winden), vor allem bei hohen Temperaturen" [Humphreys 2000, 345; Übersetzg. J.S.].

Verschiedene Kreationisten hielten es nach Publikation der Ergebnisse von Gentry et al. [1982] für unmöglich, dass nach der riesigen Zeitspanne von 1,5 Milliarden Jahren so viel Helium in den Zirkonen geblieben sein konnte. Aber sie hatten keine verlässlichen Messwerte für die Diffusionsrate von Helium in den betreffenden Mineralien, um die These zu untermauern.

1970 hatte der Russe Sh. A. Magomedov die Diffusionsrate von radiogenetischem Helium durch reine Zirkonkristalle (nicht eingebettet in andere Kristalle) gemessen. Diese Diffusionsraten waren zu hoch, um das Helium selbst bei Raumtemperatur für mehr als einige Jahrzehnte zurückhalten zu können. Wie auch immer, im vorliegenden Fall könnten die größeren Biotit-Kristalle, in die die Zirkone der Jemez Mountains eingebettet waren, das Helium wie in einer Art 'Überlauftrug' aufgefangen und so zu längeren Verweilzeiten des Heliums geführt haben. Die entscheidende Frage ist also auch: Wie schnell diffundiert Helium durch Biotit? Auch hier waren bis vor kurzem offenbar kaum Messungen verfügbar [Humphreys 2000, 346]. Genau hier setzten nun die neuen Untersuchungen von Humphreys [2003] an.

Bevor wir auf diese neuen Untersuchungen eingehen, muss noch ein anderer Aspekt angeschnitten werden, der in diesem Zusammenhang ebenfalls von Interesse ist: Bereits vor 45 Jahren wies ein Chemiker [Cook 1957] in einer Veröffentlichung in der Zeitschrift *Nature* darauf hin, dass die Erdatmosphäre gegenwärtig viel zu wenig Helium (aus radioaktivem Zerfall entstanden) aufweist, verglichen mit der Menge, die sie eigentlich besitzen sollte, wenn die Erde Milliarden Jahre alt wäre. Selbst wenn man in Rechnung stellt, dass stets eine geringe Helium-Menge aus der Atmosphäre in den Weltraum entweicht, ist – nach Humphreys [2000, 350] – trotzdem viel weniger Helium vorhanden, als nach Milliarden von Jahren radioaktiven Zerfalls in der Erdkruste zu erwarten wäre. (Nach der gemäß Humphreys [2000, 350] bisher nie grundlegend bestrittenen Rechnung von Cook enthält die Erdatmosphäre nämlich gerade 0,01 % der uniformitaristisch nach mehr als 4 Milliarden Jahren zu erwartenden ⁴He-Menge.)

Was wurde gemacht?

1997 begann die RATE-Forschungsinitiative [Vardiman et al. 2000]. Es wurden u.a. Schätzungen gemacht, wie hoch bei verschiedenen Temperaturen die Helium-Diffusionsraten³⁾ sein müssten, um die von Gentry festgestellten Heli-

um-Konzentrationen in Zirkonen zu erklären – und zwar für zwei verschiedene mögliche Alter der untersuchten Gesteinsproben: a) 6.000 Jahre (größenordnungsmäßig zu erwartendes Alter gemäß dem bibelfundamentalistischen Ansatz, den Humphreys und die anderen beteiligten Forscher des RATE-Projektes vertreten), und b) 1,5 Milliarden Jahre (gemäß geologischer Lehrmeinung).

Im Jahre 2000 wurden beide Datenreihen in einer Graphik als “Creation”-Modell und “Evolution”-Modell in dem Buch publiziert, in dem die Ziele des Forschungsprojektes vorgestellt wurden [Humphreys 2000]. D. Russel Humphreys und seine Leute haben dann in einem externen Hochpräzisions-Labor experimentelle Untersuchungen in Auftrag gegeben, um die Diffusionsrate von Helium in Zirkonen (wie auch in Biotit) zu ermitteln – und zwar aus Granodiorit-Proben, die aus demselben Bohrloch der Jemez Mountains bei Los Alamos stammen, aus dem auch Gentry sein untersuchtes Material bezog. Die Experimente wurden durch einen der erfahrensten Experten in der Bestimmung von Diffusionsraten in Mineralien durchgeführt. Der beauftragte Experimentator bestimmte zudem exakt den Heliumgehalt sowohl in den Zirkon-Kristallen, als auch in den die Zirkone umgebenden Biotit-Kristallen der betreffenden Gesteinsproben. Im Sommer 2003 lagen dann für Zirkon und Biotit Datensätze vor, die aus drei Gründen besonders interessant waren [Humphreys 2003, 3]:

- 1) Die Zirkone waren zwischen 50 und 75 μm lang.
- 2) Sowohl die Zirkone als auch die Biotite kamen aus 1.490 m Tiefe.
- 3) die Daten für die Diffusionsrate gingen jetzt bis auf 175°C herunter.

Punkt 1) und 2) bestätigen, dass diese Zirkone den von Gentry (s. o.) untersuchten genau entsprachen, da sie aus demselben Bohrloch, aus derselben Gesteinseinheit und aus demselben Tiefenbereich stammen sowie gleich groß sind. Nunmehr (3) reichten die Messungen der Diffusionsrate exakt in den Temperaturbereich, der in den Modellen abgedeckt war. Schließlich umfassten die Messungen der Helium-Diffusionsrate sogar einen Temperaturbereich von 50–500°C [Humphreys et al. 2003a].

Resultate und Diskussion

Bei 200°C wurde beispielsweise ein Helium-Diffusionskoeffizient (durch Zirkon) von $1.42 \times 10^{-17} \text{ cm}^2/\text{s}$ gemessen. Dieser Wert sowie die neuen Daten generell stimmen sehr gut mit der Voraussage überein, die Humphreys [2000, 348] in seinem Modell gemacht hat [Humphreys 2003].⁴⁾ Die gefundenen Diffusionsraten waren annähernd 100.000 mal höher als die maximalen Raten, die das uniformitaristische Gegenmodell zuließ. Die Untersuchungen bestätigten auch die von Gentry (Tab. 1) beobachtete hohe Zurückhaltung von Helium:

In Zirkonen aus einer Tiefe von 1.490 m und einer Temperatur von 125°C wurden 1.320 nmol/cc (42%) gefunden. Demgegenüber fanden sich in den umgebenden Biotiten lediglich 7 nmol/cc [Humphreys et al. 2003a]. Eine radiometrische Altersbestimmung ergab ein Uran-Blei-Konkordanzalter von 1.440 ± 2 Millionen Jahren. Humphreys und seine Mitstreiter kommen zu folgenden Schlussfolgerungen:

“Erstaunlicherweise finden wir bei den gegenwärtigen Bohrlochtemperaturen und den gemessenen Diffusionskoeffizienten, **das die Zirkone die beobachteten Niveaus an Helium nur dann zurückgehalten haben konnten, wenn die Zeitspanne weniger als rund 10.000 Jahre betrug.** Heute liegt der größte Teil der Felsäule [‘rock column’; gemeint ist der Felsbohrkern; J.S.] weit über der berechneten Zirkon-Helium-Einschluss-Temperatur von 128°C [Humphreys et al. 2003a; Hvhg. J.S.].⁵⁾

Gemäß publizierten thermischen Modellen aus Los Alamos, so heißt es weiter, würden die Temperaturen in der betreffenden Region, aus der durch das Bohrloch die Proben entnommen wurden, sogar wesentlich höher gewesen sein in den letzten 2 Millionen Jahren, und sich erst während der letzten 100.000 Jahre auf die heutigen Werte abgekühlt haben (dies bedeutet, dass dann das Entweichen des Heliums schneller abgelaufen wäre als bei den heutigen Temperaturen). Doch selbst bei den gegenwärtigen Temperaturen erfordern die von D.R. Humphreys ermittelten Helium-Diffusionsraten (die mit publizierten Raten für andere Zirkone gut übereinstimmen sollen) Helium-Zurückhaltungsraten, die um Größenordnungen geringer sein sollten als die tatsächlich beobachteten Werte, um mit dem Uran-Blei-Modellalter dieser Gesteine (ca. 1.44 Milliarden Jahre) vereinbar zu sein.

Humphreys [2003] sieht dadurch und durch weitere Resultate der Forschungsinitiative, die hier aber nicht näher ausgeführt werden können, die ursprünglich dem RATE-Projekt zugrunde liegende Hauptthese bestätigt: Die Zerfallsraten von Isotopen mit *langen* Halbwertszeiten seien während einer oder mehreren kurzen Epochen einer insgesamt kurzen Erdgeschichte stark beschleunigt gewesen (diese kurzen, katastrophalen Epochen mit beschleunigtem Zerfall werden von den betreffenden Forschern mit der Schöpfung und der biblischen Sintflut in Verbindung gebracht, die Ursache des beschleunigten Zerfalls unter Umständen sogar einem direkten Eingreifen Gottes zugeschrieben). Ein solcher beschleunigter radioaktiver Zerfall führe zum Kollaps der uniformitaristischen Jahrmillionenalter der Erdperioden auf eine (der Bibel entsprechende) Jahrtausendskala hinunter.

Es ist nun interessant zu sehen, dass diese Befunde für ein weiter oben (S. 231) angeschnittenes Problem eine plausibel scheinende Lösung anbieten. Dort wurde auf die chemische Zusammensetzung der Atmosphäre hingewie-

sen und auf die in ihr rätselhafterweise nicht annähernd vorhandenen Mengen an durch radioaktiven Zerfall in der Erdkruste entstandenem Helium, das dort aufgrund des vermuteten Jahrmilliarden-Erdalters erwartet wurde. Es wird nämlich von D.R. Humphreys und seinem Team – aufgrund ihrer Resultate durchaus auf der Hand liegend und logisch – argumentiert, dass ein großer Teil des Heliums nicht einmal genug Zeit gehabt habe, um aus den Zirkonen, wo es durch radioaktiven Zerfall entstand, zu entweichen, und noch viel weniger, um durch die darüber liegende Kruste nach oben zu steigen und in die Luft der Atmosphäre zu gelangen. Das nur spärlich in der Atmosphäre vorhandene Helium und der Helium-Überschuss in den Zirkonen passen jedenfalls gut zusammen und ergänzen sich mithin, um die provozierende These zu unterstützen, dass ein gewaltiges Ausmaß an radioaktivem Zerfall in der Erdkruste stattgefunden hat, während nur gerade einige Jahrtausende (anstatt Hunderte von Millionen Jahren) verstrichen sind [Humphreys 2000; Humphreys et al. 2003b].

Es sei an dieser Stelle noch auf ein weiteres, sehr interessantes Resultat aus dem RATE-Projekt hingewiesen. Es geht um den Nachweis von ^{14}C -Mengen in uralten Proben. Baumgardner et al. [2003] führen nicht weniger als 90 Studien anderer Wissenschaftler auf, in denen in organischen Proben aus allen Zeiten des Phanerozoikums mit modernen AMS-Messungen ^{14}C -Mengen über der Nachweisgrenze des AMS-Messgerätes festgestellt wurden. Die Proben, die eigentlich längst ^{14}C -tot sein sollten, wurden in verschiedenen Labors aus der ganzen Welt gemessen.⁶⁾ Die $^{14}\text{C}/^{12}\text{C}$ -Verhältnisse von – mit Ausnahme der jüngsten – allen phanerozoischen Proben scheinen im Bereich von 0.1-0.5 pmc geschart zu sein, was ^{14}C -Altern von 44.000 – 57.000 Jahren entspricht – und zwar unabhängig vom geologischen „Alter“. Baumgardner und sein Team fanden zudem selber signifikante ^{14}C -Mengen in Proben aus dem Eozän (Tertiär), aus der Kreide (Mesozoikum) und aus dem Pennsylvanian (Paläozoikum) und bestätigten damit die aufgeführten Studien anderer Forscher (die Resultate sind angeblich auch gut reproduzierbar). Es scheint sogar so zu sein, dass – wenn mit den hochempfindlichen AMS-Methoden entsprechende Proben getestet werden – fast ohne Ausnahme („almost without exception“) $^{14}\text{C}/^{12}\text{C}$ -Verhältnisse angezeigt werden, die weit über dem „AMS detection threshold“ liegen.

Am bemerkenswertesten ist aber: ^{14}C wurde durch Baumgardner et al. [2003] jetzt neu sogar in natürlichen Diamanten aus präkambrischen (!) Gesteinen aus Südafrika und Botswana nachgewiesen (im Mittel 0,121 pmc; diese Diamanten sind uralte, und nicht biologisch entstanden!). Der Autor konstatiert, dass Baumgardner et al. [2003] wohl nicht zu Unrecht die weitreichende Feststellung machen können, dass in der Naturwissenschaft eine ins

Auge springende (tausendfache) Diskrepanz bestehe zwischen den AMS-bestimmten ^{14}C -Gehalten und den dazugehörigen Altern der Gesteine (durch ^{238}U -, Rb-, und ^{40}K -Techniken ermittelt), die nicht mehr länger ignoriert werden könne. Die Forscher geben als wahrscheinlichste Erklärung für diese Diskrepanz an: Die Ungültigkeit der uniformitaristischen Vermutung, nach der die Zerfallsraten zeitunabhängig seien.⁷⁾

Vorläufiges Fazit

Die Frage des Alters der Erde hat die Naturforscher und Gelehrten schon immer beschäftigt – von Aristoteles über die Kirchenväter, Lord Kelvin bis zu Carl Sagan. Sie ist kontrovers diskutiert und unterschiedlich beantwortet worden. Von einem Alter von ca. 6.000 Jahren, das der protestantische Erzbischof James Ussher im 17. Jh. lehrte und an dem u.a. auch Isaac Newton (bekanntlich einer der größten und vielseitigsten Gelehrten aller Zeiten) festhielt [Palmer 1999, 34], bis zu 10 Milliarden Jahren und mehr [Dehm 1949] ist fast alles vertreten und begründet worden. Wie alt unser Planet tatsächlich ist, weiß bis heute niemand. Aber bei einer weitaus überwiegenden Mehrheit von Naturwissenschaftlern gilt heute als unstrittig, dass die Erde rund 4,5 Milliarden Jahre alt ist. Diese Hypothese ist in einem uniformitaristisch-urknalltheoretischen Deutungsrahmen der Naturgeschichte, wie ihn viele Naturwissenschaftler stillschweigend zugrunde legen, zweifellos sehr gut begründet. So liefert Dalrymple [1991] eine hervorragende Darstellung der Hinweise für ein Alter von etwa 4,5 Milliarden Jahren für das Material, aus dem die Erde, der Mond und die Meteoriten zusammengesetzt sind. Er kommt zu dem Schluss [ebd., 403; Übersetz. J.S.]:

“Die gefundenen Alter für die Milchstraße und das Universum sind vereinbar mit dem Alter von Erde und Sonnensystem, wie sie für Erdgesteine, Mondgesteine, Meteoriten und die Isotopenzusammensetzung von Blei in Meteoriten und alten Bleierzen festgestellt worden sind. [...] Es gibt wenig Zweifel, dass das Erdalter nahe bei 4,5 bis 4,6 Milliarden Jahren liegt, aber gegenwärtig beruht das ‘beste Alter’ für die Erde (4,54 Mrd. Jahre) auf den Bleiisotopenwerten von lediglich vier alten Bleierzen.”

Dies gilt es angesichts der oben referierten Befunde stets im Kopf zu behalten. Ein Erdalter von 4,5 Milliarden Jahren wurde andererseits von einigen hartgesottenen Kreationisten, die auf einem viel jüngeren Erdalter beharrten, schon immer bezweifelt. Doch die Verteidigung einer solchen Position erschien aus naturwissenschaftlicher Perspektive bis vor kurzem als ein Kampf auf verlorenem Posten. Selbst ein dem Kreationismus nahe stehender Physiker gestand vor einigen Jahren resigniert ein [Portmann 1995, 72]:

“Isotopengeologie und beobachtende Kosmologie legen ein Kosmosalter von größenordnungsmässig 10^9 Jahren nahe, wobei die raumzeitliche Unveränderlichkeit einiger Konstanten vorausgesetzt wird. Daher scheint eine Variabilität dieser Konstanten die Möglichkeit anzubieten, die empirischen Daten mit dem niedrigen Kosmosalter zu harmonisieren, das sich bei einem wörtlichen Verständnis aus der biblischen Überlieferung (den ersten Genesiskapiteln) ergibt. Es wird unter der exemplarischen Erläuterung einer empirischen Schranke und anhand allgemeiner Betrachtungen über den Charakter fundamentaler physikalischer Konstanten gezeigt, warum sich dieser Weg als Sackgasse erweist.”

Und weiter schreibt er [ebd.]:

“Die fundamentalen Wechselwirkungen, auf die man sich letztlich alle naturwissenschaftlichen Phänomene zurückgeführt denkt, werden durch das Standardmodell der starken, schwachen und elektromagnetischen Wechselwirkungen und durch die Einsteinsche Gravitationstheorie beschrieben. Diese vier Theorien haben alle experimentellen Präzisionstests der vergangenen Jahre glänzend bestanden – sind also hart labor-getestet.”

Die Ergebnisse des RATE-Projektes werden den Kurzzeitkreationisten nun neuen Auftrieb geben. Doch sind diese Ergebnisse auch für nichtkreationistische Neokatastrophen und Chronologiekritiker (zu denen sich auch der Autor zählt, obwohl er gleichzeitig auch intelligent-design-theoretischen Ansätzen gegenüber nicht grundsätzlich verschlossen ist) sehr interessant und werden daher hier zur Diskussion gestellt. Einige längstens notwendige, grundsätzliche Bemerkungen zum Kreationismus und zum Verhältnis zwischen Kreationismus, Uniformitarismus und Neokatastrophenismus im Zusammenhang mit der Frage von Erdalter und absoluter Chronologie werden vom Autor bald möglichst nachgeliefert [Spillmann, i.V.]

Doch Folgendes sei bereits festgehalten: Die referierten Befunde sind für die Geologie – und darüber hinaus für die ganze Naturgeschichte – von immenser Bedeutung. Sollten sich die betreffenden experimentellen Resultate durch unabhängige weitere Untersuchungen bestätigen lassen, und wird keine überzeugende alternative Erklärung für die ermittelten Daten vorgelegt, so ist damit ein Kernelement für die aufgrund von zahlreichen paläontologischen, astronomischen, geologischen, stratigraphischen und chronologischen Befunden dringend notwendig gewordene, bereits angelaufene, aber noch in den Kinderschuhen steckende Revision der Naturgeschichte aus chronologiekritisch-neokatastrophenistischer Perspektive gefunden. Nachdem der Glaubwürdigkeit von ^{14}C -Datierungen der Boden bereits entzogen ist [Blöss/Niemitz 1997; Blöss 2003], liegen nun erstmals gute physikalische Gründe vor, um die Verlässlichkeit auch der übrigen radiometrischen Datierungsmethoden grundsätzlich kritisch zu hinterfragen (die längst gesehenen zahlreichen und teils gra-

vierenden Datierungsdiskrepanzen in bestimmten Schichten reichten allein noch nicht aus, um das geochronologische Datierungsgerüst trotz aller Probleme ernsthaft zu gefährden).

Nicht zuletzt dieses Element war es, das man z.B. beim innovativen stratigraphischen Ansatz zur Evolution des Menschen [Heinsohn 2000] schmerzlich vermisst hat. Weitere tragfähige Elemente werden aber noch hinzuzufügen sein, denn ausnahmslos alle Autoren, die die Chronologie radikal verkürzen wollen, haben bisher u.a. mit großen geologischen Schwierigkeiten zu kämpfen. Dies wird beispielsweise auch bei einem Buch wie von Zillmer [2001] deutlich – so interessant und berechtigt es ansonsten ist. Sollten sich die hier referierten Forschungen des RATE-Teams als solide erweisen, so sind selbstverständlich auch mit diesem Ansatz enorme geologische Schwierigkeiten verbunden. Es spielt dabei natürlich auch eine Rolle, ob das wahre Erdalter dann letztlich größenordnungsmäßig z.B. bei 50 Mio., bei 5 Mio. oder eher bei nur noch 50.000 Jahren anzusetzen sein wird (darüber kann vorläufig nur spekuliert werden). Tatsache ist, dass es für unzählige Schichten aus ganz unterschiedlichen Formationen starke Indizien gibt, die jeweils klar für schnelle Bildung sprechen [Ager 1993]. Für alle diese Schichten stellt eine drastische Verkürzung der Chronologie meist kein Problem dar – ganz im Gegenteil.

Tatsache ist aber ebenfalls, dass es auch zahlreiche Schichten gibt, für die vergleichsweise wesentlich mehr Zeit anzusetzen ist. Dies gilt insbesondere für autochthon gewachsene Riffe und andere Stillwasserablagerungen. Eine differenzierte Betrachtung ist also notwendig. Die Postulierung von globalen Groß-Katastrophen, die in gewissen Fällen tatsächlich stattgefunden haben müssen, ist oft der falsche Weg. Vieles deutet aber unmissverständlich darauf hin, dass die Dynamik geologischer Prozesse früher zeitweise von ganz anderer Natur war als gegenwärtig. Von einer Gesamtdarstellung der Natur- und Menschheitsgeschichte, die allen wichtigen Beobachtungen gerecht zu werden vermag, sind gegenwärtig auch die chronologiekritischen Neokatastrophen noch weit entfernt – mit Sicherheit aber kaum weiter als diejenigen, die glauben, der naturhistorischen Wahrheit nahe gekommen zu sein, wenn sie

- 1) die Jahrtausendchronologie als sakrosankt betrachten,
- 2) am Gradualismus in der Geologie im Kern eisern festhalten und
- 3) – im Dogma des herrschenden Ultra-Neodarwinismus eines Richard Dawkins gefangen – Mutation und Selektion für denjenigen entscheidenden Triebmotor der Evolution ansehen, der selbst neue Baupläne und komplizierteste Organe hervorzaubert. Berechtigte Kritik an der den meisten Biologen offensichtlich fast unbegrenzt erscheinenden Erklärungskraft der natürlichen Selektion ist in dieser Zeitschrift von Menting [2000] geäußert worden. Ich

kann mich hier weitgehend anschließen und werde mich bei anderer Gelegenheit ausführlicher zur Evolution äußern.

Was jedenfalls im chronologiekritischen Neokatastrophismus bisher teilweise zu wenig gesehen worden ist (vgl. typisch etwa bei Blöss [2000], ist der Umstand, dass die Evolutionsfrage (und die damit verbundenen Kernprobleme der Makroevolution) nicht etwa einfacher, sondern schwieriger wird, wenn man einerseits alles zermalmende Großkatastrophen annimmt und gleichzeitig die Chronologie massiv verkürzt. Der Weg zu einer neuen naturhistorischen Synthese ist weit!

Endnoten

1) Dieser Abschnitt – meist wörtlich - nach Humphreys [2003, 1 ff.]; Übersetz. J.S.; auch in den nachfolgenden Abschnitten sind verschiedene Sätze oder kürzere Passagen aus den zugrunde liegenden Artikeln zum Teil wörtlich übernommen und übersetzt worden.

2) Die Zirkone, ungefähr 75 μm lang, waren in Biotit-Kristallen (= black mica) eingeschlossen. Die Biotit-Kristalle wiederum waren im heißen präkambrischen „basement granodiorite“ (einem granitischen Gestein) eingebettet. Zirkone sind für die radiometrische Altersbestimmung von granitartigen Gesteinen von herausragender Bedeutung in der Geochronologie.

3) Helium-Diffusionsrate durch Biotit (umgibt die Zirkon-Kristalle im Gestein); die Forscher glaubten damals, dass Biotit (und nicht das Zirkon) die entscheidende Schranke sei für das Diffundieren des Heliums aus dem Gestein. Später erwies es sich, dass das Rückhaltevermögen von Biotit wesentlich geringer ist als dasjenige von Zirkon (s. auch Endnote 4).

4) Aus der oben erwähnten Voraussage [Humphreys 2000, 348, Fig. 7] lässt sich folgender Wert herauslesen: in der Creation Model-Kurve der betreffenden Graphik beträgt der Diffusionskoeffizient (He in Biotit) bei einer Temperatur von 175°C (= 448,15°K) zwischen 10–17 und 10–16 cm^2/sec . In Humphreys [2003] zeigt eine graphische Darstellung, dass durch die neuen Experimente bei 175°C. in der Tat ein Diffusionskoeffizient zwischen 10-17 und 10-16 ermittelt wurde – allerdings für Helium in Zirkon und nicht für Helium in Biotit. Doch dies ändert in der Konsequenz wenig: Humphreys und seine Leute fanden nämlich schon bald heraus, dass Zirkon – und nicht wie sie ursprünglich angenommen hatten: Biotit – die Hauptschranke für die Diffusion des Heliums ist. Als das ursprüngliche Modell deshalb auf Zirkon angewendet wurde, ergaben sich Werte, die sehr nahe (innerhalb 0,5 %) bei den Werten des auf Biotit angewendeten ursprünglichen Modells lagen [Humphreys et al. 2003b]. Insofern können die ursprünglichen Voraussagen der Diffusionskoeffizienten als gültig betrachtet werden, aber sie sollten dahingehend neu interpretiert werden, dass sie auf Zirkon anstelle von Biotit anzuwenden sind [Humphreys, schriftl. Mitteilung 2003].

5) Unter der “closure temperature” versteht man diejenige Temperatur, bei welcher der Kristall eines Minerals, das auskristallisiert, aber noch am Abkühlen ist, abge-

geschlossen wird vom Zugang oder Verlust von Gasen oder Flüssigkeiten in bzw. aus seiner internen Struktur (nach Vardiman et al. [2000, 483]). Unterhalb der "closure temperature" kann also praktisch kein Helium mehr entweichen.

6) Bei einer gegebenen ^{14}C -Halbwertszeit von 5.730 Jahren sollte in organischen Proben, die älter als 200.000 Jahre (entspricht 35 Halbwertszeiten) sind, theoretisch überhaupt kein nachweisbares ^{14}C mehr vorhanden sein: 1 Gramm moderner Kohlenstoff enthält ungefähr 6×10^{10} ^{14}C -Atome, und nach 35 Halbwertszeiten Zerfall wird diese Zahl um einen Faktor von 3×10 bis 3×11 reduziert [Baumgardner et al. 2003].

Wird in solchen alten Proben doch ^{14}C gefunden (was wie gezeigt offensichtlich keineswegs selten der Fall ist), so wird dies in der Regel durch Kontamination in späterer Zeit zu erklären versucht. Selbstverständlich ist mit solchen Kontaminationen grundsätzlich zu rechnen, doch erscheint es angesichts der immer zahlreicher werdenden Nachweise immer fraglicher, ob man die nicht ins Konzept passenden Daten damit in allen Fällen noch glaubwürdig wegerklären und damit unter den Teppich kehren kann. Zudem sollte einem Folgendes bewusst sein: Wenn für ältere Zeiten regelmäßig so starke Kontaminationen angenommen werden müssen, stellt sich die Frage, warum dann nicht auch für die letzten 70.000 Jahre (Anwendungsbereich der ^{14}C -Methode) mit ähnlichen Kontaminationen organischer Proben gerechnet werden sollte. Damit wäre aber eine grundlegende Annahme der ^{14}C -Datierungsmethode untergraben, was wiederum für die Quartärforschung alles andere als gelegen käme (vgl im übrigen zu den in der Tat immensen Problemen dieser Datierungsmethode ausführlich Blöss & Niemitz [1997]). Spätestens aber dann, wenn selbst in härtestem Diamant aus dem Präkambrium signifikante ^{14}C -Mengen gefunden werden (vgl. dazu unten), wird deutlich, dass der Rettungsversuch der Uniformitaristen zu kurz greift.

7) Im Zusammenhang mit diesen ^{14}C -Ergebnissen ergibt sich allerdings ein Problem, das den RATE-Leuten auch sehr wohl bewusst ist: Wenn die Zerfallsraten zu einer früheren Zeit einmal erhöht waren (wie die Forscher in ihrer grundlegenden Hypothese vermuten; vgl. oben), dann würde man wohl zuerst auch vermuten, dass davon auch das ^{14}C betroffen war (und zumindest in geologisch alten Proben auch im Rahmen eines Kurzzeitmodells kein (oder höchstens noch sehr wenig) ^{14}C mehr erwarten, da dieses mit seiner kurzen Halbwertszeit angesichts des beschleunigten Zerfalls ja eigentlich zerfallen sein sollte). Doch wie die hier diskutierten Ergebnisse zeigen, wurden in alten Proben eben gerade signifikante (und für Uniformitaristen unerwartete) ^{14}C -Level nachgewiesen. Wie passt das nun zusammen? Humphreys [schriftl. Mitteilung, 2003] bemerkt dazu, dass gemäß ihrer Hypothese vom beschleunigten Zerfall in erster Linie Kerne mit langen Halbwertszeiten betroffen gewesen seien. ^{14}C mit seiner relativ kurzen Halbwertszeit würde keine so große Beschleunigung des Zerfalls erfahren haben. Ein Kerntheoretiker ihrer Gruppe, Eugene Chaffin, habe eine gute Hypothese, warum dies so sein würde. Diese sei bereits an einem Kongress vorgestellt, aber bisher noch nicht publiziert worden.

John H. Spillmann, Biologe, Glärnischstr. 10, CH-8344 Bärenswil

Email: john_spillmann@bluewin.ch

Fassung vom 20. 3. 2004

Referenzen

- Ager, D., 1993, *The New Catastrophism. The importance of the rare event in geological history*: Cambridge, Cambridge University Press, 231 p.
- Baumgardner, J.R., Humphreys, D.R., Snelling, A.A., and Austin, S.A., 2003, *The Enigma of the Ubiquity of C14 in Organic Samples Older Than 100 ka*, American Geophysical Union, Fall Meeting 8-12 Dec.: San Francisco, Poster.
- Blöss, C., 1991, *Planeten, Götter, Katastrophen. Das neue Bild vom kosmischen Chaos*: Eichborn, Frankfurt/M., 221 p.
- 2000, *Ceno-Crash: Neue Überlegungen zum Ursprung und zum Alter des Menschengeschlechts*: Berlin, Verlag IT&W, 232 p.
- Blöss, C. and Niemitz, H.-U., 1997, *Der C14-Crash. Das Ende der Illusion, mit Radiokarbonmethode und Dendrochronologie datieren zu können* : Gräfelfing, Mantis Verlag, 462 p.
- / -, 2003, *C14-Crashkurs. Warum wir mit C14-Methode und Dendrochronologie nicht absolutdatieren können: Zeitensprünge*, 15 (2) 430-458
- Cook, M.A., 1957, *Where is the earth's radiogenetic helium?*: Nature, v. 179, p. 213.
- Dalrymple, G.B., 1991, *The Age of the Earth*: Stanford, Calif., Stanford University Press, 474 p.
- Dehm, R., 1949, *Geologisches Erdalter und astrophysikalisches Weltalter: Naturwissenschaften*, v. 36, p. 166-171
- Gentry, R.V., Glish, G.J., and MyBay, E.H., 1982, *Differential helium retention in zircons: implications for nuclear waste management*: Geophysical Research Letters, v. 9, p. 1129-1120.
- Heinsohn, G., 2000, *Wie alt ist das Menschengeschlecht? Stratigraphische Grundlagen der Paläoanthropologie und der Vorzeit*: Gräfelfing, Mantis Verlag, 158 p.
- Humphreys, D.R., 2000, *Accelerated nuclear decay: A viable hypothesis?*, in Vardiman, L., Snelling, A., and Chaffin, E., eds., *Radioisotopes and the Age of the Earth: A Young-Earth Creationist Research Initiative*: El Cajon, Ca & St. Joseph, Missouri, ICR & Creation Research Society, p. 333-379.
- Humphreys, D.R., 2003, *New RATE data support a young world*: Impact, v. 366, p. 4.
- Humphreys, D.R., Austin, S.A., Baumgardner, J.R., and Snelling, A.A., 2003a, *Precambrian zircons yield a helium diffusion age of 6000 years*, American Geophysical Union, Fall Meeting: San Francisco, Poster.
- Humphreys, D.R., Austin, S.A., Baumgardner, J.R., and Snelling, A.A., 2003b, *Helium diffusion rates support accelerated nuclear decay*: Proceedings of the Fifth International Conference on Creationism, v. (Pittsburgh, PA: Creation Science Fellowship, 2003), p. 175-195.
- Illig, H., 1992, *Chronologie und Catastrophismus. Vom ersten Menschen bis zum drohenden Asteroideneinschlag*: Gräfelfing, Mantis Verlag, 256 p.
- Menting, G., 2000, *Funktioniert Darwins Evolutionsmechanismus? Kann die Entstehung der Artenvielfalt durch Zufallsmutationen erklärt werden?*: Zeitensprünge v. 12, p. 554-581
- Palmer, T., 1999, *Controversy, catastrophism and evolution: the ongoing debate*: New York et al., Kluwer Academic /Plenum Publishers, 452 p.
- Portmann, T., 1995, *Wie konstant sind die fundamentalen Naturkonstanten?*: Studium

Integrale Journal, v. 2, p. 68-80.

Spillmann, H.H., in prep., Thesen zur Naturgeschichte im Lichte von Neokatastrophismus, Chronologiekritik und neuen geologischen und kosmologischen Erkenntnissen

Vardiman, L., Snelling, A.A., and Chaffin, E.F., 2000, Radioisotopes and the age of the earth: El Cajon, California, ICR, p. 676.

Zartman, R.E., 1979, Uranium, thorium, and lead isotopic composition of biotite granodiorite (Sample 9527-2b) from LASL Drill Hole GT-2: Los Alamos Scientific Report LA-7923-MS.

Zillmer, H.-J., 2001, Irrtümer der Erdgeschichte: München, Langen Müller, 335 p.

Leserbriefe und Weiteres

Da zwei Autoren denselben Gedanken zur Himmelscheibe von Nebra hatten, erscheinen die beiden Leserbriefe in der Reihenfolge ihres Eintreffens.

Zur „Himmelscheibe von Nebra“ von Gerald Schmidt [ZS 3/2003, 675]:

In Erfurt hat uns Gerald Schmidt dankenswerterweise über den Stand der Überlegungen zur Himmelscheibe von Nebra informiert. Mir ist beim Nachlesen seiner Ausführungen in den letzten *Zeitensprünge* die Idee gekommen, dass es sich bei der rätselhaften „Barke“ auf der Scheibe um eine Himmelserscheinung handeln könnte, die uns allen wohlbekannt ist: nämlich um den Regenbogen. Die Streifen auf dem Bogen sind deutlich zu sehen. Offenbar differenziert die Scheibe nicht zwischen Tag- und Nachtphänomenen. Auch die farblichen Unterschiede der Lichterscheinungen werden nicht erfasst.

Für unser naturwissenschaftlich ge- und verbildetes Denken ist es natürlich ungewöhnlich, den Regenbogen auf einer Stufe mit Sonne, Mond und Sternen zu sehen. Früheren Menschen war aber der Gedanke sicherlich unbekannt, Sonne und Mond seien Millionen Kilometer von uns entfernte, sich drehende Kugeln. Immerhin bedenkt auch unsere eigene Rede von „Sonne, Mond und Sternen“ nicht die himmelweite Distanz, die Sonne und Mond von den übrigen Sternen trennt. Wenn wir am Nachthimmel Sternbilder wie den Großen Wagen oder den Orion betrachten, vergessen wir, dass diese Gestalten mit den realen Entfernungen der sie bildenden Lichter nichts zu tun haben.

Wer sich Kindheitserinnerungen bewahrt hat, weiß vielleicht noch, wie er Sonne und Mond als relativ nahe Erscheinungen am Firmament erlebte. Dem unverbildeten Geist mögen die Lichtphänomene am Himmel vorgekommen sein wie Erscheinungen an einem gekrümmten Himmelszelt, das sich von Horizont zu Horizont spannt und nicht viel größer ist als der sich zwischen diesen Horizonten erstreckende Teil der Erdoberfläche. Die von Illig im selben *ZS-Heft* („Humpert/Schenk – Brätz/Brätz“) erwähnten Versuche, das Sternbild Jungfrau mit Hilfe von Marienkathedralen (bzw. ihren heidnischen Vorgängerbauten) auf die Erde abzubilden, dürften demselben Weltgefühl entspringen sein.

Jan Beaufort, 97082 Würzburg, Frankfurter Straße 29

*

Der im letzte Heft der ZS gebrachte zusammenfassende Bericht über die Himmelscheibe von Nebra war für mich total neu und sehr interessant. So begann ich über die Funde von Mittelberg und Goseck nachzudenken und fühle mich nun in der Lage, die im Bericht vorhergesagte nächste Deutung der Darstellungen auf der Scheibe zu präsentieren. Bevor ich dies tue, muss ich aber etwas weiter ausholen.

Im letzten Sommer bereiste ich mit einer kleineren Gruppe allgemein interessierter Leute erstmals Schottland. Hierbei besichtigten wir auf der Orkney-Insel Mainland eine Reihe archäologischer Plätze mit Bauten, die entsprechend der gängigen Datierung aus der Jungsteinzeit stammen sollen. Die Bauten sind, vermutlich wegen der Abgelegenheit der Orkneys, in einem erstaunlich guten Zustand. Für etwa eine halbe Stunde reichte die Zeit bei unserer Gruppe für die Besichtigung des «Ring of Brodgar», der bei dem damaligen besten Wetter sehr eindrücklich wirkte mit etwa 25 noch aufrecht stehenden Steinsäulen in einem exakten Rund von mehr als 100 m Durchmesser. Wieder daheim besorgte ich mir Fachliteratur über die Archäologie der Orkneys (Colin Renfrew [Hg., 1990]: *The prehistory of Orkney*, Edinburgh; Anna Ritchie [1997], *Prehistoric Orkney*, London) und korrespondierte kurze Zeit danach mit dieser Autorin.

Meine Deutung der Funktion des Ring of Brodgar sieht wie folgt aus: Der Ring ist ein ausgezeichnetes multifunktionales Beobachtungs- und Messinstrument seiner Zeit, für dessen Herstellung keine Kosten gescheut worden waren. Er liegt (im Wesentlichen) horizontal und besitzt eine völlige, durch nichts gestörte Rund-um-Sicht bis zum natürlichen, kreisförmigen Horizont. Der Ring selbst ist perfekt kreisförmig und wies ursprünglich 60 Steinsäulen in gleichförmigen Abständen auf. Nach außen ist der Ring durch einen z.T. in den gewachsenen Fels geschlagenen, konzentrischen Graben begrenzt. Für die Säulen wurden Befestigungslöcher in den Fels geschlagen, in denen die noch stehenden Säulen mit Höhen von mehr als 4 m durch Steine perfekt verkeilt sind. Mit diesem Aufbau stellt der Ring eine Kreisskala mit definiertem Zentrum dar, gleich wie sie jede heutige Bahnhofs- oder Küchenuhr aufweist. Die Steinsäulen haben dabei nach meiner Meinung die Aufgabe, möglichst lange Schatten zu werfen, wenn die Sonne scheint. Der konzentrische, äußere Graben bot Schutz gegen außen und diente somit quasi als Gehäuse des teuren Messinstruments.

Gemessen werden kann mit dem Instrument als erstes der aktuelle Sonnenstand, indem festgestellt wird, welcher von allen, parallelen Säulenschatten gerade das Zentrum trifft bzw. in Richtung auf dieses Zentrum hinweist. Bei 60 Säulen trifft jeweils nach 24 heutigen Minuten ein neuer Schatten das Zentrum. Damit erfüllt das Instrument die Funktion einer Uhr.

Gemessen werden kann weiter die Richtung des ersten Strahls beim Aufgang der Sonne und der Richtung des letzten Strahls beim Untergang der Sonne am gleichen Tag. Die zugehörigen Steinsäulen dieser korrespondierenden Messungen teilen den Ring in zwei Teilstimente, deren Mitten durch einfaches Abzählen bestimmbar sind, und deren Verbindungslinie die konstante Nord/Süd-Richtung angibt. Damit erfüllt das Instrument auch die Funktion eines Kompasses.

Als drittes kann im Laufe des Jahres ständig ermittelt werden, wie sich die Richtungen der Sonnenauf- und Untergänge verschieben und welches die Wendepunkte der Verschiebungen sind. Damit liegen die Tage der Sommer- bzw. Wintersonnenwende exakt fest. Somit erfüllt das Instrument als drittes die Funktion eines Jahreskalenders.

Ich weiss nicht, ob noch weitere Funktionen erfüllt werden, aber alle drei gezeigten Funktionen sind von eminenter praktischer Bedeutung, besonders die Kalenderfunktion in einer zumindest teilweise vom Ackerbau lebenden Gesellschaft für die Bestimmung der Zeiten für die Aussaat. Dies macht verständlich, dass bei der Erstellung des Ring of Brodgar kein Aufwand gescheut wurde.

Damit komme ich zur Anlage bei Goseck. Die in den ZS gegebene Beschreibung und die Rekonstruktionsabbildung zeigen, dass zwischen dem Ring of Brodgar und der Anlage bei Goseck erhebliche Ähnlichkeiten bestehen. Beide Anlagen sind vergleichbar groß, sind exakt kreisförmig und besitzen einen äußeren Graben. Jedoch sind Unterschiede ebenfalls nicht zu übersehen. Bei Goseck handelt es sich um eine Holz/Erde-Konstruktion mit zwei konzentrischen Palisaden-Kreisen, wobei die Hölzer alle auf gleiche obere Länge geschnitten sind. Von einzeln stehenden Steinsäulen gibt es keine Spur, auch von anderen Anzeichen einer Skala keine, jedoch ist bei Goseck anders als bei Brodgar das Zentrum der Kreise markiert.

Ich negiere jetzt die obigen Angaben zu Goseck, um meine Kreativität zu fördern (eine bekannte Technik des Denkens) und sage: Die Hölzer der Palisaden-Kreise sind nicht alle gleich lang. Hat dies irgendeinen Einfluss auf den archäologischen Bodenbefund? Die Antwort lautet eindeutig nein; aus einem im Boden festgestellten ehemaligen Pfosten ergibt sich keinerlei Aussage über dessen Länge. Nun ist es klar: Es kann längere und kürzere Pfosten gegeben haben. Eine Instrumenten-Skala mit einzelnen, den Steinsäulen von Brodgar vergleichbaren Langpfosten neben niedrigeren Nachbarpfosten kann in keiner Weise ausgeschlossen werden.

Warum in Goseck Holz als Baustoff verwendet wurde, und in Brodgar Stein, liegt auf der Hand. Auf den Orkney-Inseln gibt es noch heute kaum einen Baum, während Goseck „zu Beginn der früheren Bronzezeit in einer von dichten Wäldern bedeckten mitteleuropäischen Schichtstufenlandschaft“ [Schmidt 675] liegt.

Aus dem Vorhandensein bzw. Nichtvorhandensein von Wald kann auch der Unterschied von einem Kreis bei Brodgar und zwei Kreisen bei Goseck erklärt werden. Auf den Orkneys ist die Vegetation niedrig und versperrt, hindert oder verändert die Sicht auf den flachen Horizont nicht. Es sind daher keine Hilfseinrichtungen zur Gewährleistung gleichbleibender Messqualität für die Sonnenauf- und -untergänge notwendig. Anders in Goseck; hier sprießen die Büsche und Bäume kräftig und hindern den Blick auf den weiten Horizont. Um daher bei den Sonnenbeobachtungen stets gleiche Verhältnisse zu gewährleisten, bewirkt der eine der beiden Kreise in Art einer optischen Blende eine Sichtbegrenzung nach unten und bildet damit einen künstlichen und damit gleichbleibenden Horizont. Welcher der beiden konzentrischen Kreise dabei welche Funktion übernimmt, Skala oder künstlichen Horizont, scheint mir irrelevant.

Es ergibt sich für die Anlage bei Goseck, dass ein Messinstrument entsprechend dem Ring of Brodgar zumindest nicht ausgeschlossen werden kann, wobei ich, da ich die Fundstelle nicht persönlich kenne, annehme, dass wenigstens in

den Richtungen nach Osten und Westen keine Höhenzüge den Horizont stark beschränken. Ein solches Messinstrument bildet dann jedoch im Wesentlichen kein „Sonnenobservatorium“ für spektakuläre Beobachtungen oder undefinierte Himmelskulte. Es ist vielmehr ein praktisches Instrument für den täglichen Bedarf und gerade deswegen durchaus glaubhaft.

Damit wird endlich die oben versprochene „nächste“ Deutung der Himmels-scheibe von Nebra möglich. Die Scheibe bildet zweifelsohne den Himmel ab, aber nicht mystisch, verklärt oder verbildet, sondern rein informativ, und zeigt, was ein Bronzezeit-Mensch am unerreichbaren Himmel alles so sehen konnte. Dieser Mensch sah am Nachthimmel kleine leuchtende Pünktchen, die wir heute Sterne nennen. Diese Pünktchen sind im Allgemeinen regellos über das ganze Firmament verteilt, das durch den flachen Horizont kreisförmig begrenzt ist, dargestellt durch den Scheibenrand. Es gibt aber auch auffällige Häufungen von Pünktchen, die zur besseren Orientierung des Auges am Firmament dienen können, heute Sternbilder genannt. Das dargestellte Siebengestirn kann daher ohne weiteres heute Plejaden genannt werden.

Der frühe Mensch sah weiter und nicht anders, als wir heute auch, am Tag die Sonne als hell leuchtende Scheibe hoch am Himmel. Von Sonnenfinsternissen war ihm nichts bekannt, es sei denn der Zufall hätte enorm mitgespielt. Es war ihm aber völlig geläufig, dass in der Nacht und ab und zu selbst am Tag der Mond zu sehen war, der seine Form laufend und periodisch änderte, und dass seine markanteste Form die Sichel ist.

Was sah der Bronzezeit-Mensch noch am Himmel? Sicherlich keine altägyptische Himmelsbarke mit Flimmerhärchen als Antrieb. Ich habe nachfolgend alles aufzulisten versucht; was er häufig oder nur ab und zu am unerreichbaren Himmel sah oder hätte sehen können. Dies sind Wolken in jeglicher Ausbildung am Tag, eventuell eine oder mehrere Sternschnuppen oder gar ein Nordlicht in der Nacht, eine Anzahl Blitze horizontal oder vertikal, Wetterleuchten. Alle diese Himmelserscheinungen sind mit Sicherheit auf der Himmels-scheibe nicht dargestellt. Aber eine eindrucksvolle Himmelserscheinung habe ich noch nicht genannt. Haben sie inzwischen auch erraten, was des Rätsels Lösung ist? Der Mensch der Bronzezeit sah den Regenbogen, und dies sicherlich voller Bewunderung und Staunen!

Ich mache nun einen Vorschlag: Legen sie sich gemütlich auf ihr Sofa und halten sie das letzte Heft der ZS mit der Abbildung der Scheibe über ihren Kopf und drehen das Heft eventuell auch einmal um seine Vertikalachse. Hiermit schauen sie nun wie der Bronzezeit-Mensch von unten her gegen das hohe Himmelsgewölbe und die besprochenen Objekte. Die Sterne verteilen sich über den ganzen Himmel. Sonne und Mond stehen hoch und damit etwa in der Mitte des Gewölbes bzw. der Scheibe. Der Regenbogen dagegen befindet sich relativ nahe dem Horizont und steht damit nicht so hoch wie die meisten Sterne, der Mond und die Sonne. Die Breite des Bogens ist in seinem Mittelbereich konstant. Gegen die beiden Enden des Bogens nimmt die Breite jedoch leicht ab. Dies und

seine durch die „kleinen Kerben“ bewirkte unscharfe seitliche Begrenzung deuten eindeutig auf das hin, was in der Natur beim Schauspiel eines schönen Regenbogens beobachtbar ist.

Nun bleiben noch die beiden Randbögen. Hier ist nun etwas abgebildet, was der Bronzezeit-Mensch nicht unbedingt ohne weiteres sehen konnte, aber von dem er durch seine Kenntnis der Kalenderfunktion der Anlage von Goseck genau Bescheid wusste. Ich bin mir bewusst, dass ich mir hiermit nun in etwa selbst widerspreche; aber so schlimm ist es auch nicht. Wenn sie die Abbildung noch über ihren Kopf halten, dann sehen sie rechts, d.h. im Osten des Himmelsgewölbes den Teilbereich des Horizonts, über den an sich ständig verschiebenden Stellen jeweils mit hellem Glanz die Sonne aufgeht. Daher die Darstellung in Gold. Links, d.h. im Westen des Himmelsgewölbes versinkt dagegen die Sonne an einer korrespondierenden Stelle im Dunkel. Diese Gegebenheit verdient kein Gold. Ich meine daher, dass solches vom herstellenden Künstler beim zweiten Randbogen bewusst weggelassen worden ist, im Gegensatz zur Aussage „ursprünglich zwei goldene Randbögen, von denen nur noch einer erhalten ist“.

Sind die Randbögen unter Beizug der Erkenntnisse des Ring of Brodgar bzw. der Anlage bei Goseck und die Himmelsrichtungen Ost und West auf der Scheibe richtig gedeutet, dann ergibt sich (Sie halten die ZS hoffentlich noch immer über sich), dass der Regenbogen im nördlichen Sektor der Scheibe angeordnet ist. Dies ist folgerichtig, da die Sonne als den Regenbogen miterzeugende Ursache hinter dem Betrachter stehen muss, und das ist an der Unstrut niemals die Richtung aus Nord.

Eberhard Schwerdtel, CH-3032 Hinterkappelen, Unterdettenstr. 37

*

Zum "Pyramiden-Irrtum" von Otto Ernst [ZS 3/2003, 662-674]:

Ernst hat sich mit einigen Fragen bezüglich der Erbauungszeit der großen Pyramiden beschäftigt, ohne dabei allerdings zu einem Ergebnis zu kommen. Hierzu möchte ich vier Bemerkungen machen.

1. Die Tatsache, dass die Pyramidenbauer auf der Abydos-Tafel am Anfang stehen, lässt keine eindeutigen Schlüsse zu. Wir wissen nicht wirklich, ob die Liste eine Chronologie der Vorfahren des Königs darstellen soll. Die wenig später entstandene Liste von Saqqâra bringt die Namen jedenfalls in umgekehrter Reihenfolge und ist in den Details nicht identisch mit Abydos. Diese Liste stammt aus dem Grab Sethos I. von der 19. Dynastie, die Heinsohn/Illig als perserzeitlich ansehen. Demnach wäre sie in derselben Zeit entstanden, in der man Herodot eine ganz andere Geschichtsversion berichtet hat.

2. Die Überlieferung, wonach die Eisentechnologie um -2000 entstanden sei, stützt sich auf die überkommene Chronologie Assyriens und Babyloniens, von der Heinsohn aufgezeigt hat, dass sie nicht stimmen kann. Selbst die Hethitologen verfechten nicht mehr die These, dass die Hethiter die Eisenverhüttung erfunden hätten. Auch bei ihnen sieht man nur Meteorisen.

3. In der Phase der Entwicklung, in der man Eisenwerkzeuge verwendete, war Eisen kein teures Material mehr, sondern das billigste. Das Verfahren der Verhütung ist höchst einfach – wenn man einmal auf den Trichter gekommen ist. Eisenerz gibt es fast überall reichlich. Man muss allerdings davon ausgehen, dass der Prozess in einer Region (oder in Regionen) erfunden wurde, wo es reichlich Holz gab – was für Ägypten definitiv nicht zutrifft. In Griechenland geschah der Übergang zum Eisen als Gebrauchsmetall in der Zeit, in der Homers *Ilias* entstand [23. 826 ff], also frühestens im -8. Jh.

4. Eine unbedeutende Kleinigkeit: Das 16. und 17. Jh. (Reformation, 30-jähriger Krieg, die Türken vor Wien) wird gewöhnlich nicht zum Mittelalter gerechnet. Außerdem: Der Ersatz von Schmuckkacheln durch Wandmalerei mag ja zu verschmerzen sein, der Rückgriff auf Bronzegerät an Stelle von Waffen und Werkzeug aus Eisen wäre eine ganz andere Sache.

Dr. Andreas Birken, Hamburg

*

“Zum Zeitsprung bei Christen und Moslems” v. Heribert Illig [ZS 3/03, 556ff]:

Vor dreieinhalb Jahren schrieb Klaus Weissgerber [ZS 3/2000, 443 f]:

“Ich erinnere daran, dass Zeller [1983b, 87, 109f] gestützt auf den archäologischen Befund, die Hidschra auf das Jahr **544** zurückdatiert hat. Anscheinend glaubte auch er, dass die Hidschra in frühislamischer Zeit Ausgangspunkt der Zeitrechnung gewesen ist. Wenn ich aber seine Erkenntnis so interpretiere, dass das Jahr 544 Ausgangspunkt der frühislamischen Zeitrechnung gewesen ist, kamen wir, obwohl wir methodisch verschieden vorgehen, zu einem verblüffend gleichen Ergebnis!”

Da H. Illig diese Passage offenbar falsch interpretiert hat, klärt Weissgerber jetzt den Sachverhalt auf.

Unter Bezugnahme auf meine Hidschra-Datierung in *Aethiopia I* [ZS 3/2003, 592] schrieb Heribert Illig in seinem “Fatimiden-Beitrag”:

“Hier spielt das Jahr **544** eine wichtige Rolle. Zeller [1993, 87] hat es als Jahr der Hidschra errechnet, Weissgerber [2000, 443] über das “Jahr des Elefanten” als Geburtsjahr Mohammeds bezeichnet. Beide sahen es anfangs als Ausgangsjahr der Hidschra-Rechnung, wobei letzterer nun die Hidschra bei 591 sieht”.

Diese Sätze sind insofern missverständlich, weil ich meinen Standpunkt nie geändert habe. Da ich zur Zeit an meinem dreiteiligen Indien-Beitrag arbeite, wird es wohl einige Zeit dauern, dass mein Folgebeitrag “Zur Chronologie des Jemen und der frühen Kalifen (Islamica IV)” veröffentlicht wird. Deshalb schreibe ich zur Klarstellung schon jetzt diesen Leserbrief.

Wie Illig richtig bemerkte, hatte ich in *Islamica I*, gestützt auf Prokopios sowie auf iranische, früharabische und äthiopische Schriftquellen, das Jahr 544 (das “Jahr des Elefanten”) als Geburtsjahr Muhammads errechnet und die These

vertreten, dass im arabischen Raum zunächst eine Zeitrechnung in Gebrauch war, die mit dem "Jahr des Elefanten" begann und erst später durch die Hidschra-Zeitrechnung abgelöst wurde. Schon hieraus ergibt sich, dass nach meiner damaligen (und jetzigen) Konzeption das Jahr 544 nicht das Jahr der Hidschra gewesen sein kann. Wie ich betonte, stand Muhammad zum Zeitpunkt der Hidschra "im besten Mannesalter" [ZS 2000, 444].

Diese Position konkretisierte ich in *Islamica II*. Ich verwies auf die Propheten-Biographie des Ibn Ishaq, in der dieser betonte, dass die Hidschra im 53. Lebensjahr des Propheten stattfand. Ich schrieb schon damals:

"Danach dürfte die Hidschra spätestens 597 erfolgt sein, spätestens deshalb, weil der Autor gewiss Mondjahre gemeint hatte" [ZS 2/2001, 252].

Von einer Änderung meines Standpunktes kann somit keine Rede sein. In *Aethiopica I* konkretisierte ich diesen lediglich, auf Grundlage äthiopischer Schriftquellen. Hierbei möchte ich darauf hinweisen, dass ich schon 2000 Mu'awiya, den angeblich fünften Kalifen, auf das Jahr 581 datiert hatte [ZS 3/2000, 444]. Aus seinen Münzen hatte ich geschlussfolgert, dass er schon damals, vor der Hidschra, byzantinischer Statthalter in Syrien gewesen war, also gleichzeitig mit Muhammad und den frühen Kalifen. Diese Konzeption erlaubt es, die Frühgeschichte der Kalifen somit zu rekonstruieren. Diese umfasste immerhin 33 Sonnenjahre, die Zeit zwischen 581 und 614.

Dr. Klaus Weissgerber, Ilmenau

*

Zunächst leiten sich die Fatimiden, worauf auch Halm hinweist, nicht eindeutig von Fatima ab, haben sich selbst auch nicht als "Fatimiden" bezeichnet, sondern als "Dynastie der Wahrheit", wohl im Sinne einer *rechtmäßigen* Dynastie. Halm weist darauf hin, dass der Ahnherr der späteren Dynastie wohl ein Bruder Alis namens Aquil war. Das war auch der Hauptgrund dafür, dass derjenige, der sich dann als Kalif bezeichnete bzw. sich als Mahdi offenbarte, von den meisten der sog. Siebener-Schiiten nicht anerkannt wurde, denn diese verstanden darunter einen *Nachfahren Alis und Fatimas* über den jüngeren Propheten-Enkel Hussein, speziell sogar einen Nachfahren Ismails, der meist als 7. Imam gezählt wird.

Der in Nordafrika zum Kalifen ausgerufene Fatimide tritt lediglich als Rivale zum Kalifen von Bagdad an: Das Kalifat von Damaskus wurde schon 750 durch den Sturz der Omayyaden beendet, schon 762 wurde *Bagdad* Hauptstadt der *neuen* Dynastie der *Abbasiden*. Dass sich dann auch Abd-ar-Rahman in Cordoba zum Kalifen ausrufen lässt, ist lediglich als Gegenmaßnahme gegen die schiitischen Fatimiden erfolgt.

Mit Muawija haben sich genau genommen *nicht die Sunniten*, sondern die *Omayyaden* gegen Ali, den Schwiegersonn Mohammeds durchgesetzt; die Bezeichnung Sunniten entstand erst *später*. Die Sunniten sind diejenigen, die den geschichtlichen Ablauf (insbesondere auch bei den Kalifen) sowie die Überlieferungen über Handlungen und Aussprüche Mohammeds, die Hadithe, akzeptierten. Aus ihnen und dem Koran entwickelte sich dann die Scharia.

Die Kalifen waren nur bis zum Anfang des 16. Jhs. Angehörige des Prophetenstammes, der Quraisch; auf die Osmanen traf dies nicht mehr zu.

Die *Ismailiten* waren ursprünglich kein Geheimbund, sondern diejenigen, die Dschafars Sohn Ismail als Imam anerkannten. Erst später entwickelte sich aus dieser Gruppierung der Geheimbund von Salamiya in Syrien, dessen 4. Großmeister sich schließlich als Mahdi offenbarte und dadurch die Fatimiden-Dynastie begründete.

Der Titel '*Agha Khan*' wurde erst im 19. Jh. dem persischen Zweig der Ismailiya von einem persischen Kadscharen-Herrscher verliehen.

Die *Charidschiten* empfanden nicht *sich selbst* als die Frömmsten, sondern postulierten, dass *der Frömmste aller Muslime* Kalif werden sollte, unabhängig von seiner Abstammung. Anfänglich *Anhänger* Alis, wandten sie sich dann von diesem ab und bekämpften ihn schließlich, weil er sich auf ein Schiedsgericht (gegen Muawija) bzgl. der Rechtmäßigkeit seines Kalifats eingelassen hatte.

Die *Entstehung des islamischen Reiches* ist auch im herkömmlichen Geschichtsbild völlig logisch, begründbar und unproblematisch: Expansion bis zur Ermordung Osmans, dann Stillstand während des Bürgerkrieges zwischen Ali und Muawija, nach dem Tode Alis und damit der Alleinherrschaft Muawijas und seiner Nachfolger, der Omayyaden von Damaskus, wieder Expansion, z.B. 711 nach Spanien und bis an den Indus. Expansionsstopp dann nach dem Sturz der Omayyaden im Jahre 750 und unter den Abbasiden beginnender Zerfall des Reiches. Der zwischenzeitliche Putsch-Versuch des Propheten-Enkels Hussein, der dabei 680 bei Kerbela ums Leben kam, war kein Bürgerkrieg, sondern konnte durch eine kleine Truppe von einhundert Mann niedergeschlagen werden.

Dr. Otto Ernst, 51373 Leverkusen, Georg-von-Vollmar-Str. 23

*

In diesen islamischen Kontext gehört ein Interview mit Christoph Luxenberg in der Süddeutschen Zeitung, 24. 2. 2004 (geführt von Alfred Hackensberger), nachdem im ZS-Heft 1/2003 Gerd Kögel und Angelika Müller zu Luxenberg geschrieben haben. Ein Ausschnitt:

Luxenberg: Ich habe den Koran erstmals 'synchron' gelesen, d. h. unter gleichzeitiger Berücksichtigung der aramäischen und arabischen Sprache. Dabei habe ich herausgefunden, dass das Aramäische in bisher ungeahntem Maße die Grundlage der Koransprache bildet, und dass vieles von dem, was man heute für 'Klassisch-Arabisch' hält, dem Aramäischen entlehnt ist.

SZ: Was ist dann mit der bisher gültigen Annahme, der Koran sei das erste in arabischer Sprache verfasste Buch?

Luxenberg: Der Koran ist nach islamischer Tradition im 7. Jahrhundert entstanden, während die eigentliche arabische Literatur frühestens mit der 'Biographie des Propheten' Mohammeds von Ibn Hisham (gest. 828) einsetzte. Wir dürfen deshalb annehmen, dass die nachkoranische, arabische Literatur erst nach al-Khalil b. Ahmad (gest. 786), dem Begründer der arabischen Lexikographie

(kitab al-ayn), und nach Sibawayh (gest. 796), dem Begründer der klassisch-arabischen Grammatik, sukzessive entstanden ist. Nehmen wir das Todesjahr des Propheten Mohammeds (632) als Abschluss des Korans an, dann ergibt sich eine Lücke von rund 150 Jahren ohne nennenswerte arabische Literatur. [...]

Zu einer Zeit, da das Arabische aus einzelnen unterschiedlichen Dialekten bestand und über keine normierte Schriftsprache verfügte, mussten die Missionare aus ihrer syro-aramäischen Kult- und Kultursprache schöpfen. So ist die Koransprache als arabische, oder vielmehr als aramäisch-arabische Schriftsprache entstanden."

Selbstverständlich waren Fachvertreter (Prof. Dr. Thomas Bauer, Münster und Prof. Dr. Lutz Richter-Bernburg, Tübingen) in Leserbriefen [SZ vom 23. 3. 2004] dagegen.

*

Hinweise:

Die angekündigte Langfassung von Gerhard **Anwanders** Artikel über Konstantin Faussners "Wibald von Stablo" steht auf der home-page des Verlages.

Der Preis für Charles **Ginenthal: Pillars of the Past** beträgt in Deutschland 37,95 \$.

Von Dr. Ulrich **Voigt** ist neu erschienen: *Das Jahr im Kopf. Kalender und Mnemotechnik*, Likanas Verlag, Hamburg, 358 S. Es enthält Kapitel über Ostern, Pessach und den Frühlingsvollmond, die für die frühmittelalterliche Kalenderdiskussion von Interesse und Bedeutung sind.

Walter Klier macht darauf aufmerksam, dass nunmehr Anatolij **Fomenkos** Werke preiswert auf Amerikanisch erscheinen (*History - Science or Fiction?*)

*

Neue Mantis-Angebote:

Von Dr. Andreas **Birken** ist ein *Neuer Atlas zur Geschichte des alten Orients* als CD erschienen. Es handelt sich noch nicht um die rekonstruierte, neue Chronologie, wohl aber um den Zusammenklang rings ums Mittelmeer, Jahrhundert für Jahrhundert vorchristlicher Zeit festgehalten. So bietet sich eine gute Kartengrundlage für die Rekonstruktion der antiken Geschichte. Die bildliche Darstellung wird durch ägyptische Regentenlisten von Menes bis zu Kaiser Maximianus (+313) ergänzt. Für Abonnenten € 17,50 inkl. Porto.

Vor Heft 2/2004 wird (endlich) von Specht K. **Heidrich** das posthume Werk *Mykenische Geschichten* erscheinen. Es handelt sich um den interessanten Versuch, aus den Sagen der mykenischen Zeit Verbindungen zu Hethitern, Ägyptern und anderen Völkern zu rekonstruieren und so eine neue Chronologie für den Mittelmeerraum im konvent. späten -2. Jtsd. zu erstellen. Heidrich ist durch den Buchtitel *Olympias Uhren gingen falsch* bekannt geworden. Der Subskriptionspreis liegt bis zum 31.8.04 für Abonnenten bei € 20,-

Mantis Verlag (Abonnenten-Preise *inklusive* deutschem Porto)

Klaus Weissgerber (2003): Ungarns wirkliche Frühgeschichte.

Árpád eroberte schon 600 das Karpatenbecken
325 S., 35 Abb.seiten, Pb.19,80 €, für Abonnenten 17,50 €

Heribert Illig · Franz Löhner (⁶2003): Der Bau der Cheopspyramide

nach der Rampenzeit
270 S., 127 Abb., Pb., 18,41 €, für Abonnenten 16,- €

Gunnar Heinsohn · Heribert Illig (⁵2003): Wann lebten die Pharaonen?

Archäologische und technologische Grundlagen für eine Neuschreibung
der Geschichte Ägyptens und der übrigen Welt
503 S., 192 Abb., Pb., 27,61 €, für Abonnenten 24,- €

Gunnar Heinsohn (⁴2003): Wie alt ist das Menschengeschlecht?

Stratigraphische Grundlegung der Paläoanthropologie und der Vorzeit
158 S., 42 Abb., Pb., 13,90 €, für Abonnenten 12,- €

Georg Menting (2002): Die kurze Geschichte des Waldes.

Plädoyer für eine drastische Kürzung der nacheiszeitlichen Waldgeschichte
170 S., 34 Abb., Pb.; 14,90 €, für Abonnenten 13,- €

Heribert Illig · Gerhard Anwander (2002): Bayern in der Phantomzeit.

Archäologie widerlegt Urkunden des frühen Mittelalters. Eine systematische
Studie in zwei Bänden
958 S., 346 Abb., 2 Pb.; 49,80 €, für Abonnenten 45,- €

Franz Siepe (2002): Fragen der Marienverehrung.

Anfänge, Frühmittelalter, Schwarze Madonnen
240 Seiten, davon 16 Kunstdruckseiten, Pb.; 17,90 €, für Abonnenten 15,- €

Alfred Tamerl (1999): Hrotsvith von Gandersheim. Eine Entmystifizierung

327 S., 17 Abb., Pb., 20,40 €, für Abonnenten 18,- €

Gunnar Heinsohn (³1999): Assyrerkönige gleich Perserherrscher!

Die Assyrienfunde bestätigen das Achämenidenreich
276 S., 85 Abb., Pb., 18,41 €, für Abonnenten 16,- €

Gunnar Heinsohn (²1997): Wer herrschte im Indusstal?

Die wiedergefundenen Imperien der Meder und Perser
102 S., 43 Abb., Pb., 10,23 €, für Abonnenten 10,- €

Heribert Illig (³1996): Hat Karl der Große je gelebt?

405 S., Pb., Vorläufer des ‚Erfundenen Mittelalters‘, für Abonnenten 5,- €

Reinhard Sonnenschmidt (1994): Mythos, Trauma und Gewalt

in archaischen Gesellschaften
131 S., 25 Abb., Pb., 11,25 €, für Abonnenten 11,- €

Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jahrgang 16, Heft 1, April 2004

- 3 Editorial
- 4 Andreas Birken: Rawlinsons fünf Reiche
- 19 Heribert Illig: George Rawlinson - continuatus
- 28 Meinhard Hoffmann: Ein Pharao verliert seinen Ent-decker
- 36 Gunnar Heinsohn: Säulen der Vergangenheit / Ginenthal-Rezension
- 39 Peter Winzeler: Das Reinheitsdekret des Jakobus und der Apostel in Qumran (Redatierungen zum NT III)
- 60 Peter Amann: Von "The Merrie Thought" nach "The Cursus" – via Stonehenge
- 85 Heribert Illig: Die Debatte der Schweigsamen. Zum "Schwachsinn" des frühen Mittelalters
- 102 Franz Siepe: Eine Ergänzung zu Joachim von Fiore
- 104 Nikolai Wandruszka: Der erste Hufschmied
- 125 Martin Henkel: „...spâhe sint Peigira.“ Althochdeutsche Sprache und Literatur und die Phantomzeit-Theorie
- 145 Heribert Illig: Stabwechsel mit Martin Henkel. Eine Antwort
- 152 Fabian Fritzsche: Wikinger in Deutschland
- 170 Heribert Illig: Höhen und Tiefen der Archäoastronomie. Maya-Kalender und Astrolabien
- 183 Klaus Weissgerber: Zur indischen Chronologie. Grundprobleme. Erster Teil (Indica I/1)
- 215 Z.-A. Müller: Was ist und wie entsteht ein Symbol ?
- 227 John H. Spillmann: Helium lässt die Geochronologie wanken

- 101 Fortsetzung der Mittelalter-Debatte
- 242 Leserbriefe und Weiteres
- 251 Verlagsmitteilungen

ISSN 0947-7233